

Hajo Seng



Die Begegnung

Hajo Seng

Die Begegnung

2021 Begegnungen

2022 Das Flüstertagebuch

2022 Zwischen Nicht und Ich

fünfte Auflage, 2024

Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
hajo.seng@autsocial.de
www.hajoseng.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Begegnungen.....	11
Das Flüstertagebuch.....	93
Zwischen Nicht und Ich.....	151
Die Begegnung.....	152
Geheimnisvolle Verbindungen.....	171
Erfahrung und Erkenntnis.....	185
Skizze einer subjektiven Wissenschaft.....	204
Nachwort.....	226

Vorwort

Die drei Texte hier beschreiben eine archäologische Forschung über eine Begegnung, die ich mit ungefähr elf Jahren hatte. Diese Begegnung änderte mein Leben so radikal wie nichts anderes. Sie katapultierte mich heraus aus meiner abgeschlossenen und selbstgenügsamen Kindheitswelt, in der ich Menschen als eine von vielen Tiergattungen wahrgenommen hatte und meine Tagträume so real erschienen, dass ich sie kaum von einer äußeren Wahrnehmung unterscheiden konnte. Danach fand ich mich in einer Welt wieder, in der ich einer von vielen Menschen war, in der ich mir aber zugleich unbeschreiblich fremd vorkam. Später, da war ich bereits vierzehn Jahre alt, erkannte ich den Jungen, dem ich mit elf begegnet war, in einem meiner Klassenkameraden wieder; allerdings konnte ich diese Wiederbegegnung damals nicht einordnen. Nachdem ich viel später, etwa 47 Jahre nach der ersten Begegnung, einen kurzen Kontakt mit dem Menschen hatte, dem ich damals begegnet war, wurde mir klar, dass wir damals auf eine sehr direkte Weise miteinander verbunden gewesen sein mussten. Ein für mich damals geheimnisvolles Verhältnis jenseits von allem, was unter Freundschaft oder dergleichen verstanden wurde.

Mir wurde auch klar, dass diese Verbindung daraus besteht, dass wir beide uns sehr spät zu einem „Ich“ entwickelt haben, zu etwas, was sich in einem Spiegel – und in unserem jeweiligen sozialen Umfeld – wiedererkennen und -finden kann. Anders als die meisten Menschen gingen wir in einer Zeit durch diese Entwicklung, in der wir sie bewusst erleben konnten, ich mit etwa elf, zwölf Jahren. Für mich ist dieses Erleben auch damit verbunden, dass ich bis heute meine enge Bindung an ein In-der-Welt-Sein vor dem Ich-Sein behalten habe. Es ist in meinem Leben zu einer Forschung geworden, zu einer Aufgabe, nämlich, diese beiden sehr unterschiedlichen Aspekte meiner Biographie und meines Seins zusammenzuführen, zu einem Ganzen werden zu lassen. Das ist eine Aufgabe, die niemals gelöst werden kann, weil sie kein Ganzes bilden können und ein Leben mit diesen beiden Erfahrungen des In-der-Welt-Seins immer ein Leben in einer fragmentierten Wirklichkeit sein wird. Das macht die Forschung darüber nicht obsolet, im Gegenteil, dieses Forschungsfeld erweist sich als unbegrenzt reichhaltig. Neben anderen literarischen Annäherungen ist dies hier eine weitere, bestehend aus drei Texten.

Der erste Text ist fiktional und ein Versuch, einen erweiterten Kontext dieser Begegnung zu zeichnen. Biographien, die eng miteinander verflochten sind und über Generationen hinweg miteinander kommunizieren. Der zweite ist enger an meine erinnerte Biographie angelehnt und leuchtet diese Begegnung eher aus der Nähe aus. Es ist ein Tagebuch, das ich nicht geschrieben habe, aber so hätte schreiben können. Der dritte Text zeigt einen Perspektivwechsel und öffnet den Blick für das Potenzial, das in einer späten Ich-Werdung liegt. Es mündet in eine Theorie, die versucht, den Rahmen für die Erfahrung zu bilden, die ihr zugrunde liegt.

Begegnungen

Inzwischen ist es um diese Zeit noch dunkel draußen. Leonard bereitet sich wie jeden Morgen auf das Joggen vor: lange Unterhose, Trainingshose, Sweatshirt, Kapuzenpullover, Laufschuhe an, Mütze auf und Kapuze drüber. Um 7 Uhr 10 verlässt er wie immer das Haus. Er weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber 7 Uhr 10 hat sich als die Zeit eingestellt, zu der er seinen morgendlichen Dauerlauf beginnt. Dafür muss er nicht auf die Uhr achten und auch nicht den Wecker stellen. Das morgendliche Laufen ist der Höhepunkt eines jeden Tages; der wiederkehrende Höhepunkt eines Lebens, das fast nur noch aus Routinen besteht, die sich nach und nach mühelos einstellen konnten, weil es nichts gibt, was sie durchbricht. Ein Tag wie der nächste trägt Leonard in einem gleichförmigen Lauf durch sein Leben. Seine Laufstrecke ist ungefähr zehn Kilometer lang, wofür er eine dreiviertel Stunde benötigt, zu der dann noch eine Viertelstunde mit Dehnübungen kommt. Nicht schlecht für jemanden, der fast fünfzig ist. Um 8 Uhr 10 ist er wieder in seiner kleinen Wohnung, wo er verschwitzt das Frühstück zu sich nimmt und anschließend duscht. Jeden Tag, Sommer wie Winter, bei jedem Wetter. Beim Laufen denkt er zuerst darüber nach, wie der Tag verlaufen würde; das erwartete Programm zeigt sich in seinen Gedanken als eine Abfolge von Bildern: Das Frühstück, die Dusche, das Büro, in dem er als Buchhalter arbeitet, und der Spaziergang nach Feierabend, um 18 Uhr 30. Da er spät zu arbeiten anfängt, arbeitet er bis 18 Uhr und ist kurz vor halb sieben wieder zu Hause. Nach dem Spaziergang sieht er sich einen Film an; er hat eine beträchtliche Sammlung von DVDs, die immer weiter wächst. Jedes Mal wenn er eine interessante Ankündigung oder Rezension liest, kauft er den Film, der sich dann in eine lange Warteschlange anzuschauender Filme einreihet. Da er es oft schwierig findet, den Handlungen zu folgen, sieht er sich jeden Film mehrmals hintereinander an; zwei oder drei Mal, sodass er zwei Filme pro Woche schafft. Am Wochenende schaut er sich keine Filme an, sondern verbringt die Zeit am liebsten draußen und fährt mit dem Fahrrad los, um dann irgendwo zu sein, wo es schön ist. Einfach sein, draußen sein, die Luft spüren, die Hitze im Sommer, die Kälte im Winter, einfach spüren, leer werden, leer an Gedanken. Bei schlechtem Wetter liest er. Auch das ist schon seit Langem zu einer Routine geworden. Leonards Routinen sind stark aber keine Zwänge; es stört ihn nicht im Geringsten, wenn sie mal durchbrochen werden, etwa weil es am Wochenende regnet oder er unter der Woche krank ist und nicht arbeiten

kann. Selbst wenn er mal nicht joggen kann, was sehr selten vorkommt, kann er sich gut damit arrangieren. Die Routinen sind einfach da, sie stellen sich ein, ganz von selbst. Leonard müsste sich aktiv gegen sie wehren, wenn er sie nicht wollte; aber wozu? Sie betten ihn ein wie in einen Cocon und tragen ihn durch sein Leben. Besser kann er es gar nicht haben, denkt er manchmal; geschützt vor allem, mit dem das Leben an Unangenehmem, Enttäuschendem oder Verletzendem aufwarten kann. So wie jetzt in seiner Kleidung, die ihn vor der Kälte und auch vor dem Lärm am frühen Morgen schützt, der durch die dicke Mütze und die Kapuze spürbar gedämpft wird.

Er kann sich aber auch nicht darüber hinwegtäuschen, dass ihn sein Cocon auch einsperrt. Manchmal spürt er ihn so eng, dass er sich kaum mehr bewegen kann. Nichts dringt mehr zum ihm durch, es gibt dann nur noch das Gefühl, bewegungslos zu sein, wie gefesselt, und zu fallen, zu fallen, zu fallen – ohne Ende. Nach wenigen hundert Metern sind sein Atem und die Bewegungen seiner Arme und Beine synchronisiert. Während er läuft und im Rhythmus seiner Schritte seinen Atem spürt, fällt er in seine Gedanken. Er fällt immer tiefer, ohne je anzukommen, und im Fallen tauchen sie auf, die Erinnerungen. Auch wenn es unterschiedliche Erinnerungen sind, gibt es ein paar wenige, die immer wieder kommen, hunderte, tausende Male, immer wieder. Manchmal verdichten sie sich und er rennt dabei immer schneller, bis er wieder seine Geschwindigkeit drosseln muss, um bis zum Ende der zehn Kilometer durchzuhalten. Er weiß nicht, ob er seinen Erinnerungen hinterherrennt oder vor ihnen davonläuft. Es ist auch egal, denn egal wie schnell er rennt, er wird sie weder einholen noch ihnen entkommen; genauso ist es mit seinem Cocon. Darin hat er seine komplette Kindheit verbracht; abgeschlossen, selbstgenügsam und gleichgültig gegenüber allem, was um ihn herum geschah. Er hat allerdings nur wenige schemenhafte Erinnerungen aus seiner Kindheit. Für ihn zählte einzig die Welt seiner Gedanken; alles andere erreichte ihn nur, wenn es sich in sie einbauen ließ, Tiere beispielsweise, mit Vorliebe Insekten, Schnecken, Würmer, Bäume oder auch Buchstaben, mit denen er sich stundenlang beschäftigen konnte. Er war zweifellos glücklich in seinem Cocon; wenn er sich selbst in seinen Erinnerungen sieht, leuchtet sein Gesicht. Es ist zwar nur schemenhaft zu erkennen, so schemenhaft, dass es irgendein Kindergesicht sein könnte, aber es leuchtet; blau, grün, gelb, meistens blau. So sieht er in Gedanken sein Kindergesicht, seine Hand, die einen Regenwurm berührt, der dann ebenfalls

zu leuchten beginnt. Auch der Horizont beginnt zu leuchten, während die Sonne dabei ist aufzugehen. Die Wolken geben schmale Streifen frei, in denen der helle Himmel zu sehen ist; in Blau. Leonard taucht aus seinen Gedanken wieder auf; er ist fast wieder zu Hause angekommen. Es folgen die Dehnübungen vor der Haustür, das Frühstück, wie gewohnt Roggenbrot mit Käse, die Dusche, der Gang ins Büro, die Buchhaltung und am Ende der Abendspaziergang und der Film; zum dritten Mal in dieser Woche: es ist Mittwoch.

In der Nacht hat es geschneit, ein Schneeregen, der bereits am Abend begonnen hat. Von dem Schnee ist aber nur noch Schneematsch übrig; zum Glück nieselt es nur noch leicht. Leonard würde auch bei Regen laufen, aber mit der nassen Kleidung ist es nicht angenehm. Vor allen Dingen würde es seine Routine durchbrechen, weil er dann zuerst duschen und danach frühstücken müsste. Bei dem Nieselregen wird es nicht notwendig sein; dann ist allerhöchstens die äußere Kleidungsschicht nass. Leonard hat wie gewohnt seinen Tag vor Augen; es ist Montag und er hat eigentlich keine Lust, ins Büro zu gehen. Buchhaltung wäre ja noch in Ordnung, aber gegen die unvermeidliche Begegnung mit seinen Kollegen regt sich ein deutlicher Widerwille; mehr als sonst. Nach kurzer Zeit ist er in seinen Gedanken bei dem Cocon angekommen, in dem er seine Kindheit verbracht hatte. Warum hat er ihn überhaupt verlassen? Das ist eigentlich eine rhetorische Frage; er weiß genau, warum er ihn verlassen hat. Der Cocon um ihn herum leuchtet blau; er leuchtet in einem so intensiven Blau, das es in Wirklichkeit gar nicht gibt. Jedes Mal wenn ihn seine Gedanken in den Cocon seiner Kindheit führen, fühlt es sich unglaublich gut an, darin zu sein. Ein fast schon unheimliches Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit, das Gefühl, Teil dieser Welt zu sein, für alle Zeiten Teil zu sein.

In dem Cocon zeichnet sich schließlich eine helle Kontur vor dem blauen Hintergrund ab, die zunehmend menschliche Züge annimmt. Plötzlich steht er vor ihm, dieser Junge in seinem Alter, schätzungsweise elf oder zwölf Jahre. Wie ein Spiegelbild steht er vor ihm und starrt zurück, während Leonard ihn ansieht. Sein Gesicht ist unscharf, gerade deutlich genug, um erkennen zu können, dass es sich um einen Jungen in seinem Alter handelt. „Wer bist du?“, hört Leonard in Gedanken eine Kinderstimme fragen; der Junge bewegt seine Lippen, ohne dass etwas hörbar wäre. Er bewegt stumm die Lippen, streckt ihm seine Hand entgegen, verblasst wieder und verschwindet im blauen Hintergrund. Leonard sieht, wie seine Kinderhand versucht, den inzwischen verblassten Jun-

gen zu berühren, und plötzlich ist der Cocon um ihn herum verschwunden. Statt dessen findet er sich inmitten eines lärmenden Gewimmels wieder. So viele Konturen, Farben, Reflexionen, alles in atemberaubender Geschwindigkeit, und dazu dieser ohrenbetäubende Lärm, Hupen, Sirenen, Stimmen. So musste es gewesen sein, damals, als er mit elf Jahren seinen Cocon verließ. Herausgelockt von dieser Erscheinung. Gab es diesen Jungen wirklich oder war es nur ein Tagtraum? Vielleicht war es er selbst, den er in einem Spiegel gesehen hatte; womöglich das erste Mal, dass er sich selbst erkannte in diesem Wesen, das der Spiegel zeigt? Eigentlich erkennen Menschen sich bereits im frühkindlichen Alter selbst, aber er war in dieser Hinsicht offenbar ein Spätentwickler. „Spätentwickler“ geht Leonard mehrmals durch den Kopf.

Das Gesicht des Jungen im Cocon war zu unscharf, um es richtig erkennen zu können. Seine Kleidung dagegen konnte er deutlich sehen: Der Junge trug eine dunkelblaue Cordhose, ein hellblau kariertes Hemd mit einem dunkelblauen Rollkragenpullover darunter und helle Turnschuhe. Alles in Blau, sogar seine Turnschuhe hatten blaue Streifen. Dass sich Leonard immer noch so genau daran erinnern kann und das Bild von diesem Jungen mit dem unscharfen Gesicht exakt vor Augen hat, ist schon ziemlich merkwürdig. Aber richtig merkwürdig ist, dass wenige Jahre später, zu Beginn der zehnten Klasse, ein Junge neu in die Klasse kam, der genau diese Kleidung trug; wirklich genau. Florian kam zusammen mit einem anderen Jungen, der auch neu in das Dorf gezogen war und seitdem neben ihm saß. Und nach der elften Klasse gingen sie beide wieder, weil ihre Zeugnisse zu schlecht waren, um versetzt zu werden. Kurze Zeit später zogen sie zusammen weg, nach England; offenbar waren sie befreundet, aber das hatte Leonard damals nicht besonders interessiert. Überhaupt konnte er sich an den zweiten Jungen nicht erinnern; in seinen Erinnerungen ist er eine Kontur, eine menschenähnliche Figur, ohne Haare, ohne Kleidung und ohne Gesicht. Ganz anders Florian, der Junge in der blauen Kleidung. Wie kommt es, dass er dieselbe Kleidung getragen hatte wie der Junge, der ihm ein paar Jahre zuvor in seinem Cocon erschienen war? War er dieser Junge? Leonard hat sich immer wieder gefragt, ob die Erinnerung an den Jungen im Cocon erst im Nachhinein entstanden ist, zumindest, was die Kleidung angeht. Allerdings erinnert er sich genau an das erste Mal, als er Florian gesehen hatte; ihm war sofort klar, das ist der Junge aus dem Cocon. Florian hatte immer etwas blaues an; er war auch der einzige in der Klasse, der Rollkragen-

pullover unter seinen Hemden trug, außer im Sommer. Auch Leonard hatte vorwiegend blaue Kleidung. Allerdings trug er meistens nur Pullover, mit oder ohne Rollkragen, und nur gelegentlich mal ein Hemd; das dann aber immer mit einem Pullover darüber. Bis Florian kam. Leonard passte seinen Kleidungsstil schon nach wenigen Tagen an ihn an. Anfangs fühlte es sich noch ungewohnt an, einen Pullover unter dem Hemd zu tragen, aber daran gewöhnte er sich schnell. So waren Florian und er die einzigen in der Klasse, die Hemden mit Rollkragenpullover darunter trugen.

Da saß er also plötzlich in seiner Klasse, der Junge aus dem Cocon; der Junge, nach dem er seine Hand ausgestreckt hatte. Was sollte das bedeuten? Und wie sollte es weitergehen, was sollte er mit ihm anfangen, dem Jungen, der in den Farben seines Cocons gekleidet war und einen so verheißungsvollen Namen hatte, Florian? Für Leonard war es ein Rätsel, wie man mit anderen Menschen Kontakt aufnehmen konnte. Es störte ihn eigentlich auch nicht, weil ihm die Kontakte genügten, die er als Redakteur der Schülerzeitung hatte. Da war es einfach, denn es gab ja Aufgaben, die man gemeinsam erledigte. Mit Florian gab es aber keine gemeinsamen Aufgaben, weil es keine gemeinsamen Interessen gab. Jetzt wurde es zu einem Problem, dass Leonard nicht wusste, wie es funktioniert, mit anderen in Kontakt zu kommen. Er bemühte sich, Florian möglichst häufig zu begegnen, aber trotz aller Bemühungen ergab sich kein Kontakt. Zwei Schuljahre später verließ Florian die Schule wieder und sie verloren sich endgültig aus den Augen. Das war Florian: Begegnungen aber kein Kontakt; immer wieder musste Leonard darüber nachdenken. Seit er Florian das letzte Mal begegnet war, bedrängt ihn dieser Gedanke: Sie sind sich in den zwei Jahren so oft begegnet, dass es sich unvorstellbar nahe anfühlte, als lebten sie ein gemeinsames Leben, aber es gab keinen Kontakt, keine Verabredung, keine Freundschaft, nur diese Begegnungen, die er arrangierte, indem er da war, wo Florian war. So ist es in Leonards Leben seither auch geblieben, es gab Begegnungen, sehr schöne und auch sehr bedeutungsvolle, aber nie gab es einen Kontakt, keinen einzigen. Während er die Dehnübungen macht, muss er sich geradezu zwingen, Florian in seinen Gedanken wieder loszulassen. Er muss sich auf den kommenden Tag konzentrieren, Frühstück, Dusche, der Weg zur Arbeit. Abends gibt es einen neuen Film, darauf freut er sich schon.

Er beobachtet sich im Spiegel, wie er sich die Mütze aufsetzt und die Kapuze überzieht. Es gibt immer noch dieses Befremden mit seinem Spiegelbild, als

wenn es ein Wesen aus einer Parallelwelt wäre, das auf magische Weise in einem Spiegel sichtbar wird. Ein Zwilling sozusagen, den er jetzt gerade sehen kann, mit Mütze und Kapuze auf, der aber gleich wieder verschwunden sein wird, nachdem er die Schuhe angezogen und die Wohnung zum Joggen verlassen hat. Letzte Nacht hat Leonard sehr schlecht geschlafen; er ist früh morgens wach geworden, nachdem er von diesem Unfall geträumt hat, den er vor dreiundzwanzig Jahren hatte, und konnte dann nicht mehr einschlafen. Eigentlich ein harmloser Unfall, ein Beinaheunfall, bei dem glücklicherweise nicht viel passiert war. Wie die Scherben in einem Kaleidoskop purzeln die Bilder von jenem Abend durch seine Gedanken, während er durch die Dunkelheit läuft. Im Rhythmus seines Atems und seiner Schritte erscheinen immer neue Erinnerungsfragmente, die sich wie Puzzleteile zu Bildern zusammensetzen, die eigenartig verzerrt wirken. An jenem Nachmittag, zehn Jahre und ein Tag nach Florians achtzehntem Geburtstag, hatte er sich von einem Nachbarn ein Auto geliehen, um einen Schrank nach Hause zu bringen, den er gekauft hatte. Es war noch hell, aber die Sonne stand schon recht tief und warf lange Schatten. Er hatte nicht bemerkt, dass das Bild, das er während dem Autofahren sah, zunehmend schematischer wurde. Erst als an dieser Kreuzung die beiden Fahrradfahrer wie aus dem Nichts vor ihm auftauchten, realisierte er, dass er eigentlich nur noch Schemen und Konturen sah; nichts konkretes, nichts reales. Auch die Fahrradfahrer tauchten zunächst als Schemen auf, die er kaum deuten konnte, bevor sie mit einem Mal deutlich in Erscheinung traten und kurz davor waren, mit ihm zusammenzustoßen. Er bremste scharf und die Fahrradfahrer wichen mit einer schnellen Wendung aus, sodass sie zwar nicht mit ihm zusammenstießen, aber beide auf die Straße fielen. Er war eine Zeitlang starr vor Schreck, als er sie dort liegen sah, als Konturen, wie wenn sie auf dem Asphalt aufgemalt gewesen wären.

Er hätte aussteigen sollen, aber er starrte regungslos auf die Schemen auf der Straße, in denen er nur noch mit Mühe die beiden Fahrradfahrer erkennen konnte, die kurz zuvor wie aus dem Nichts erschienen waren. Er beobachtete noch, wie sich einer der beiden bewegte und aufstand, und dann fuhr er weiter. Er hätte sich nach ihnen erkundigen sollen; vielleicht waren sie ja durch den Sturz verletzt worden? Aber wahrscheinlich war nichts passiert. Bereits vor diesem Ereignis war ihm aufgefallen, dass seine Wahrnehmung manchmal dazu neigt, „wegzukippen“; das ist das Wort, das er für diese Erfahrung irgendwann

gefunden hat. Sie richtet sich dann vermutlich nach innen, den Gedanken und Erinnerungen zu, während die äußere Welt nur noch in Form von unscharfen Konturen und Schemen zu ihm durchdringt, die er nur mit Mühe interpretieren kann. So deutlich wie bei dieser Autofahrt vor dreiundzwanzig Jahren hatte er allerdings dieses Wegkippen seiner Wahrnehmung bis dahin noch nie erlebt. Seither ist er nicht mehr Auto gefahren. Was geschieht da mit seiner Wahrnehmung? Sein Blick schweift über die Straße, die er gerade entlang läuft. Inzwischen ist er ziemlich durchgeschwitzt; er spürt die Feuchtigkeit, die seine Mütze aufgesaugt hat. Ohne Kapuze darüber würde der Schweiß seinen Kopf abkühlen, aber so ist es angenehm warm; die Wärme, die er beim Laufen erzeugt, bleibt bei ihm. Während er die Straße betrachtet, kann er beobachten, wie sich sein Blick mit einem Mal nach innen kehrt und sich die Stadtlandschaft in Konturen und Schemen auflöst. Es ist wie ein Spiel, ein harmloses Spiel, denn er kennt seine Laufstrecke so gut, dass er sie blind ablaufen könnte. Und dann wieder zurück nach außen; den Blick umschalten, nach innen und dann wieder nach außen, mal konkrete Häuser, Autos, Bordsteinkanten und so weiter, mal Konturen, Farben, Linien und Schemen. Ungedeutete Schemen, Schemen ohne Begriff, ohne eine Instanz, die vorgibt, wie sie zu verstehen sind. Früher hatte er nur wenig Kontrolle darüber, wann seine Wahrnehmung ihren Zustand wechselt; es geschah einfach. Inzwischen kann er es weitgehend steuern. Ihm ist schon immer klar gewesen, dass es nicht üblich ist, die eigene Wahrnehmung so umschalten zu können. Zumindest hat er bislang keinen Anhaltspunkt dafür gefunden, dass andere Menschen vergleichbare Erfahrungen kennen. Diese Fähigkeit hat mit seiner starken inneren Wahrnehmung zu tun, da ist er sich sicher, und auch damit, dass er einen direkten Zugriff auf seine Gedanken und Erinnerungen hat, die er sich ansehen kann wie einen Film. Sie muss auch mit seiner Unfähigkeit verbunden sein, Kontakte zu anderen Menschen zu finden, denn um Kontakte zu finden, bedarf es einer nach außen gerichteten Wahrnehmung, die auch andere Menschen von außen wahrnimmt. Er nimmt sie dagegen von innen wahr, was sie in seinen Erinnerungen und Gedanken auslösen, als wären sie Wanderer, die über die steilen und schmalen Pfade seiner inneren Welten steigen und dabei Bilder auslösen, die wie Steine und Felsbrocken ins Tal kullern. So kann er Menschen begegnen, ihnen nahe sein und sie von innen wahrnehmen, genauso wie sie wirklich sind. Begegnen, ohne jemals mit ihnen in Kontakt zu treten; ohne dass sie es merken, kann er ihnen unvorstellbar nahe sein.

Er hat das Ende seiner Runde erreicht und hält inne, bevor er vor der Haustür die üblichen Dehnübungen beginnt. Es ist schon lange her, dass dieses Wort in sein Bewusstsein gedrungen ist und sich dort ein für alle Mal festgesetzt hat: Autismus. Aber es erklärt nichts; zumindest nicht für ihn. Es ersetzt vielmehr ein Rätsel durch ein anderes. Die abgeschlossene Welt seiner Kindheit wird nicht dadurch verständlich, dass sie jetzt „autistisch“ heißt. Der blaue Cocon: Jetzt gerade, am frühen Morgen durchgeschwitzt in seiner Laufkleidung mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf fühlt er sich ein bisschen wie in einem solchen Cocon. Ganz bei sich, den Blick nach innen gerichtet, ohne dass etwas zu ihm hindurchdringen kann. Er fühlt sich eins mit dieser Welt, eins mit einem grenzenlosen Universum, in einem Fluss der Zeit, die niemals aufhört, weil es ihr Wesen ist, ohne Anfang und Ende zu sein. Er fühlt sich so stark, wie man sich überhaupt fühlen kann, als Teil eines Lebensflusses, der niemals aufhört. Die Abgeschlossenheit seiner Wahrnehmung öffnet ihn für die Welt, für den Kosmos, der sich durch ihn, durch seinen nach innen gerichteten Blick, selbst erkennt. Beim Frühstück entscheidet er sich, seine Routine zu durchbrechen und sich krankzumelden. Anstatt sich mit Buchhaltung zu beschäftigen, verbringt er den Tag draußen mit seinen Gedanken und geht einfach spazieren, irgendwohin, den Blick auf sich selbst gerichtet: Mit Mütze und Kapuze auf fühlt er sich dabei wie in seinem Kindheitscocon. Und immer wieder taucht der Traum auf, der ihn letzte Nacht nicht richtig schlafen ließ, die Schemen der beiden Radfahrer, die auf der Straße lagen und wie Unfallzeichnungen aussahen.

Das Besondere am Laufen im Winter ist, dabei dick angezogen zu sein mit langer Unterhose und Hose, Sweatshirt und Kapuzenpullover, Mütze und Kapuze. Er hat auch im Sommer bei hohen Temperaturen immer eine lange Hose und einen Kapuzenpullover zum Laufen an, weil er sich sonst zu ungeschützt fühlt; meistens mit der Kapuze auf. Schwitzen würde er so oder so und das Gefühl, geschützt zu sein, ist ihm wichtig, besonders morgens beim Laufen. Mit zwei Schichten Kleidung im Winter fühlt er sich daher richtig gut. Vor allen Dingen fühlt er sich dabei seiner Kindheit und seiner Jugendzeit nahe; und er fühlt sich Florian nahe, den er an dessen achtzehnten Geburtstag zum letzten Mal gesehen hatte. Zum allerletzten Mal. Kein letztes Mal führt ihm die unerbittliche Endgültigkeit der Ereignisse so drastisch vor Augen wie das letzte Mal an jenem Geburtstag. Die Endgültigkeit der Zeit, in der es keine Wiederholung gibt, keine zweite Chance, niemals. Leonard spürt deutlich, wie sich bei diesem Gedanken

im Takt mit seinem Atem seine Schritte beschleunigen. Obwohl es über dreißig Jahre her ist, schmerzt diese Erinnerung unverändert. Das Drama seines gesamten Lebens verdichtet sich in diesen Moment, als ihm während der Geburtstagsfeier klar wurde, dass er mit Florian niemals in Kontakt kommen konnte, dass er unfähig war, auch nur eine der vielen Begegnungen in einen Kontakt zu verwandeln und das Verhältnis mit ihm wirklich werden zu lassen. Er sieht sich verloren inmitten der kleinen Geburtstagsgesellschaft stehen, es waren höchstens zehn junge Leute bei Florian. Dabei beobachtete er verzweifelt, wie sich alles mit rasender Geschwindigkeit entfernte. Er sieht sich, wie er sich von Florian verabschiedete und Florian ihn umarmte und sagte, „Schön, dass ich dich nochmal gesehen habe.“ Das war es; Florian wird für immer in der Flüchtigkeit ihrer Begegnungen bleiben, unwirklich als Teil seiner Traumwelt wie dieser Junge, der sich für einen Moment aus den Schemen seiner Coconwelt absetzte, um gleich darauf wieder darin zu verschwinden.

Leonard spürt den Schmerz in seinen Beinen und in seiner Lunge während er die Anhöhe hinaufläuft. In Gedanken sieht er diesen Jungen in dem blau karierten Hemd über dem blauen, oval-farbigem Rollkragenpullover. Er saß bereits an seinem Tisch, als Leonard am ersten Tag des neuen Schuljahrs ins Klassenzimmer kam. Es war ein neuer Tisch, an dem er alleine saß. „Florian ist neu in unserer Klasse“, sagte die Lehrerin, als der Unterricht begann, „Stell' dich doch mal kurz vor.“ Florian stand auf und sagte, dass er im Sommer in das Dorf gezogen war und Sport als Hobby hatte, „Am liebsten Geräteturnen.“ Der andere Neue kam eine halbe Stunde zu spät und wurde von der Lehrerin neben Florian platziert. Leonard kann sich an seinen Namen genauso wenig erinnern, wie an sein Aussehen. Florian dagegen zog ihn vom ersten Moment an in den Bann; sicher weil er die gleiche Kleidung trug wie der Traumjunge, der ihn ein paar Jahre zuvor aus seiner isolierten Cocon-Welt holte. Aber die Faszination, die er ausstrahlte, ging weit über das hinaus. Nach einigen Tagen begleitete ihn Leonard auf dem Nachhauseweg nach der Schule, obwohl es überhaupt nicht seine Richtung war. „Wohnst du auch in der Bahnhofstraße?“, fragte Florian. „Nein im Waldweg.“ „Das ist doch aber genau die andere Richtung“, entgegnete Florian, „Das finde ich nett von dir, dass du mich trotzdem nach Hause begleitest.“ Leonard kann in seinen Gedanken die Stimmen deutlich hören. „Wie heißt du eigentlich?“, fragte Florian, als sie vor dem Haus standen, wo er wohnte. „Leonard.“ Sein Name wird eigentlich französisch ausgesprochen,

ohne d am Ende und mit der Betonung auf der letzten Silbe. Doch außer seinen Eltern sprachen alle den Namen deutsch aus, mit d am Ende, auch er selbst. „Das ist doch ein französischer Name“, hört er Florians Stimme, „Auf jeden Fall klingt er auf Französisch besser, Leonar, was für ein schöner Name.“ Florian sprach den Namen immer französisch aus, als einziger in der Klasse.

Ihm zu begegnen, war nicht schwer; nachmittags nach dem Unterricht war er meistens in der Turnhalle zu finden. Leonard sah zu, wie er am Reck oder Barren übte und beobachtete genau, wie dieser Junge seinen graziösen Körper bewegte und unter Kontrolle hatte. Er konnte auf Anhieb in den Handstand gehen und dann auch lange einfach stehen bleiben, kerzengerade, oder komplett ausgestreckt ein Rad schlagen in einer einzigen fließenden Bewegung. Am Reck wirkte er, als würde er die Schwerkraft außer Kraft setzen, und am Barren schwang er so schnell zwischen den Holmen, dass es schwer war, seinen Bewegungen zu folgen. Leonard verbrachte viel Zeit, Florian beim Turnen zu beobachten. Dabei sprachen sie allerdings nur selten miteinander. So ging es das ganze erste Schulhalbjahr hindurch; Begegnungen ohne Kontakt, geht es Leonard immer wieder durch den Kopf, während er darüber nachdenkt. Zu Beginn des zweiten Halbjahrs fragte ihn Florian auf dem Weg nach Hause, ob er nicht mit ihm joggen wollte. „Ich muss an meiner Kondition arbeiten und zu zweit macht es mehr Spaß; alleine zu laufen, ist dann doch ein bisschen öde.“ Am nächsten Tag war es dann soweit; Florian gab das Tempo vor und Leonard lief ihm hinterher. Nach einiger Zeit schmerzte sein ganzer Körper, aber er biss die Zähne zusammen und lief. Plötzlich ließ sich Florian ins Gras fallen und Leonard fiel erleichtert neben ihn. Sie lagen eine ganze Weile nebeneinander im Gras, als Florian sagte, „Irgendwie mag ich dich, weil du anders bist und dazu auch stehst, egal, was die anderen dazu sagen.“ Leonard fiel nichts ein, was er antworten konnte. Es war die Chance gewesen, Florian zu sagen, dass er ihn auch mochte. Doch er sagte nichts, er schaffte es nicht; er schaffte es nicht, die Hand zu nehmen, die ihm gereicht wurde, um mit dem Jungen in Kontakt zu kommen, der ihm den Weg in die Welt der Menschen eröffnet hatte. Diese Unfähigkeit schmerzt bis heute. Es gab immer wieder solche Gelegenheiten, bei denen Florian deutlich signalisierte, dass er eine Freundschaft mit ihm mochte; aber er hatte es kein einziges Mal geschafft, diese Chance zu ergreifen.

Seit diesem Tag ging er regelmäßig mit Florian joggen; zwei bis drei Mal die Woche. Sie begegneten sich täglich auch außerhalb des Schulunterrichts, in

der Turnhalle, beim Joggen und auf dem Weg von der Schule nach Hause; seit dem Frühjahr auch ab und zu auf dem Tennisplatz, wo er Florian beim Spielen zusah. Aber es blieb bei den Begegnungen, bei denen Leonard von diesem Jungen träumte und nicht wusste, was er mit ihm anfangen sollte. Am Ende der folgenden Sommerferien nahm er sich vor, Florian zu besuchen. Es kostete ihn viel Überwindung, weil er sich nicht vorstellen konnte, wie er den Besuch erklären sollte. Es würde ihm schwer fallen, Florian zu sagen, dass er ihn mochte, aber er wollte es versuchen. Für den Besuch hatte er sein blaues Hemd mit einem blauen Rollkragenpullover angezogen, obwohl es an dem Tag recht warm war. Sie saßen in Florians Zimmer und Florian erzählte ihm, wie er zu den vielen Sportauszeichnungen gekommen war, die an der Wand hingen. Dann schwiegen sie; unendlich lange. Plötzlich sagte Florian, „Das gefällt mir, das Hemd, das du anhast.“ Leonard wusste wieder nicht, was er antworten sollte. Auch Florian hatte ein blaues Hemd an, allerdings ohne Rollkragenpullover darunter. „Ich trage Hemden auch gerne so, ich meine mit Rollkragenpulli drunter. Heute morgen habe ich mir noch überlegt, ob ich einen drunterziehen soll, aber ich fand es dafür dann doch zu warm.“ Leonard starrte ihn an und schwieg; ihm fiel nichts ein, sein Denken war wie abgeschaltet. „Ich frage mich, ob wir uns nicht doch ähnlicher sind, als es so den Eindruck macht“, schloss Florian nach einer weiteren Zeit des Schweigens. Leonard war klar, er musste jetzt etwas sagen, etwas wie, „Ja, ich finde auch, dass wir uns ähnlich sind“, oder „Ja, wir sollten Freunde werden“, oder was auch immer Florians Einschätzung bestätigt hätte. Aber er sagte nichts; er schaffte es nicht, etwas zu sagen. Er schwieg; es kam ihm unendlich lange vor, bis Florian endlich sagte, „Ich muss jetzt noch Hausaufgaben machen“, und Leonard wieder ging.

Es sind noch höchstens dreihundert Meter bis zu seiner Wohnung, aber Leonard hat sich so verausgabt, dass er nicht mehr kann und die letzten Meter gehen muss. Er keucht regelrecht; diesmal ist er deutlich schneller gelaufen als sonst, um gegen den Schmerz anzurennen, den diese Erinnerungen an Florian in ihm auslösen. In den nächsten beiden Schulhalbjahren entwickelte sich sein Verhältnis zu ihm genauso wenig wie in den ersten beiden. Sie joggten zusammen, er sah Florian beim Turnen zu und begleitete ihn meistens schweigend nach der Schule nach Hause. Und dann, nach der elften Klasse, war er weg. Am Tag der Zeugnisausgabe erzählte er, dass er nicht versetzt wurde und die Schule abbrechen wollte; er hatte ja immerhin die Mittlere Reife. Florian erzähl-

te auch, dass er die neu gewonnene Freiheit nutzen wollte, für drei Monate nach England zu gehen, wo er bei Verwandten wohnen konnte. Und mit Beginn der Sommerferien war er einfach weg; kein Joggen mehr, kein Turnen und auch kein Tennis. Leonards Leben war auf einmal unfassbar leer. Die Wochen der Sommerferien waren die längsten in Leonards Leben; Tag für Tag träumte er von dem unerreichbaren Florian. Am Ende war er froh, als das neue Schuljahr begann und er von seinen quälenden Gedanken an diesen Jungen abgelenkt wurde. Im Oktober hatte Florian seinen achtzehnten Geburtstag und Leonard hatte vor, ihn zu diesem Anlass aufzusuchen. Es war die letzte Chance, ihn zu treffen, bevor er endgültig aus Leonards Leben verschwinden sollte; eine allerletzte Chance. Es fiel ihm nicht leicht, sich einfach zu Florians Geburtstag einzuladen, aber er schaffte es. Florian war sichtlich überrascht, ihn zu sehen; „Mit dir habe ich ja überhaupt nicht gerechnet, aber schön, dass du kommst.“ Erst in diesem Moment fiel Leonard auf, dass er kein Geschenk hatte; er hatte einfach nicht daran gedacht. Mit einem passenden Geschenk hätte er seine Zuneigung deutlich machen können, aber auch diese Gelegenheit hatte er verpasst. Von Florians Gästen kannte Leonard keinen einzigen und er fühlte sich zunehmend unwohl, während er die Geburtstagsszenerie beobachtete, fremd und deplatziert. Nicht dass ihm solche Gefühle unbekannt gewesen wären; in der Gesellschaft von Menschen fühlt er sich eigentlich immer so, bis heute. Aber hier bei Florian hätte es anders sein sollen; es war falsch, sich fremd zu fühlen, das spürte er genau. Immer wieder blieb sein Blick bei Florian hängen, der sich angeregt mit seinen Gästen unterhielt. Er trug ein weißes Hemd, auf dem in Schwarz Comics aufgedruckt waren, zusammen mit einem grauen Rollkragenpullover und einer hellgrauen Cordhose. Es war das erste Mal, dass ihn Leonard nicht in blauer Kleidung sah. In Gedanken sieht er Florian vor sich stehen; das Hemd sieht richtig stark aus. Nach kurzer Zeit verabschiedete er sich wieder. „Schön, dass ich dich nochmal gesehen habe“, hört er Florians Stimme und spürt seine Umarmung. Wie nah und vertraut es sich anfühlt, immer noch, nach so langer Zeit. Sie gehören zusammen, daran gibt es keinen Zweifel. Leonard ist so in Gedanken versunken, dass er die Dehnübungen vergessen hat. Inzwischen ist er richtig ausgekühlt und beschließt, diesmal vor dem Frühstück duschen zu gehen.

Heute morgen ist es richtig kalt. Die Kälte ist in der Wohnung deutlich zu spüren und das Thermometer vor dem Fenster zeigt fast minus zehn Grad. Das

heißt ein zweites Paar Socken, eine zweite lange Unterhose und eine Trainingsjacke über dem Kapuzenpullover, mit einem Kragen, der mit zugezogenem Reißverschluss bis an die Nase reicht. So geht das Laufen auch bei solchen Temperaturen. Nach zwei- oder dreihundert Meter kommt ein anderer Jogger aus einer Seitenstraße und läuft dicht hinter Leonard her. Leonard wird davon recht jäh aus den Gedanken gerissen; es ist noch nie vorgekommen, dass sich beim Laufen jemand anderes zu ihm gesellt. Und dann noch so dicht; er kann spüren, dass sein Mitläufer höchstens zwei bis drei Meter entfernt ist. Obwohl er Mütze und Kapuze aufhat, kann er ihn laut und deutlich atmen hören. Je länger er läuft, desto mehr irritiert ihn der Läufer; er läuft ihm immer noch hinterher, nachdem er schon mehrmals abgebogen ist. Leonard kann den Läufer nicht erkennen, weil er hinter ihm läuft. Nicht dass er ihn vielleicht kennen würde, das ist mehr als unwahrscheinlich, dennoch würde er gerne wissen, wie er – oder sie – aussieht. Leonard bremst das Tempo ein wenig ab und nach wenigen Schritten läuft der andere Jogger neben ihm. Dennoch ist von ihm kaum etwas zu erkennen, denn er hat eine Mütze auf und einen Schal mehrmals um Mund und Nase gewickelt, sodass von dem nur noch ein kleiner Schlitz für die Augen frei ist. Lediglich, dass es sich um einen Mann handelt, ist jetzt klar zu erkennen. Sie laufen nebeneinanderher und haben schließlich Leonards Wohnung fast erreicht. Leonard bleibt etwa hundert Meter vorher stehen, um seine Dehnübungen zu machen, weil er nicht möchte, dass der Unbekannte mitbekommt, wo er wohnt. Der läuft einfach weiter und ist nach kurzer Zeit nicht mehr zu sehen. Diese Begleitung beim Laufen hat Leonard ziemlich durcheinander gebracht. Den ganzen Tag geht ihm dieser Mitläufer nicht aus dem Sinn. In Gedanken betrachtet er ihn ausgiebig, wie er verummmt neben ihm läuft, und mit einem Mal erinnert er sich an Florian, der ebenfalls einen langen Schal hatte, den er um Mund und Nase wickelte, wenn es richtig kalt war, und mit einer Mütze, sodass nur ein schmaler Spalt für die Augen frei war, genauso wie dieser Läufer.

Am nächsten Morgen ist es wieder richtig frostig und drei statt zwei Kleidungs-schichten erforderlich. Die ersten Meter ist Leonard ziemlich angespannt und kann sich kaum auf das Laufen konzentrieren; schon gar nicht kann er seine Gedanken auf etwas anderes richten als auf die Frage, ob dieser unbekannte Läufer gleich wieder aus der Seitenstraße kommt oder nicht. Er kommt nicht; Leonard ist erleichtert. Trotzdem muss er die ganze Zeit an den Jogger den-

ken. Ist es die Sehnsucht nach jemandem, der zu ihm in seine Einsamkeit durchdringt, nach einem Florian? Ja, er sehnt sich nach jemandem, doch wie soll er jemand passendes finden? Es ist keine nagende Sehnsucht, aber eine, die unterschwellig schon immer vorhanden gewesen ist und sich mit dem Schmerz über die vertanen Chancen mit Florian paart. Es ist eine vergiftete Sehnsucht. Gleich nach der Geburtstagsfeier, bei der er ihn das letzte Mal gesehen hatte, wurde Leonard klar, dass er schwul sein musste. Er verstand, dass seine Zuneigung zu Florian in Wirklichkeit Liebe war und er grandios dabei versagt hatte, diese Liebe in eine Beziehung zu verwandeln. Und das, obwohl ihn Florian mit offenen Armen empfangen hatte. Er war sich sicher, Florian war auch schwul und hatte seine Liebe womöglich erwidert. Er hatte auf jeden Fall immer wieder zum Ausdruck gebracht, dass er Leonard mochte, aber Leonard war unfähig, darauf zu reagieren. Er hatte geschwiegen, was Florian als Zurückweisung verstanden haben musste. Er konnte es gar nicht anders verstanden haben. Leonard brauchte ein paar Monate, um den Schock zu überwinden, den diese Erkenntnis auslöste, so grandios dabei versagt zu haben, seine Liebe wirklich werden zu lassen. Als er endlich soweit war, Florian diesen Irrtum, dieses unfassbare Versagen einzugestehen, war es endgültig zu spät. Florian war weg, er war nach England gezogen zusammen mit dem anderen Jungen, der im Unterricht neben ihm saß und zeitgleich mit ihm die Schule abgebrochen hatte. So wurde es zumindest in der Schule erzählt.

Nach dem Abitur zog auch Leonard weg, in die große Stadt nicht weit entfernt von dem Dorf, in dem er aufgewachsen war. In der Stadt lebte er alleine; Kontakte zu finden, war ihm dort kein bisschen leichter gefallen als in der Schule. Auch mit anderen Schwulen gab es keine Kontakte; er hatte es ein paar Mal versucht, aber die Begegnungen, die sich ergaben, waren anstrengend und frustrierend. Bei einer dieser Begegnungen sagte sein Gegenüber, „Du bist wohl ein Autist“, und er dachte dabei spontan, ja, so ist es. Seitdem ist ihm nicht nur klar, dass er autistisch ist, er hat auch seinen Frieden mit der Einsamkeit gefunden, in der er lebt. Fast, muss er sagen, denn damit, dass er es nicht schaffte, mit Florian wenigstens so etwas wie eine Freundschaft zu entwickeln, kann er keinen Frieden finden. Er denkt oft daran, wie es wohl wäre, mit Florian in einer Beziehung zu leben. Wer weiß, vielleicht hätte er ja dann auch angefangen zu turnen oder Tennis zu spielen. Sein Leben wäre mit Florian ein ganz anderes geworden, da ist er sich sicher. So, ohne ihn, ist er ein Schwuler, der

mit Ende vierzig noch keine sexuellen Erfahrungen gemacht hat. Vielleicht hätte es mit auch Florian keine Sexualität gegeben; eigentlich kann er sich Sexualität mit Florian gar nicht vorstellen. Dafür ist sein Körper viel zu perfekt, so stark und grazil zugleich. Umarmen und streicheln ja, aber Sex? Das passt nicht zu dem Jungen, der ihm in seinem Kindheitscocon erschienen war und den Weg nach draußen gezeigt hatte; es passt nicht zu Florian.

Was heißt das eigentlich, Beziehung? Was soll das mit der Freundschaft? Leonard macht sich seit seiner Jugend über solche Fragen Gedanken, ohne zu einem Ergebnis gekommen zu sein. Was er kennt, ist diese Sehnsucht, aber wonach? Nach der Verheißung des Jungen, der ihm in seinem Cocon erschien, als er elf Jahre alt war. Die Verheißung nach etwas, das draußen, außerhalb seiner kleinen abgeschlossenen Welt zu finden sein sollte; ein Versprechen, das nicht eingehalten wurde. Nicht alleine zu sein, mit Florian zusammen zu sein, einfach nur zusammen sein, um nicht alleine zu sein. Ist das nicht eine Illusion, dieses Zusammensein? Sind Beziehungen, Freundschaften und Liebe nur Illusionen, die sich nur dann einstellen, wenn man daran glaubt, aber nicht, wenn man noch nicht einmal weiß, was sie genau bedeuten; so konkret? Vermutlich war auch Florian eine Illusion; vermutlich hatte er überhaupt nichts zu tun mit dem Jungen aus dem Cocon. Dass er die gleiche Kleidung trug, war ebenfalls eine Illusion, erzeugt von einer genauso starken wie unbestimmten Sehnsucht, da draußen etwas von seiner Innenwelt zu finden. Und um einer solchen Illusion erliegen zu können, hatte er zu lange abgeschlossen in seinem blauen Cocon gelebt. Vielleicht ist es gut, dass er es nicht geschafft hat, mit Florian in Kontakt zu treten; vielleicht wäre es eine blöde und frustrierende Erfahrung geworden, mit ihm eine Beziehung einzugehen, weil sich etwa herausgestellt hätte, dass sie doch nicht zueinander passen. Dennoch: Die insgeheime Sehnsucht nach einer Wiederbegegnung mit Florian, dass er plötzlich vor der Tür steht oder er ihn irgendwo trifft, hat bis heute Teil seines Lebens.

Die Routinen, die mit der Zeit Einzug in sein Leben gehalten haben und ihn durch die Zeit tragen, sind ein bisschen wie der Cocon, in dem er seine Kindheit verbrachte. Allerdings leuchten sie nicht so. Sie sind eher schmucklos, funktional. Auch seine Gedanken an Florian sind inzwischen zu Routinen geworden. Er ruft sie ab, taucht in sie ein, erforscht sie und verlässt sie wieder. So ist er tatsächlich mit Florian zusammen; ein bisschen zumindest, als Illusion eben. Nicht zuletzt hat er auch seinen Kleidungsstil übernommen und bis heute

beibehalten; zumindest an den Wochentagen trägt er Hemden, wie jetzt im Winter mit Rollkragenpullover. Allerdings trägt er inzwischen auch gerne Kapuzenpullover, aber nur am Wochenende, weil er damit in dem Buchhaltungsbüro nicht angemessen gekleidet wäre. Inzwischen trägt er auch lieber graue oder braune Farben als blaue, aber es gibt immer wieder Zeiten, da möchte er Florian besonders nahe sein. Das ist dann die Zeit für ein blaues Hemd oder einen blauen Rollkragenpullover und einer blauen Hose, so wie früher; dann fühlt er sich Florian nahe; er ist ihm nahe. Und es gibt die Zeiten, in denen er sich wieder entfernt. Schließlich hat er ja sein eigenes Leben und eine Beziehung muss es aushalten können, dass es neben der Nähe auch Distanz gibt. Wären die Gefühle von Nähe und Distanz mit einem echten Florian als Beziehungspartner realer und weniger illusionär? Würde er sich nicht auch in einer realen Beziehung einsam fühlen? Leonard hat das Ende seiner Runde erreicht und beginnt mit seinen Dehnübungen. Durch die kalte, klare Luft fühlt er sich ungewöhnlich wach. Eigentlich ist er zufrieden mit seinem Leben. Früh morgens umgeben von dieser eisigen Klarheit, dick eingepackt in seiner Laufkleidung fühlt er sich wie in seinem Cocon. Und wann immer er möchte, taucht diese verheißungsvolle Erscheinung auf und zeigt auf etwas, was es in Wirklichkeit gar nicht gibt: das Draußen.

Auch in der folgenden Zeit bleibt es kalt, zwar nicht mehr ganz so kalt, aber immer noch unter null Grad. Das geht zwar mit nur einer langen Unterhose, aber die Trainingsjacke zieht sich Leonard beim Laufen lieber noch über. Zwei Tage später gesellt sich wieder der unbekannte Jogger zu ihm. Er hat wieder einen langen Schal umgebunden, sodass sein Gesicht nicht zu erkennen ist. Wie beim ersten Mal fühlt sich Leonard genötigt, seine Übungen etwa hundert Meter vor seinem Wohnhaus zu beginnen, um ihm nicht zu zeigen, wo er wohnt. Er muss ständig an diesen Läufer denken; erst recht, weil er zwei Tage danach wieder kommt und dann wieder, jedes zweite oder dritte Mal. Leonard entscheidet sich schließlich, seinen Mitläufer anzusprechen, um herauszufinden, wer er ist und was es mit ihm auf sich hat. Kurz vor dem Ende der Laufstrecke ruft er dem Läufer neben ihm zu, „Warte mal.“ Er bleibt mit ihm stehen. „Wer bist du?“, fragt Leonard und der Jogger zieht sich den Schal herunter. Leonard erschreckt: Es ist ein junger Mann, vielleicht zwanzig Jahre alt, soweit er es beurteilen kann, und er sieht aus wie Florian früher. Die Ähnlichkeit ist verblüffend. „Wer bist du?“, fragt er nochmal und kann nicht glauben, was er sieht, „Flori-

an?“ „Du hast ihn geliebt, oder?“, fragt der junge Mann, „Ich kenne eure Geschichte, früher in der Schule; ich habe alles in meinen Träumen gesehen.“ Leonard starrt ihn an. Was ist das für eine eigenartige Erscheinung, der er hier begegnet ist. Das kann doch alles nicht wirklich sein. „Ich heiße Leo“, sagt der junge Mann, „Jetzt muss ich aber weiter; wir sehen uns.“ Er zieht sich den Schal wieder über Mund und Nase und läuft weiter.

Leonard kann den ganzen Tag über an nichts anderes denken als an die Begegnung mit diesem jungen Mann; was weiß dieser Leo von Florian? Leonard hat noch nie mit jemandem über seine Sehnsüchte und seine Liebe zu Florian gesprochen. Noch irritierender ist, dass dieser Leo genauso aussieht, wie Florian früher ausgesehen hat; die Ähnlichkeit mit dem Bild, das Leonard von seiner letzten Begegnung mit ihm in Erinnerung hat, ist verblüffend. Am Ende seines Arbeitstages weiß er noch nicht einmal, was er gearbeitet hat; hat er überhaupt gearbeitet? Auf den abendlichen Film verzichtet er und denkt statt dessen über seine neue Jogging-Bekanntschafft nach. Leo hat als Name einen guten Klang, kurz und klar, nicht so abgehoben wie sein französischer Name, den sogar er selbst nicht richtig ausspricht. Es wird sehr spät, bis er endlich einschläft. Trotzdem wacht er am nächsten Morgen früh auf; er muss diesen Leo wieder treffen. Ob er ihn wohl wieder beim Laufen begleitet oder ob er wie sonst auch ein paar Tage wartet, bis er sich ihm wieder anschließt? Er kommt wie erhofft aus der Seitenstraße gelaufen, wieder mit fast vollständig verhülltem Gesicht. „Guten Morgen“, ruft er und läuft neben Leonard her. Leonard sieht immer wieder zur Seite und beobachtet den dick eingepackten Leo. In seinen Gedanken taucht Florian auf, wie er sich den Schal mehrmals um Mund und Nase wickelt. Anders als Leo hatte er seinen Schal so weit oben, dass er wie eine Kapuze einen großen Teil der Mütze bedeckte. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden ist ihm ziemlich unheimlich. Sie laufen die gesamte Strecke nebeneinander und am Ende bleibt Leo mit ihm stehen. „Ich möchte dich kennenlernen“, sagt er und zieht sich den Schal herunter. „Eigentlich kenne ich dich schon aus meinen Träumen. Als du noch in die Schule gingst und Florian in deine Klasse kam. Ihr mochtet euch beide von Anfang an, aber ihr seid nicht zusammengekommen. Das habe ich alles gesehen. Ich weiß nicht, ob du das verstehst.“ Leonard muss nachdenken: Versteht er es? Seine Sehnsucht, die in der Verkörperung eines jungen Mannes erscheint, der wie Florian aussieht und ihn, Leonard, träumt? Es ist etwas mehr als fünfunddreißig Jahre her, als Florian in seine

Klasse kam und Leo ist gerade Mal zwanzig. Eine Illusion, ein Missverständnis. Es ist Sonntag und Leonard hat nichts vor, außer spazieren zu gehen und zu lesen. „Ja“, sagt er, „Wir können uns ja treffen, wenn ich gefrühstückt und geduscht habe.“ „Dann komme ich um zehn“, sagt Leo, „ok?“ Er zieht sich den Schal über die Nase und joggt weiter.

Leonard ist richtig aufgeregt. Etwas vergleichbares hat er noch nie erlebt, dass jemand aktiv in sein Leben tritt und mit ihm Kontakt aufnimmt. Erst recht nicht jemand, der wie Florian aussieht und angibt, ihn aus seinen Träumen zu kennen. Was für eine merkwürdige, ja unglaubliche Geschichte. Wenn er nicht so ein nüchterner und klarer Denker wäre, hätte er die Begegnung mit Leo mit Sicherheit für eine Halluzination gehalten, für einen seltsamen Streich, den ihm seine Wahrnehmung spielt. Alles nur Einbildung und um zehn wartet er dann auf einen Leo, der nicht kommt, weil es ihn gar nicht gibt? Nein, das ist keine Illusion. Leonard zieht eines seiner Florian-Hemden an. Am Wochenende trägt er zwar üblicherweise einen Kapuzenpullover, aber Leos Besuch ist ein besonderer Anlass, ein Florian-Anlass, für den ein Florian-Hemd angemessen ist. Leonard hat immer wieder nach einem Hemd mit einem Comicaufdruck gesucht, genauso wie es Florian an seinem achtzehnten Geburtstag trug. Bislang hat er so ein Hemd nicht gefunden, aber immerhin eines, das auch einen gezeichneten Aufdruck hat, mathematische Kurven. Allerdings ist es nicht wie Florians weiß sondern grau in unterschiedlichen Tönen. Zusammen mit einem blauen Rollkragenpullover und einer blauen Cordhose passt es gut für den erwarteten Besuch. Leo ist pünktlich und steht mit einem graublauen Parka und dunkelblauer Hose vor der Tür. Leonard beobachtet gebannt, wie er seinen Parka auszieht und erstarrt: Er hat ein blau kariertes Flanellhemd an mit einem Rollkragenpullover darunter. Es ist, als wenn er Florian wäre; er muss Florian sein, alles andere wäre so unwahrscheinlich zufällig. Es ist ja inzwischen aus der Mode gekommen, Hemd mit Rollkragenpullover zu tragen, vor allen Dingen dabei das Hemd in die Hose zu stecken – wie er und Leo es tun. Leo sieht wirklich so aus wie Florian früher, als wäre er es wirklich. Kann es sein, dass er aus einer anderen Zeit kommt? „Leonard“, sagt Leo, nachdem er den Parka an den Garderobenhaken gehängt hat und auf den kleinen Tisch im Flur blickt, auf dem ein Brief vom Finanzamt mit Leonards Namen liegt. Dabei spricht er den Namen französisch aus, so wie Florian früher. „Ich spreche den Namen deutsch aus, mit dem d hinten, obwohl es ein französischer Name ist“, bemerkt

Leonard, „Leonar‘ haben mich nur meine Eltern genannt – und Florian; dem gefiel es so besser, aber ich bevorzuge die deutsche Aussprache. Französisch klingt er ziemlich ungewohnt, wie ein anderer Name eben.“

Leonard schweigt, unfähig, das Gespräch fortzusetzen; diese Mischung aus Traum, Erinnerung und Wirklichkeit verwirrt ihn so sehr, dass er Zweifel bekommt, ob das, was er gerade erlebt, wirklich ist oder er lediglich träumt. Was ist das für eine verrückte Geschichte, in die er da verwickelt wird? „Darf ich reinkommen?“, fragt Leo und Leonard fällt auf, dass sie schon eine ganze Weile schweigend in dem kleinen Flur stehen. „Ein cooles Hemd hast du an“, sagt Leo, „moderne Kunst oder so; klasse. Ich trage Hemden auch gerne mit einem Rollkragenpulli drunter. Macht ja heutzutage kaum mehr jemand, zumindest nicht in meinem Alter.“ „Mathematik“, sagt Leonard und schaut ihn ungläubig an; ihm geht immer noch so viel durch den Kopf, dass er keinen klaren Gedanken fassen kann. „Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es ist, dich zu treffen und dich kennenzulernen, ich meine richtig kennenzulernen“, sagt Leo in die Stille, „nicht nur im Traum. Und jetzt ist es soweit und ich weiß nicht so richtig, was ich sagen soll.“ „Woher kennst du mich eigentlich und woher kennst du Florian?“, fragt Leonard, „Und warum siehst du so aus wie Florian?“ Leo erzählt, dass er vor vielen Jahren einen Traum hatte von einem Jungen, den er ziemlich faszinierend fand. „Der war ziemlich verschroben und wurde auch manchmal gehänselt; ein richtiger Außenseiter. Ich träumte immer wieder von ihm und verliebte mich schließlich in diesen Leonard. Nicht das, was üblicherweise unter Verlieben verstanden wird, eher eine tiefe Verbundenheit, eine Art Anziehungskraft, der man sich nicht entziehen kann. Das fing im Frühjahr an, kurz bevor ich dich zum ersten Mal gesehen habe.“ Er träumt seither immer wieder von diesem Leonard, wie er vergeblich versuchte, mit ihm in Kontakt zu kommen, und es nicht hinbekam. „Aber ich merkte schnell, das bin ich nicht, es ist ein Junge, der aussieht wie ich und wie ich gerne blaue Sachen trägt, vor allem auch Hemden mit einem Rollkragenpulli drunter; ein Junge mit dem Namen Florian.“ Leonard starrt Leo an. Nach einer Weile sagt er, „Du siehst wirklich aus wie Florian; wie Florian früher ausgesehen hat, meine ich.“ „Ja“, antwortet Leo, „Mit der Zeit ist mir klar geworden, dass das, was ich träume, früher wirklich passiert ist, vor vielen Jahren. Ich habe geträumt, wie ihr euch ständig begegnet seid, wie du Florian beim Turnen zugesehen hast und mit ihm joggen warst. Auch an dein blaues Pfadfinderhemd kann ich mich gut erinnern.“ Leo-

nard hatte damals tatsächlich ein blaues Pfadfinderhemd von seinem Cousin bekommen; er mochte es sehr und hatte es oft an, obwohl er nie bei den Pfadfindern war. Er erinnert sich, wie er bei einem Fotografen ein Foto machen ließ in dem Hemd mit einem weinroten Rollkragenpullover darunter, um es Florian zu geben. Doch dann hatte er es verloren; vermutlich ist es ihm aus der Schultasche gefallen. Das war ziemlich ärgerlich, aber er hätte es ohnehin nicht hinbekommen, Florian das Bild zu schenken. Es kann gar nicht anders sein: Er ist wirklich der Leonard, von dem Leo geträumt hat, wie auch immer das zu erklären ist. „Der Junge, von dem ich träumte, sieht genauso aus, wie du früher ausgesehen hast, da bin ich ganz sicher. Die Ähnlichkeit ist immer noch verblüffend. Wie alt bist du jetzt?“ „Neunundvierzig; nächste Woche werde ich fünfzig.“ „Das ist wirklich lange her.“ Leo wirkt nachdenklich, „Ich meine das mit dir und Florian.“ „Ich war fünfzehn als Florian in meine Klasse kam, es war die zehnte, September 1978; den Tag erinnere ich noch genau.“

„Man träumt niemals einen Traum alleine“, erklärt Leo, „Träume sind immer geteilt. Das ist zumindest meine Theorie. Meistens kennt man die Leute nicht, mit denen man die Träume teilt; dann fällt es gar nicht auf und es entsteht der Eindruck, dass es ein individueller Traum ist. Eine Illusion, nichts wirkliches. Ganz selten kommt es aber vor, dass man jemanden aus seinen Träumen trifft, so wie ich dich getroffen habe. Als ich dich bei deinen Übungen sah, hatte ich sofort das Bild von diesem Jungen im Kopf gehabt, dem Leonard aus meinem Traum. Ich habe dich dann immer wieder beobachtet, ein halbes Jahr lang, bis ich mir ganz sicher war und dich angesprochen habe. Mir fällt es selbst schwer, diese Geschichte zu glauben, aber mir da erst klargeworden, dass es keinen Zweifel gibt: Du bist es.“ Leonard betrachtet ihn ausgiebig. Es muss Florian sein, den er da vor sich sieht; ein irgendwie aus der Zeit gefallener Florian. „Geteilte Träume“, sagt er gedankenverloren, „Ich habe auch von Florian geträumt, immer wieder, und dabei ist er jedes Mal bei mir; als wenn er wirklich hier wäre. Bei mir gehen Wirklichkeit und Traumwelt nahtlos ineinander über.“ „Ich weiß“, sagt Leo und schlägt vor, spazieren zu gehen, „Es ist ganz schön frisch und windig draußen, aber immerhin trocken.“ „Ich mag es ganz gerne, wenn einem der kalte Wind um die Nase bläst“, antwortet Leonard.

Er beobachtet, wie Leo seinen Parka anzieht und zuknöpf. Es ist ein dick gefütterter graublauer Parka mit einem Fellrand an der Kapuze. „Den habe ich mir in diesem Herbst gekauft; super warm“, erklärt er. Durch den Wind ist es so

kalt, dass sich Leonard die Kapuze seines Anoraks über die Mütze zieht. Leo behält seine Kapuze unten, obwohl er keine Mütze aufhat. Allerdings ist seine Kapuze so groß, dass der Fellbesatz die Ohren bedeckt, auch wenn er sie nicht aufgesetzt hat. „Du bist genauso, wie ich es mir vorgestellt habe“, sagt Leo, „verschlossen, fast schon schüchtern. So bist du auch früher gewesen, oder?“ Leonard erklärt ihm, dass er glaubt, autistisch zu sein, zumindest, dass er es früher war. „Ich weiß nicht, ob es immer noch so ist; eigentlich finde ich es nicht wichtig. Ich bin eben, wie ich bin, und damit auch ganz zufrieden.“ „Deswegen hat es mit Florian auch nicht geklappt, oder?“, hakt Leo nach, „Ich meine, du mochtest ihn doch?“ „Ja, natürlich; ich mag ihn sogar immer noch. Meine Gefühle ändern sich nicht“, Leonard zögert, „Du hast recht, dass ich es nicht geschafft habe, ihm zu zeigen, was ich für ihn empfinde. Es liegt wie ein dunkler Schatten über meinem Leben; ich würde alles tun, um es rückgängig zu machen.“ „Man sollte immer nach vorne schauen; der Blick zurück bringt nichts, nur verpasste Chancen.“ Leo hat recht, denkt Leonard. Jetzt ist er ja da, Florian in einer neuen Gestalt als Leo, der dem wirklichen Florian zum Verwechseln ähnlich sieht. Der Blick nach vorne. Leonard will noch mehr wissen von Leos Träumen, von sich und Florian. Doch Leo möchte nicht mehr erzählen, „Da gibt es nicht viel zu erzählen. Genieße es einfach.“ Dabei nimmt er Leonards Hand. Es dauert eine ganze Weile, aber schließlich kann es Leonard wirklich genießen: Hand in Hand mit Florian, woher er auch immer gekommen sein mag. Was für eine Wendung, die sein Leben an nur einem Tag genommen hat. Nach dem Spaziergang schauen sie sich noch einen Film an. Leo sieht gerne Filme und ist begeistert von Leonards Sammlung. Zum Abschied nimmt er Leonard in den Arm; der hat dabei sofort das Bild im Kopf, wie ihn Florian zum Abschied in den Arm nahm, damals, als er ihn das letzte Mal gesehen hatte. „Bis morgen früh dann.“

Am nächsten Morgen kommt Leo wie erwartet um die Ecke gebogen. Den Schal hat er nur noch über das Kinn gezogen und seine Mütze hat er auch nicht mehr auf. Es ist inzwischen etwas wärmer geworden; ein paar Grad nur, aber es macht einen deutlichen Unterschied. Leonard hat seine Trainingsjacke trotzdem noch übergezogen, aber er hätte sie nicht gebraucht. Nur Mütze und Kapuze sind im Winter obligatorisch; nicht nur weil er befürchtet, sich sonst zu erkälten, er fühlt sich so eingepackt einfach besser, geschützter. Bis zu der Straßenecke, an der Leo immer auf ihn trifft, hat er in der Regel seinen Rhyth-

mus gefunden; seine Bein-, Arm- und Atemmuskulatur bewegen sich im Gleichtakt. Auch Leo, der neben ihm läuft, schließt sich diesem Rhythmus an. Es sind perfekt aufeinander abgestimmte Bewegungen, wie eine Maschine, ein Körper. Während dem Laufen reden sie kein Wort miteinander, alles andere würde Leonard auch zu sehr irritieren. Mit einem Mal fühlt es sich vertraut an, neben Leo zu joggen. Je mehr er darüber nachdenkt, desto mehr ist er darüber verwundert: Nach ihrer Begegnung zu urteilen, passen sie gut zueinander, geradezu perfekt, er und – beinahe hätte er „Florian“ gedacht. Nein, es ist Leo. Die Versuchung ist groß, in ihm einen Florian zu sehen, etwas, was er vielleicht gar nicht ist, was er mit Sicherheit nicht ist, obwohl es den Anschein hat. Am Ende der Runde bleibt Leo mit Leonard stehen und beteiligt sich an den Dehnübungen, bevor er weiterläuft, zu sich nach Hause.

Leo läuft jeden Tag zusammen mit Leonard, und während sie nebeneinander her laufen, ihre Bewegungen und ihr Atem perfekt synchronisiert, macht sich in Leonard ein Gefühl breit, das er seit seiner Jugend nicht mehr kennt. Bislang war er sich sicher, dass es in seinem Leben nur einen Menschen gibt, den er lieben könnte, nämlich Florian. Es gibt ja auch nur diese eine Erscheinung eines Jungen, der ihm den Weg aus seinem Cocon gezeigt hat. Es kann nur um ihn gehen, um den Wegweiser, der zuerst Erscheinung war und dann wirklich wurde. Dass er jetzt noch einmal in sein Leben tritt, ist schwer zu verstehen und auch schwer zu glauben. Wie kann er zweimal leben, als zwei Personen, die sich so ähnlich sind, als wären sie eine? Leonards Leben hatte bis dahin eine klare Struktur, die durch die Erscheinung in seiner Kindheit, ihrer Wiederbegegnung in Gestalt von Florian und dem Scheitern an der Sehnsucht, mit ihm in Kontakt zu treten, vorgegeben war. Sein Leben ist ein einsames, weil er die Illusionen durchschaut hat, ja aufgrund seiner abgeschlossenen Kindheit durchschauen musste. Daher weiß er, dass es keinen Kontakt gibt, dass es so etwas wie Kontakt gar nicht geben kann. Aber jetzt ist Florian wieder in seinem Leben aufgetaucht, in Leos Gestalt, und sie finden mühelos Kontakt zueinander, als wenn nichts selbstverständlicher wäre als das. Hat ihn die Illusion eingeholt, die Illusion eines Kontaktes, den es gar nicht geben kann, die Illusion von der Überwindung seiner Einsamkeit? Oder hat er sich mit seiner Annahme getäuscht, dass seine Einsamkeit unüberwindbar ist? Aber egal, wie er diese Fragen beantwortet, dieses starke Gefühl von Zuneigung und Verbundenheit kann er nicht ignorieren. Obwohl das Treffen mit Leo erst wenige Tage her ist,

kommt es ihm bereits vor, als wenn er zu seinem Leben dazugehören würde, als wäre er schon immer Teil von ihm gewesen.

Endlich ist wieder Wochenende, aber es regnet in Strömen. Leonard lässt sich davon aber nicht abschrecken und läuft trotzdem. Allerdings kommt Leo diesmal nicht dazu; knapp über null Grad und Regen, das schon eine Herausforderung. Bei so einem Wetter spürt er seinen Körper in einer Intensität wie sonst nur selten. Ein richtig gutes Gefühl. Die Dehnübungen lässt er diesmal aus und geht gleich unter die heiße Dusche. Vielleicht kommt Leo trotzdem, obwohl sie nicht miteinander gelaufen sind. Er weiß ja, dass Leonard samstags frei hat und um zehn Uhr zu Hause anzutreffen ist. Leonard zieht sich daher das Hemd mit den Geometrie-Mustern und einen Rollkragenpullover darunter an, aber Leo kommt nicht. Leonard kann sich kaum auf das Lesen konzentrieren und geht nachmittags spazieren, um an etwas anderes als Leo zu denken, aber es funktioniert nicht. Entgegen seiner Gewohnheit sieht er sich am Abend den Film vom Vortag noch einmal an anstatt zu lesen. Auch am Sonntagmorgen regnet es und Leo kommt nicht um die Ecke gebogen. Leonard hat sich so darauf gefreut, ihn am Wochenende wiederzusehen; vor allen Dingen wollte er mehr von ihm und seinen Träumen zu erfahren. Aber offenbar muss er sich in Geduld üben. Plötzlich, Punkt zehn, klingelt es und Leo steht vor der Tür. „Das war mir eindeutig zu nass gestern und heute; warst du laufen?“ „Ja, klar, was glaubst du? Bei so einem Wetter ist es doch am besten.“ „Du spinnst“, entgegnet Leo. Er zieht sich den Parka und die Schuhe aus und setzt sich auf das Sofa. Leo trägt wie beim letzten Mal sein blaues Flanellhemd, allerdings mit einem anderen Rollkragenpullover darunter.

„Du hast ja einen Kapuzenpulli an. In meinen Träumen hattest du das nie.“ Leonard mag Kapuzenpullover nicht nur deswegen gerne, weil sie so bequem sind, sondern weil sie ihm auch gut das Gefühl vermitteln können, in seinem Cocon zu sein. „Die mag ich ganz gerne, vor allem mit Kapuze auf“, antwortet er und zieht sich die Kapuze über. „Steht dir aber gut“, sagt Leo, „ja doch, passt zu dir.“ Leonard schiebt sich die Kapuze wieder herunter und setzt sich neben Leo. Sie kochen sich etwas zu Mittag und schauen sich danach Filme an. Es fühlt sich an, als würden sie sich schon seit vielen Jahren kennen. „Es kommt mir vor, als würden wir uns schon lange kennen“, sagt Leonard, während sie nebeneinander auf dem Sofa sitzen. „Naja“, erwidert Leo, „Für mich ist es auch so; ein bisschen zumindest. Es ist ja schon einige Monate her, als ich dich im

Frühjahr das erste Mal gesehen habe. Da hast du vor deiner Haustür deine Übungen gemacht und ich dachte, ‚Das ist doch der Typ aus meinen Träumen‘. Seitdem habe ich dich immer wieder beobachtet, wie du läufst, wie du dich bewegst, was du anziehst. So lange, bis ich mir wirklich sicher war, dass du es sein musst, der Leonard aus meinen Träumen, nur eben fünfunddreißig Jahre später. Dabei ist mir auch klargeworden, dass ich dich kennenlernen muss, um dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.“ „Und?“, fragt Leonard, „Bist du dem Geheimnis auf die Spur gekommen? Bedeutet dir der reale Leonard dasselbe wie der aus deinen Träumen? Ich meine, ich bin ja deutlich älter als dein Traum-Leonard. Ich könnte dein Vater sein.“

Leo zögert ziemlich lange. „Lass uns einen Film anschauen. Du hast sicher noch viele Fragen und ich auch. Ich denke, mit der Zeit werden sich auch die Antworten finden. Im Moment bin ich noch mindestens so verwirrt wie du.“ Neben Leo zu sitzen und einen Film anzuschauen fühlt sich wieder sehr vertraut an. In seinen Gedanken sieht sich Leonard neben Florian sitzen; wie sehr hatte er sich früher einen solchen Moment gewünscht. „Eins habe ich ja immer noch nicht verstanden“, setzt Leo an, „Ich meine, warum bist du nicht auf Florian zugegangen? Es gab doch so viele Gelegenheiten und du hättest nur einmal sagen müssen, dass du ihn mochtest oder zumindest mit ihm befreundet sein wolltest. Er hat die ganze Zeit darauf gewartet, aber es passierte nichts. Florian hat dich geliebt, er hat dir immer wieder die Hand ausgestreckt, aber du hast nie darauf reagiert; du hast ihn einfach abblitzen lassen. Warum?“ Das sind genau die Fragen, die Leonard seit seiner Schulzeit nicht mehr losgelassen haben. „Das frage ich mich selbst; ich habe es einfach nicht hinbekommen. Wenn ich es nur ändern könnte.“ „Und wenn du es ändern könntest? Wenn du eine weitere Chance erhältst, würdest du sie ergreifen?“, fragt Leo. Leonard sieht ihn an; würde er so eine Chance nutzen oder womöglich wieder versagen? „Das ist jetzt aber Fiktion. Was geschehen ist, ist geschehen; da gibt es ganz sicher keine Möglichkeit, etwas zu ändern. Florian habe ich an seinem achtzehnten Geburtstag zum letzten Mal gesehen; das war es.“ „Ich weiß“, entgegnet Leo, „Ich weiß sogar, dass Florian dabei so ein ähnliches Hemd anhatte wie du letztes Wochenende; nur mit Comics drauf statt abstrakten Mustern.“ Schon wieder ein Detail, das nur jemand wissen kann, der dabei gewesen ist; was weiß dieser Leo noch alles? „Aber das ist nicht das Ende. Deswegen haben wir uns getroffen, weil es ein anderes Ende geben muss, da bin ich mir si-

cher. Mehr kann ich dazu aber nicht sagen, nur dass es weiter geht.“ „Hast du das auch geträumt?“, fragt Leonard. „Ja, nur verstehe ich den Traum noch nicht richtig“, erklärt Leo. „In meinem Traum stirbst du, wachst auf und begegnest Florian noch einmal; noch einmal von Neuem. Die ganze Geschichte beginnt nochmal von vorne und diesmal findet ihr euch, Florian und du; keine Ahnung wie.“ „Das ist eine wirklich verrückte Geschichte“, bemerkt Leonard und Leo bekräftigt, „Ja, mich beschäftigt das jeden Tag und ich weiß auch nicht, was ich davon halten soll. Aber in meinen Träumen passiert genau das.“

Sie sitzen eine ganze Weile schweigend nebeneinander. „Bist du es“, fragt Leonard, „mit dem die Geschichte von Neuem beginnt?“ „Ich glaube nicht“, antwortet Leo, „Ich meine, ich weiß es nicht genau, aber in meinen Träumen kommen wir beide nicht zusammen. Es ist Florian, mit dem die Geschichte neu beginnt.“ Leonard ist ziemlich aufgewühlt; kaum dass Leo in Florians Gestalt in sein Leben getreten ist, entzieht er sich wieder. Wieso ist er gekommen? Was will er von ihm? Und wieso träumt Leo von seinem Tod? Das klingt alles ziemlich beunruhigend; da hilft auch nicht Leos Ankündigung, dass er mit Florian zusammenkommen wird. Wie soll denn so etwas geschehen? Mit welchem Florian soll er denn zusammenkommen, wenn nicht mit Leo? Leonard kommt es wie ein Spiel vor, das Leo mit ihm spielt, mit ihm und mit seinen Sehnsüchten: Die Ankündigung seines Todes mit der Verheißung, zu dem Jungen zu kommen, der ihm einst den Weg hinaus aus seinem Cocon und in sein Leben gezeigt hatte. „Ich gehe nach Hause, es ist schon spät“, reißt ihn Leo aus seinen Gedanken. Leonard hat das Bedürfnis, sich in seinen Gedanken treiben zu lassen und spazieren zu gehen. „Ich begleite dich ein Stück“, sagt er und steht mit Leo auf. Sie gehen schweigend bis zu der Stelle, an der die kleine Straße abbiegt, aus der Leo morgens immer zum Joggen kommt. Sie bleiben stehen und sehen sich an; es regnet immer noch. „Und was ist mit dir? Willst du etwas von mir oder warum erzählst du mir das alles?“, fragt Leonard schließlich. „Es fühlt sich irre gut an, mit dir zusammen zu sein, so vertraut. Aber meine Träume sagen, dass ich dich wieder verlieren werde. Sie sind wie ein Fenster, das zwei Welten miteinander verbindet.“ Leonard fällt es schwer, in Leo nicht Florian zu sehen. In seinen Gedanken sieht er, wie sie nebeneinander im Gras liegen und Florian sagt, „Irgendwie mag ich dich, weil du anders bist und dazu auch stehst.“ „Ich mag dich auch“, antwortet er und Florians Augen beginnen zu leuchten, „Wirklich?“ Er legt seinen Arm um Florians Hüfte und Florian fängt an

zu leuchten, in diesem magischen Blau. „Ich muss nach Hause, ich bin jetzt völlig durchnässt“, unterbricht Leo Leonards Gedanken. Leonard legt seinen Arm um Leos Hüfte und drückt ihn dann fest an sich.

In der folgenden Woche laufen sie morgens wieder zusammen, machen ihre Dehnübungen und trennen sich wieder. In Leonards Gedanken überlagern sich die Bilder von Leo und Florian, von ihm selbst als Jugendlichen und jetzt mit fünfzig. Während er neben Leo joggt, kommt es ihm oft vor wie früher in der Schule, als er neben Florian joggte. Das morgendliche Laufen wird zu einer Zeitreise; ist das die neue Chance? In Gedanken sieht er Leo ganz in Blau, mit seinem Flanellhemd, Rollkragenpullover und blauer Cordhose. „Ich muss dir etwas sagen“, hört er seine Stimme, „Ich heiße gar nicht Leo, ich heiße Florian. Ich bin der Florian von früher und aus irgendwelchen Gründen seit dreißig Jahren nicht mehr gealtert. Deswegen kenne ich dich auch, nicht weil ich von dir geträumt habe, sondern weil ich wirklich zwei Schuljahre lang in deiner Klasse war.“ Fängt er jetzt an, Leos Träume zu träumen? Träume, die sich mit seinen Sehnsüchten vermischen und sich in der Zeit ausbreiten wie Wellen, die ein in einen Teich geworfener Stein auslöst? Im Epizentrum dieser Erschütterungen steht dieser Junge, der ihn aus seiner abgeschlossen Kindheit führt und der auf geheimnisvolle Weise ein zweites Mal in sein Leben getreten ist. Er hört ihn rufen, „Leonard“. Ja, es ist Florians Stimme. Er dreht sich um und sieht ihn klar und deutlich, Florian. Plötzlich wird er von einem ohrenbetäubenden Hupen aufgeschreckt. Er sieht, wie ein Auto direkt auf ihn zufährt, ein Transporter. Er sieht alles wie in Zeitlupe und dann hört er einen lauten Knall. Auf einmal ist alles still; absolut still. Alles leuchtet blau, es ist wie in seinem Cocon. In diesem blauen Licht zeichnet sich nach und nach eine Kontur ab, eine menschliche Form, die immer deutlicher zu erkennen ist: Es ist Florian.

„Lennart, jetzt steh doch endlich auf“, seine Mutter rüttelt ihn wach. Er fühlt sich wie gelähmt; was war das bloß für ein Traum? Nach und nach fügen sich die Traumfetzen zu einem Bild, das Lennart versucht zu rekonstruieren. In dem Traum war er deutlich älter, schon richtig erwachsen und ging jeden Tag joggen; dabei hasst er Joggen. Und dann kommt dieser andere Jogger, der aussieht wie ein Junge, den er aus seiner Jugend kannte. Wie heißt er nochmal, Florian? Ja, Florian, ganz sicher. Lennart hat ein genaues Bild von diesem Florian vor Augen. So wie er aussieht, ist er älter als er, vielleicht zwanzig. Er selbst ist in dem Traum schon erwachsen, sogar richtig alt, über vierzig, viel-

leicht schon fünfzig. Was für ein eigenartiger Traum. Vor allen Dingen das Bild wie er mit diesem Florian joggt und dann plötzlich von einem Auto überfahren wird, hat sich in seinem Kopf festgesetzt. Er kann das Auto genau erkennen und sogar die Hupe hören. Genau in diesem Moment hat ihn seine Mutter geweckt. Sie kommt jetzt nochmal ins Zimmer, „Du kommst zu spät zur Schule. Das ist doch dein erster Schultag dort und dann bist du gleich zu spät, was ist denn mit dir los?“ „Ich steh ja schon auf“, sagt er, „Ich habe nur schlecht geträumt.“ Er braucht noch eine ganze Weile, bis er aus dem Bett kommt. Das Beängstigende an dem Traum ist, dass alles so realistisch erscheint, als wenn es Lennart wirklich erlebt hätte. An den Ablauf kann er sich nur bruchstückhaft erinnern, dafür aber klar und deutlich an einzelne Szenen und Bilder. Nicht nur an das Auto, das ihn überfahren hat; vor allen Dingen auch an Florian, den er genau erkennen kann, mit einem hellblauen Flanellhemd über einem dunkelblauen Rollkragenpullover, farblich passend zu seiner Hose. Er selbst trägt keine Hemden, schon gar nicht mit einem Rollkragenpullover darunter. „Ich rufe in der Schule an und sage Bescheid, dass du zu spät kommst; die fragen sich sonst, wo du bleibst“, sagt seine Mutter. Am ersten Tag in einer neuen Schule zu spät zu kommen, ist schon blöde. Aber am Ende ist es nur eine halbe Stunde; da wird er wohl nicht so viel verpasst haben.

Als er ins Klassenzimmer kommt, fragt die Lehrerin, „Bist du Lennart Schmidt? Ich weiß nicht, wie es bei deiner früheren Schule war, aber hier beginnt der Unterricht um 7 Uhr 50. Setz dich dort neben Florian.“ Lennart fühlt sich wie von einem Schlag getroffen; das ist der Florian aus seinem Traum. Er sieht genauso aus und hat sogar ein blaues Hemd an mit einem Rollkragenpullover darunter. „Jetzt setz dich endlich an deinen Platz, damit ich den Unterricht fortsetzen kann“, reißt ihn die Lehrerin aus seinen Gedanken. Lennart kann an nichts anderes denken als an seinen Traum und den Florian, der ihm darin erschienen ist. Wie kann er von jemandem träumen, bevor er ihn kennenlernt? Oder war er Florian schon einmal begegnet und kann sich nicht mehr daran erinnern? Er schaut so oft zu Florian an seiner Seite, dass ihn die Lehrerin in den restlichen Unterrichtsminuten mehrmals ermahnt aufzupassen. In der Pause bleiben beide sitzen, während die meisten anderen Schüler bereits aufstehen, bevor der Pausengong abgeklungen ist. „Du heißt Florian?“, fragt Lennart, „Das ist ja so ähnlich wie meine Schwester; sie heißt Florine.“ „Florine?“, fragt Florian und Lennart lacht, „Sie hasst es, wenn sie so genannt wird. Ihr Name wird Florin

ausgesprochen ohne e, weil es ein französischer Name ist.“ „Ich mag französische Namen“, erklärt Florian, „Ich würde lieber Florent heißen, aber mit Florian als Namen kann ich auch leben.“ „Und ich würde lieber Leander heißen“, sagt Lennart, „aber Lennart ist auch ok.“ Es stellt sich heraus, dass beide in der gleichen Woche in das Dorf gezogen sind. Allerdings hat Florian vorher in Bamberg in Bayern gelebt, während Lennarts Eltern aus der Nähe von Hannover kommen. Er scheint ja ganz in Ordnung zu sein, dieser Florian; Lennart findet ihn sogar richtig sympathisch. Er erfährt, dass Florian leidenschaftlich turnt, am liebsten an Geräten, Reck oder Barren. Für ihn gibt es dagegen nichts, was er leidenschaftlich macht. Es sind eher viele Dinge, die ihn alle ein bisschen interessieren; Geräteturnen gehört da allerdings nicht dazu.

Lennart beschließt, den eigenartigen Traum, den er mit Florian hatte, so gut es geht, zu vergessen. Florian ist einfach ein netter Typ, auf jeden Fall ein Kandidat für eine Freundschaft; das wird sich noch zeigen. Schon nach kurzer Zeit fällt Lennart auf, wie sehr er sich freut, in die Schule zu gehen, weil er dort Florian treffen und sich mit ihm unterhalten kann. Vor allen Dingen können sie sich gut gegenseitig unterstützen. Florian ist in Deutsch und den Sprachen richtig schlecht, während Lennart Schwierigkeiten mit Geschichte, Politik und Erdkunde hat; in den Naturwissenschaften sind sie beide nicht besonders gut. „Ich finde wir passen gut zusammen“, sagt Florian einmal, nachdem ihm Lennart kurz vor dem Unterricht die Hausaufgaben in Latein korrigiert hat. Das findet Lennart auch; es fühlt sich fast schon wie eine Freundschaft an. In der dritten Woche hat er sich vorgenommen, seinen neuen Freund zu sich nach Hause einzuladen. Als Florian während dem Unterricht flüsterte, „Und warum kommt da jetzt ein Dativ?“, ergreift Lennart die Gelegenheit und antwortet, „Komm doch heute Nachmittag zu mir, dann kann ich es dir besser erklären.“

Am Nachmittag beschäftigen sie sich aber nicht mit Grammatik, sondern verbringen die Zeit im Hobbykeller. Lennart hat begonnen, ein Miniaturdorf aus Holz zu basteln mit Straßen, Häusern und Plätzen; alles selbst gesägt und geschnitzt. Florian findet gleich Gefallen am Basteln und lässt sich zeigen, wie das Holz gesägt und gefeilt wird. Sie verstehen sich überraschend gut, obwohl Florian sich in mancher Hinsicht sehr von Lennart unterscheidet. Er ist viel zurückhaltender, fast schon schüchtern, und pflegt einen eher schicken Kleidungsstil. Jeden Tag hat er ein anderes Hemd an, immer mit einem Rollkragenpullover darunter, und dazu trägt er Cordhosen; am liebsten trägt er blaue

Kleidung. „Du hast ja viele Hemden“, bemerkt Lennart, „Ich trage ja gar keine Hemden. Das einzige Hemd, das ich habe, habe ich von der Konfirmation.“ „Ja“, antwortet Florian, „ich trage eigentlich nur Hemden; ich glaube, ich habe ich einen Hemden-Tick.“ Lennart fällt der Florian aus seinem Traum wieder ein. Das Hemd, das er anhatte, hat er beim richtigen Florian bisher noch nicht gesehen, aber es war ebenfalls blau und er hatte es auch mit einem Rollkragenpullover getragen. Florian hat eine Ausstrahlung, der Lennart nicht widerstehen kann; eine eigenartige wie faszinierende Begegnung auf jeden Fall. Die Zeit mit ihm zusammen vergeht wie im Flug. Florian bleibt noch zum Abendessen und geht anschließend nach Hause. „Ich finde es ja schade, dass du keine Hemden mehr trägst“, sagt Lennarts Mutter am Abend, „Dein Klassenkamerad sieht doch richtig gut damit aus. Das würde dir doch auch stehen, besser als deine ausgeleierte Pullis.“ Lennart hat schon mit so einer Bemerkung gerechnet; seine Mutter lässt kaum eine Gelegenheit aus, seinen Kleidungsstil zu kritisieren.

Die Freundschaft mit Florian ist ein ausgesprochen positiver Aspekt des Umzugs. Nicht dass Lennart vorher keine Freunde hatte; es fällt ihm nicht besonders schwer, Kontakt zu anderen zu finden. Aber so einen Freund wie Florian hatte er noch nie; einen, der ihn so fasziniert und mit dem es so angenehm ist, zusammen zu sein. Meistens treffen sie sich bei ihm, weil es hier den Hobbykeller gibt und sie an dem Miniaturdorf arbeiten können, das zu ihrem gemeinsamen Projekt geworden ist. Sie verbringen aber auch viel Zeit draußen, vor allen Dingen am Wochenende. Obwohl er schnell friert, ist Florian gerne draußen; besonders gerne im Wald. Er hat einen langen gestrickten Schal, den er sich über Mund und Nase wickelt, so hoch, dass er zusätzlich zu seiner Mütze die Ohren bedeckt. Dann sind von ihm nur noch die Augen zwischen Mütze und Schal zu erkennen. Dazu hat er einen dick gefütterten Daunen-anorak, der richtig warm aussieht, auch wenn er keine Kapuze hat. Nach der Auffassung von Lennarts Mutter ist es jedenfalls eine „ordentliche Winterjacke“, ganz im Gegensatz zu dem Bundeswehrparka, der ihrer Meinung nach „unmöglich“ aussieht. Den hat sich Lennart vor einem Jahr gekauft, nachdem ihm sein Ski-Anorak zu klein geworden war. Seine Eltern hatten sich ziemlich aufgeregt, als er mit dem Parka nach Hause kam. Schwer zu sagen, was sie schlimmer finden, dass es ein Armeeparka ist oder dass Lennart häufig die Kapuze aufhat. Seine Mutter hat ihm sogar eine Mütze gekauft, nur damit er die Kapuze nicht mehr aufsetzt. Aber Lennart zieht sie sich dann eben über die Mütze, die ohne-

hin ziemlich dünn ist. Irgendwie gefällt es ihm, dass Florian einen anderen Kleidungsstil pflegt als er. Besonders fasziniert ihn aber, ihm beim Turnen zuzuschauen. Florian hat die Erlaubnis, nach dem Unterricht die Turnhalle zum Üben zu nutzen. Dabei gibt es meistens ein paar Zuschauer, weil die Turnhalle bei den Jugendlichen im Ort ein beliebter Treffpunkt ist. Auch Lennart ist immer wieder dort, allerdings nicht, um andere Jugendliche zu treffen, sondern nur wegen Florian. Mit seiner fast schon zierlichen Figur ist Florian das Gegenteil von einem Bodybuilder, aber dennoch unglaublich kräftig. Er kann sich mühelos am Reck in den Handstand schwingen, mit ausgestreckten Armen ein Rad auf dem Schwebebalken schlagen und auf dem Barren mit einer Hand die Holme wechseln. Am meisten fasziniert Lennart, wie leicht das alles aussieht, wenn Florian turnt, als könnte er die Schwerkraft außer Kraft setzen. Was für ein faszinierender Körper.

Neben Lennart gibt es noch einen Klassenkameraden, der immer in die Turnhalle kommt, wenn Florian turnt. Es ist Leonard, einer der merkwürdigsten Klassenkameraden, den man überhaupt haben kann, findet Lennart. Er ist sehr verschlossen, redet kaum und scheint auch keine Freunde zu haben. Jedenfalls ist er in der Schule immer für sich, steht in den Pausen irgendwo abseits und liest in einem Buch. Auch in der Turnhalle unterhält er sich nie mit jemandem, sondern sieht einfach nur Florian beim Turnen zu und geht wieder, wenn Florian seine Übungen beendet. Offensichtlich ist er wie Lennart an Florian interessiert. Wieso ist sollte er sonst immer in der Turnhalle sein, wenn Florian turnt? Dass es ihm um das Turnen geht, ist sehr unwahrscheinlich, denn er ist sehr schlecht im Sport, der schlechteste von allen, während er in den anderen Fächern zu den Besten in der Klasse gehört. Er muss in Nähe von Florian wohnen; jedenfalls gehen die beiden nach der Schule oft zusammen nach Hause. Erst nach einiger Zeit fällt Lennart auf, dass er genauso wie Florian Hemden mit einem Rollkragenpullover darunter trägt; so ist sonst niemand in der Klasse angezogen. Anders als Florian hat Leonard nur wenige Hemden, die aber alle blau sind, so wie sein Pfadfinderhemd, das er heute über einem dunkelroten Rollkragenpullover trägt. Lennart entscheidet sich spontan, sich neben ihn zu setzen, „Bist du bei den Pfadfindern?“ Leonard schaut ihn an und schüttelt den Kopf. „Du hast doch ein Pfadfinderhemd an“, entgegnet Lennart und Leonard antwortet, „Das ist von meinem Cousin.“ Sie beobachten dann schweigend Florian bei seinen Übungen an den Ringen. „Das ist wirklich irre, wie Florian turnt.“

Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man so etwas hinbekommen kann.“ Lennart versucht vergeblich, ein Gespräch mit Leonard zustande zu bringen. Der antwortet lediglich mit einem „Ja“ und zeigt kein weiteres Interesse an ihm.

Zu Beginn des neuen Schulhalbjahrs erklärt Florian, dass er vorhat, regelmäßig zu joggen und fragt Lennart, ob er mit ihm laufen möchte. Doch Dauerlauf ist nichts für ihn. „Dann frag ich Leonard“, sagt Florian, „Zu zweit ist es doch besser als alleine; das macht einfach mehr Spaß.“ „Leonard?“, fragt Lennart; er hat Leonard bislang für eher unsportlich gehalten. „Sein Name wird eigentlich ohne d am Ende ausgesprochen; es ist ein französischer Name“, bemerkt Florian. „Aber alle nennen ihn Leonard“, entgegnet Lennart und Florian erklärt, „Aber französisch klingt es besser; Leonar.“ „Du bist mit ihm befreundet?“ Dass die beiden offenbar in Kontakt miteinander stehen, überrascht Lennart. „Was heißt befreundet?“, antwortet Florian, „Ich treffe ihn immer wieder mal und finde ihn nett.“ „Nett, wirklich? Er ist doch schon ein bisschen eigenartig, oder?“ „Er ist halt anders“, entgegnet Florian, „und er steht dazu; macht einfach sein Ding. Davor habe ich wirklich Respekt. Aber du hast recht, er ist schon ziemlich verschlossen.“ Leonard läuft tatsächlich mit Florian zwei bis drei Mal in der Woche. Inzwischen taucht er immer wieder auch auf dem Tennisplatz auf und sieht Lennart und Florian beim Spielen zu. Seit dem Frühjahr spielen sie zusammen Tennis und haben viel Spaß dabei, da beide nicht gut spielen können. Lennart entgeht nicht, wie auch Florian immer wieder vergeblich versucht, mit Leonard ins Gespräch zu kommen. Doch der antwortet nur sehr knapp und wendet sich dann auch gleich wieder ab. Offensichtlich hat er generell kein Interesse an Gesprächen. „Das ist doch komisch, dass er dir regelmäßig beim Turnen und beim Tennis zusieht, aber nicht mit dir redet.“ „Ja“, antwortet Florian, „Ich verstehe es auch nicht so richtig.“ „Ich meine, irgendetwas will er doch von dir, sonst würde er dich doch nicht ständig beim Sport beobachten. Warum ist er so abweisend, wenn er mit dir befreundet sein will?“ „Vielleicht ist es seine Art, mit anderen in Kontakt zu kommen“, vermutet Florian.

Es ist schon kurz vor der Zeugnisausgabe, als sich Lennart mit Florian zum Lernen trifft und bei ihm ein Foto von Leonard auf dem Schreibtisch liegen sieht. „Das ist doch Leonard“, sagt er, „Den erkennt man von Weitem mit dem Pfadfinderhemd und nem Rollkragenpulli drunter.“ Auf dem Foto wirkt er sehr offen und fast schon fröhlich, ganz anders als in Wirklichkeit. „Das ist neulich aus seiner Schultasche gefallen; ich muss es ihm wieder zurückgeben“, erklärt

Florian. Lennart muss immer wieder auf das Foto schauen; er wirkt darauf überraschend normal; vor allen Dingen mit seinem Lächeln, das er in Wirklichkeit so gut wie nie zeigt. Es scheint wohl nicht nur die verschlossene und merkwürdige Seite von ihm zu geben. Die Zeugnisse sind für Lennart wie für Florian eine Katastrophe. Es reicht gerade noch für eine Versetzung; mit viel Wohlwollen, wie die Klassenlehrerin erklärt. „Da müsst ihr euch noch gehörig anstrengen“, erklärt sie vor der gesamten Klasse, „So wird das auf jeden Fall nichts mit dem Abitur.“ Sie nehmen sich vor, die Sommerferien zum Lernen zu nutzen. Allerdings lädt der Sommer auch dazu ein, zusammen an einen Badensee zu fahren und die Tage dort zu verbringen. Immerhin schaffen sie es, sich wenigstens ab und zu mit ihren Schulbüchern zu beschäftigen. Manchmal nehmen sie welche mit zum See, was allerdings nicht sehr effektiv ist. Für Lennart ist ohnehin viel wichtiger, die Freundschaft mit Florian zu leben und zu genießen. Er kann ohne Übertreibung behaupten, dass er sich noch nie so gut gefühlt hat wie in der Zeit, seit er mit ihm befreundet ist. Die Tage vergehen schnell und nach der Hälfte der Ferien beschließen sie, pro Woche mindestens drei Nachmittage konzentriert zu lernen. Dazu treffen sie sich bei Florian, weil es dort weniger Ablenkung gibt als bei Lennart.

Sie beginnen mit Latein. Während sie die Grammatik durchgehen, verstummt Florian plötzlich und wirkt sehr nachdenklich. „Das zieht dich ganz schön runter“, sagt Lennart, „Latein ist schon eine ziemlich harte Angelegenheit, etwas für Masochisten eigentlich.“ „Das ist es nicht“, erwidert Florian. „Was dann?“ „Es ist, naja, Leonard. Der ist mir gestern wieder über den Weg gelaufen. Ich verstehe es einfach nicht: Er sucht offensichtlich meine Nähe; es kann ja kein Zufall sein, dass ich ihn ständig treffe. Aber trotzdem passiert da nichts. Gestern habe ich versucht, mit ihm ins Gespräch zu kommen, aber das hat er wieder im Ansatz abgewürgt.“ „Was soll denn passieren?“, fragt Lennart, „Ich meine, er ist halt so; ein Eigenbrötler.“ „Ich würde ihn gerne näher kennenlernen, irgendwie fasziniert er mich.“ Florian zieht die Schreibtischschublade auf und holt das Foto heraus, das er von ihm hat. „Du hast ihm das Foto gar nicht zurückgegeben?“, fragt Lennart. Florian schüttelt den Kopf, „Ich glaube, ich bin in ihn verliebt“, sagt er mit leiser Stimme. „In Leonard?“ Lennart sieht ihn ungläubig an. Verliebt in einen Jungen und dann auch noch in einen so komischen? „Ich weiß nicht“, antwortet Florian, „Ich bin einfach durcheinander. Ich finde ja auch, dass es ziemlich schräge ist. Aber ich muss ständig an ihn denken; er

geht mir einfach nicht mehr aus dem Kopf. Und wenn ich mir sein Foto ansehe – ich weiß nicht.“ Lennart sieht sich das Foto genau an. Er wundert sich über Florians Gefühle; ausgerechnet Leonard, dieser verschrobene Typ mit dem Pfadfinderhemd. Während sie schweigend das Foto betrachten, spürt er den Impuls, Florian zu umarmen und gibt ihm nach einigem Zögern nach. Es fühlt sich gut an, Florian im Arm zu halten. „Das ist eigentlich ein schönes Foto“, sagt Lennart, „Da sieht er ja ganz sympathisch aus, auch wenn die Kombination mit dem roten Rollkragenpulli etwas gewagt ist.“ „So ein Foto habe ich aber auch“, sagt Florian und zieht eine Schublade auf, aus der er ein Foto herauskramt. „Hier schau, auch ein roter Pulli unter einem blauen Hemd. Aber du hast recht, farblich beißt es sich ein bisschen.“ Er legt es neben Leonards Foto. Die beiden Bilder nebeneinander zu sehen, findet Lennart irritierend; wenn sie so ähnlich gekleidet sind, sehen die beiden fast wie Brüder aus. „Du bist ein echter Freund“, sagt Florian schließlich, „Ich bin so durcheinander. Mir ist ja selbst nicht klar, was mich an Leonard so fasziniert. Ich habe schon oft darüber nachgedacht, warum ich ihn so attraktiv finde. Ich meine, bin ich wirklich schwul und in Leonard verliebt? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.“ Lennart wird nachdenklich. Er ist ja auch von Florian fasziniert und, wenn er darüber nachdenkt, muss er sich eingestehen, dass er ihn auf jeden Fall attraktiv findet, sogar mit dem roten Rollkragenpullover und dem blauen Hemd wie auf dem Foto. Neben ihm zu sitzen, den Arm um seine Schulter gelegt, fühlt sich ausgesprochen gut an. Sind sie vielleicht beide schwul? Ist er womöglich in Florian verliebt? „Mir ist das egal; du bist und bleibst mein Freund“, sagt er und schlägt vor, nach draußen zu gehen. An Lernen ist jetzt sowieso nicht mehr zu denken.

„Eine Sache verstehe ich nicht“, setzt Lennart an, während sie durch den Wald gehen, „Es ist doch offensichtlich, dass dir Leonard hinterherrennt. Ich meine, er taucht doch ständig auf, beim Turnen, beim Tennis und auch sonst. Warum sagst du ihm nicht einfach, was du für ihn empfindest.“ „Du hast recht, er rennt mir wirklich hinterher, aber er ist so abweisend. Ich versuche, mit ihm zu sprechen, und er sagt dann einfach nichts und wendet sich ab. Ich weiß gar nicht, wie ich es verstehen soll. Und dann ist da noch etwas.“ Er zögert, bis Lennart nachhakt, „Und was ist da noch?“ „Naja; das mit dem Schwulsein. Ich weiß nicht, ob es gut ist, verstehst du? Ich bin mir unsicher, ob ich das wirklich sein möchte. Ehrlich gesagt, habe ich Angst davor; es gibt ja noch bei vielen Vorbehalte dagegen, gerade im Sport. Außerdem, bin ich das wirklich, nur weil ich ei-

nen Klassenkameraden faszinierend finde und mich danach sehne, mit ihm befreundet zu sein?“ „Ausgerechnet Leonard. Mit jemanden wie ihm kann man doch gar nicht befreundet sein; er ist doch überhaupt nicht der Typ dafür. Wenn es jemanden gibt, auf den das Wort Einzelgänger zutrifft, dann ist es Leonard.“ „Ja“, bestätigt Florian, „Das ist wahrscheinlich das Problem.“ „Ich mag dich ja auch“, erklärt Lennart, „Weil man mit dir tolle Sachen machen kann, weil es schön ist, mit dir zusammen zu sein, weil du so irre gut turnen kannst und“, Lennart stockt. Fast hätte er gesagt, „und weil ich von dir geträumt habe.“ Er legt seinen Arm um Florians Hüfte, „Das hat aber mit Schwulsein nichts zu tun, sondern mit Freundschaft, oder?“ Nach dem Spaziergang stehen sie unschlüssig in Florians Zimmer. „Das mit dem Latein wird heute wohl nichts mehr“, stellt Lennart fest, „Aber morgen fangen wir damit an, ganz bestimmt.“ Er nimmt das Foto von Florian in die Hand. Ja, er findet ihn attraktiv, das lässt sich nicht leugnen. Aber gilt er deshalb als schwul? Gehört es nicht einfach zu einer Freundschaft dazu, sich attraktiv zu finden und voneinander zu träumen? „Du kannst es behalten, wenn du magst“, sagt Florian, „Ich habe zwei davon, weil ich eines Leonard schenken wollte, aber das traue ich mich nicht.“

Kurz vor Ende der Ferien kommt Florian abends zu Lennart und erzählt, dass ihn Leonard am Nachmittag besucht hat; unangekündigt und unerwartet. Er war ziemlich aufgebracht, „Es war halt wieder so komisch. Er war total auf meine Urkunden fixiert, hat sich alle genau angeschaut und lauter komische Fragen gestellt. Ist das sein Weg, sein Interesse an mir zu zeigen? Dann sage ich, dass ich finde, wir sind uns ein bisschen ähnlich, und er schaut nur auf den Boden und sagt gar nichts.“ Das ist eine echte Herausforderung, denkt Lennart. „Und warum fragst du ihn nicht einfach, ob er mit dir befreundet sein möchte? Dann weißt du wenigstens, woran du bist.“ „Und wenn er dann wieder nichts sagt? Dann offenbare ich ihm meine Gefühle und er schaut mich an, als hätte ich lateinisch geredet? Nein, so etwas tue ich mir nicht an.“ „Vielleicht ist er ja verklemmt oder seine Eltern sind so konservativ eingestellt, dass er sich das nicht zugestehen kann. Kann ja alles sein. Vielleicht ist er deswegen so verschlossen.“ Florian sieht eine ganze Weile schweigend auf den Boden; wieder hat es nicht geklappt hat, mit ihm in Kontakt zu kommen. „Es ist, als wenn eine unsichtbare Mauer zwischen uns steht; wir sehen uns ständig, aber können uns nicht berühren.“ „Du wirst ja richtig poetisch“, lacht Lennart. Abends kommt ihm wieder der Traum in den Sinn, in dem er Florian gesehen hatte, bevor er

ihm begegnet war. Mit der Zeit kommt ihm der Traum immer detaillierter in Erinnerung. In dem Traum erzählt der Junge, der wie Florian aussieht, eine Liebesgeschichte, die die zwischen Florian und Leonard gewesen sein könnte; er muss genauso etwas erlebt haben. Verliebt in einen verschlossenen Sonderling aus seiner Klasse, der einfach nicht auf seine Zuneigung reagiert. „Warum?“, hört er laut und deutlich Florians Stimme. Er steht auf und öffnet die Schublade, in der Florians Foto oben auf liegt. Es ist der Florian aus seinem Traum; da gibt es keinen Zweifel. Obendrein haben sie beide ein blau kariertes Hemd an mit einem Rollkragenpullover, nur dass der von Florian rot ist, während der von dem Jungen im Traum eine andere Farbe hatte, grau oder blau, auf jeden Fall nicht rot. Ja, er sieht attraktiv aus, richtig attraktiv, und es fühlt sich richtig gut an, ihn zu berühren. Lennart wird allmählich klar, dass er in diesen Jungen verliebt ist. Und nicht nur das, diese Liebe muss eine besondere Liebe sein, sonst hätte er ja nicht schon von Florian geträumt, bevor er ihn zum ersten Mal gesehen hat; zumindest bewusst gesehen. Er nimmt das Foto und legt es auf seinen Nachttisch.

Es ist beiden klar, dass sie in diesem Schuljahr viel dafür tun müssen, um am Ende versetzt zu werden. Sie verbringen daher deutlich mehr Zeit damit, zusammen Hausaufgaben zu machen und sich mit Grammatik, Geschichte und Politik zu beschäftigen. Immer wieder erzählt Florian von seinen Begegnungen mit Leonard. Lennart ist überzeugt, dass Leonard so reagiert, weil er so ist und womöglich gar nicht anders reagieren kann. Florian deutet seine Reaktionen aber als Abweisung. Dass Leonard offensichtlich seine Nähe sucht, aber auf keines seiner Zeichen reagiert, reibt ihn zunehmend auf. Immer wieder nimmt er sich vor, Leonard direkt anzusprechen und seine Zuneigung mitzuteilen, um dieses Vorhaben gleich darauf wieder aufzugeben. Zu groß ist seine Angst, abgewiesen und mit seinen Gefühlen bloßgestellt zu werden. Einmal kommt es sogar vor, dass Florian weint. „Wenn er mich wenigstens meiden würde“, schluchzt er, „dann wüsste ich, woran ich bin. Aber so läuft er mir jeden Tag über den Weg und jedes Mal, wenn ich ihm eine Hand ausstrecke, ignoriert er es. Wenn ich nur wüsste, was ich tun kann; ständig muss ich an ihn denken.“ Lennart nimmt ihn in den Arm und drückt ihn fest an sich. Dass Florian derartig intensive Gefühle gegenüber jemanden wie Leonard entwickelt, befremdet ihn. Sie haben doch eine so gute Freundschaft, so viele schöne Momente miteinander; warum spürt Florian nicht ihm gegenüber eine solche Zuneigung? Ihm wird

deutlich, dass er Florian nicht weniger mag als Florian Leonard. Auch sein Körper fasziniert ihn, ganz besonders, wenn er ihm beim Turnen zuschaut. Nachts träumt er von diesem zugleich zierlichen und kräftigen Körper, der an den Turngeräten mühelos die Schwerkraft überwindet. Immer wieder überlegt er sich, ob er mit Florian über seine Zuneigung sprechen soll. Aber er ist eigentlich sehr zufrieden mit ihrer Freundschaft; Florian mit seinen Gefühlen zu konfrontieren, ist vielleicht aber keine gute Idee. Es würde ihn verunsichern und womöglich würde er sich dann von ihm zurückziehen, weil er sich ja zu diesem verschrobenebenen Leonard hingezogen fühlt.

Nach Silvester fährt er mit seinen Eltern und seiner Schwester eine Woche in die Alpen zum Skifahren; das erste Mal wieder seit mehreren Jahren. Seine Eltern sind auf Anhieb damit einverstanden, dass Florian mitkommt. Anders als Lennart hat er mit Skihose und Anorak die passende Kleidung zum Skifahren, was Lennarts Eltern wieder zu Klagen über seinen Kleidungsstil veranlasst. Florian ist für sie das Musterbeispiel eines ordentlichen Jugendlichen; sie wären mit einem Sohn wie ihm, der immer freundlich ist und Hemden, Cordhosen und Jacken ohne Kapuze trägt, ausgesprochen zufrieden. Geschickt nutzt seine Mutter Florians Anwesenheit, um ihren Unmut darüber auszudrücken, dass Lennart vorhatte, in Jeans und Bundeswehrparka Ski zu fahren. Florian bietet ihm an, eine Skihose und einen Anorak für die Fahrt zu leihen, und beendet damit die Diskussion. Während sie das Gepäck im Auto verstauen, wendet sich seine Mutter an Florian, „Der Anorak, den du ihm geliehen hast, hält wirklich warm und trotzdem muss er die Kapuze aufhaben, über der Mütze wie in der Arktis. Wie findest du das, das sieht doch unmöglich aus, oder?“ Zu Lennarts Überraschung antwortet Florian, „Ich finde, es passt zu ihm.“ Sie übernachten in einem kleinen Chalet, wo sich Lennart und Florian ein kleines Zimmer teilen. Zum ersten Mal verspürt Lennart den Wunsch, sich zu Florian ins Bett zu legen und seinen faszinierenden Körper zu spüren. Wenn er ihn beim Skifahren beobachtet, komplett eingepackt mit dem Schal über Mund und Nase und Skibrille, stellt er sich in Gedanken vor, wie er ihn auspackt und sie sich dann beide nackt zusammen unter die Bettdecke kuscheln. Solche Gedanken erregen ihn ungemein; und sie irritieren ihn auch nicht weniger. Seine Fantasien gehen weit über das hinaus, was für Freundschaften üblich ist. Gegen Ende des Urlaubs bemerkt Lennarts Schwester, „Wenn man euch beide so beobachtet, könnte man euch glatt für ein Liebespaar halten.“

Das Halbjahreszeugnis ist für beide ernüchternd; es hätte bei beiden nicht für eine Versetzung gereicht. Auch im zweiten Halbjahr werden die Klausuren nicht besser, sodass es schon deutlich vor Schuljahresende absehbar ist, dass sie es nicht schaffen werden. Einmal, während sie gemeinsam eine Deutschklausur vorbereiten, bricht Florian in Tränen aus, „Ich schaffe es einfach nicht. Ich kann nicht mehr.“ Es ist das zweite Mal, dass Lennart ihn weinen sieht und dabei wie selbstverständlich umarmt. Diesmal spürt er deutlich, wie ihn diese Situation erregt, was er ziemlich unpassend findet. Überhaupt irritieren ihn die Gefühle, die Florian bei ihm auslöst. Seit dem Skiurlaub träumt er immer wieder von ihm und wacht dann in einem Zustand höchster Erregung auf. Meistens träumt er, wie Florian völlig eingepackt vor ihm steht, in seinem Anorak und mit dem Schal vor dem Gesicht, und wie er ihn nach und nach auszieht, den Schal, den Anorak, Hemd und Rollkragenpullover und die Hose. Am Ende steht er nackt vor ihm, dieser wohlgeformte Körper, der Sanftheit und Kraft auf so wundervolle Weise zusammenbringt. An dieser Stelle wird Lennart meistens wach und bekommt manchmal sogar einen Samenerguss, sobald er seinen steifen Penis berührt. Er drückt Florian fest an sich und fragt sich, ob er wohl seine Erregung in diesem Moment spürt. „Geht schon wieder“, sagt Florian leise und Lennart lässt ihn los. „Ich halte diesen Stress einfach nicht mehr aus“, sagt er, „und dazu noch diese bescheuerte Geschichte mit Leonard. Es ist einfach zu viel. Das einzige, was mich stützt, ist unsere Freundschaft; wenn ich dich nicht hätte, ich glaube, ich würde untergehen.“ „Ja“, sagt Lennart, „unsere Freundschaft bedeutet mir auch sehr viel.“

Kurze Zeit später eröffnet ihm Florian sein Vorhaben, nach dem Ende des Schuljahrs nach England zu gehen. Er kann dort bei Verwandten unterkommen. „Die haben ein großes Haus am Stadtrand und freuen sich, dass ich komme, obwohl sie mich gar nicht kennen.“ „England ist ja ganz schön weit weg“, entgegnet Lennart. Eigentlich hat er sich schon darauf gefreut, den Sommer wieder mit ihm zu verbringen wie im vergangenen Jahr. „Ich brauche den Abstand“, sagt Florian, „Ich meine, machen wir uns nichts vor, das mit der Versetzung wird nichts mehr. Für mich ist die Schule dann zu ende und ich muss mir klar werden, was ich dann tun will. Ich muss mir über so einige Sachen klar werden; auch das mit Leonard, warum ich mich in so einen unerreichbaren Typen verliebe.“ Er erzählt, dass er gleich drei Monate in England bleiben möchte. Lennart ist verzweifelt, „Drei Monate, ernsthaft? Und was mache ich so lan-

ge? Was ist mit unserer Freundschaft?“ Diesmal ist er es, dem zum Weinen zuzumute ist, aber er kann seine Tränen unterdrücken. „Wir bleiben natürlich Freunde“, antwortet Florian, „Wir können Briefe schreiben und ich komme ja auch wieder zurück.“ Die Idee, sich Zeit zu nehmen, um sich über sein Leben klar zu werden, ist in ihrer Situation durchaus naheliegend. Auch Lennart kann so eine Zeit gut gebrauchen, um sich über so einiges klar zu werden, über seine Gefühle Florian gegenüber, vor allem aber auch darüber, was er nach dem Schuljahr macht, wenn er wie erwartet nicht versetzt wird. Die Klasse zu wiederholen kommt auch für ihn nicht in Frage, aber er hat auch keine Idee, was stattdessen kommen soll. Die Gedanken an die kommenden Wochen und Monate beunruhigen ihn zunehmend. Dass seine Eltern fast täglich versuchen, mit ihm über seine Perspektiven zu reden, macht die Situation nicht einfacher.

Die Zeit bis zum Abschlusszeugnis vergeht schnell. Zusammen sind sie in diese Klasse gekommen und zusammen gehen sie wieder. Sich von den Klassenkameraden und Lehrern zu verabschieden, wirkt sehr unwirklich. Wenige Tage später ist Florian schon auf dem Weg nach England. Lennart kauft einen Bilderrahmen, in den er Florians Foto steckt, um es auf seinen Nachtschreibtisch aufzustellen. Aus seinem Schulatlas, den er behalten durfte, schneidet er die England-Karte aus und hängt sie an die Wand mit einer Stecknadel in dem Ort, wo Florian den Sommer verbringt. Bereits am zweiten Tag schreibt er Florian einen Brief. Die Post ist nach England und zurück lange unterwegs, sodass er erst in der Woche darauf eine Antwort erhält. Florian scheint sich dort sehr wohlfühlen und schickt mit seinem Brief mehrere Postkarten mit, auf denen die Stadt, in der er wohnt, und die Umgebung abgebildet sind. Um etwas Geld zu verdienen, arbeitet Lennart in einer Eisdielerie in einer nahegelegenen Stadt. Seine Eltern drängen ihn, sich um eine Ausbildung zu bewerben. Allerdings hat er keine Idee, in welchem Beruf er eine Ausbildung machen sollte; für ihn ist alles gleich unattraktiv. Für die Bewerbungen muss er Fotos machen, was wieder zu Diskussionen mit seinen Eltern führt. Ihrer Meinung nach ist es zwingend, auf dem Bewerbungsfoto ein Hemd zu tragen. Er findet es dagegen widersinnig, auf dem Bewerbungsfoto ein Hemd zu tragen, während er ansonsten nie Hemden trägt. Schließlich lenkt er ein und lässt sich in seinem Konfirmationshemd fotografieren. Zum Glück gibt es noch Florine, seine Schwester. Obwohl sie seine Zwillingschwester ist, haben sie kein sehr enges Verhältnis zueinander. Sie kommen zwar gut miteinander aus, haben aber einfach zu wenig ge-

meinsame Interessen. Doch bei den Auseinandersetzungen mit seinen Eltern steht sie auf seiner Seite. Jetzt in den Sommerferien erfährt er viel Unterstützung von ihr, vor allen Dingen auch gegen die häufige Kritik seiner Eltern an seinem Lebensstil. Sie ermutigt ihn, seinen Weg zu gehen und sich nicht von ihnen beirren zu lassen.

Nach einigen Briefwechseln schreibt Florian, dass er die Möglichkeit hat, in England in einen Turnkader zu kommen. Er hat dort vorgeturnt und wird als ausreichend talentiert angesehen, um gefördert zu werden. Die Aussicht, dass er womöglich ganz in England bleibt, belastet Lennart enorm. Das scheint man ihm auch anzumerken; zumindest Florine fragt ihn, was ihn so bedrückt. Es kostet ihn einige Überwindung, aber schließlich erzählt er ihr, was er gegenüber Florian empfindet und wie verzweifelt er bei dem Gedanken ist, dass er ganz in England bleibt. Dabei muss er weinen; das erste Mal seit vielen Jahren. Seine Schwester hört ihm kommentarlos zu und hält ihn im Arm, bis er sich wieder beruhigt hat. „Ich finde den Florian ja auch echt süß; in den könnte ich mich sofort verlieben“, sagt sie schließlich, „Aber im Ernst: Ich habe mir so etwas schon gedacht; man sieht es euch beiden an, dass ihr euch mögt, finde ich. Schreib ihm doch einfach, dass du ihn liebst; ich kann mir gut vorstellen, dass er etwas ähnliches empfindet.“ Lennart fällt es schwer, eine passende Formulierung zu finden, und am Ende wird der Brief recht kurz: „Ich muss dir etwas schreiben, was ich dir schon lange sagen wollte: Ich liebe dich, ich träume nachts von dir und kann mir nicht vorstellen, ohne dich zu leben.“ Dazu steckt er eins von den Fotos von sich in dem Konfirmationshemd. Der Brief liegt noch ein paar Tage auf seinem Schreibtisch, bevor er sich entschließen kann, ihn abzuschicken. Nach etwas mehr als einer Woche kommt Florians Antwort, die ähnlich kurz ausgefallen ist wie Lennarts Brief: „Lieber Lennart, danke dass du mir so offen geschrieben hast. Auch für das Foto: du in einem Hemd. Ich finde, du siehst damit richtig gut aus. Ich frage dich einfach mal: Kannst du dir vorstellen, mit mir zusammen nach England zu gehen?“

Im Spätsommer sieht Lennart in einem Schaufenster in der Stadt ein Hemd mit einem Comic-Aufdruck. Es ist weiß mit einem schwarzen Aufdruck, der etwas durcheinandergewürfelt unterschiedliche Comic-Zeichnungen zeigt. Spontan bleibt er stehen und betrachtet das Hemd; es sieht wirklich stark aus mit dem Aufdruck; Florian würde es bestimmt gefallen. Ihm kommt die Idee, ihm dieses Hemd zum Geburtstag zu schicken. Florian hat Mitte Oktober seinen achtzehn-

ten Geburtstag, den er in einem kleinen Kreis feiern will. So ein Hemd ist auf jeden Fall ein angemessenes Geschenk. Nach einer Weile entscheidet sich Lennart, in das Geschäft zu gehen und sich nach dem Hemd zu erkundigen. Er probiert es an, um sicher zu sein, dass es passt. „Ich finde, das steht Ihnen sehr gut“, sagt die Verkäuferin und auch Lennart findet Gefallen daran, sich in diesem Hemd zu sehen. Obwohl es nicht billig ist, kauft er zwei davon, eins für Florian und eins für sich. Durch seinen Job in dem Eiscafé hat er genügend Geld und kann es sich leisten. Inzwischen hat er sich um mehrere Lehrstellen beworben, aber bislang nur Absagen erhalten. Seine Eltern sagen, dass es an den ihrer Meinung nach unmotivierten Bewerbungen liegt. „Da kann man ja aus jeder Zeile herauslesen, dass du keine Lust hast“, erklärt sein Vater. Lennart kann sich tatsächlich nicht auf diese Bewerbungen einlassen, weil er ständig an Florian denken muss; umso mehr, je näher seine Rückkehr rückt. Schließlich eröffnet er seinen Eltern, dass er vorhat, mit ihm nach England zu ziehen. Die Idee gefällt ihnen überhaupt nicht; er schafft es ja so schon nicht, auf eigenen Beinen zu stehen, wie soll es dann in einem anderen Land klappen? Aber seine Schwester bekräftigt ihn bei seinem Vorhaben. „Ein Tapetenwechsel tut ihm bestimmt gut und außerdem ist ja Florian dabei; er ist ja dann nicht alleine. Das schaffen die beiden schon.“ Aber auch dann stellt sich das Problem, dass Lennart einen Ausbildungsplatz oder zumindest eine Anstellung benötigt. Obwohl noch viele Fragen offen sind, schreibt er Florian zurück, dass er sich entschieden hat, mit ihm nach England zu ziehen. „Ich habe das auch mit meinen Eltern besprochen, die damit einverstanden sind. Ich weiß nur noch nicht, wie ich es anstellen soll, dort einen Job zu finden. Was kann man denn in England machen? Ein Turnkader kommt für mich ja nicht in Frage.“

Florian kommt am Nachmittag mit dem Flugzeug an und wird von seinen Eltern und Lennart vom Flughafen abgeholt. Er kommt direkt auf Lennart zugelaufen und umarmt ihn, bevor er seine Eltern begrüßt. „Ein schickes Holzfällerhemd; das hast du neu, oder?“, bemerkt seine Mutter. Das blau karierte Flanellhemd fällt Lennart erst jetzt auf; es sieht genauso aus wie das, das der Florian in seinem Traum anhatte, es ist das gleiche Hemd. Nur hatte der Traum-Florian einen Rollkragenpullover darunter, während Florian jetzt nur ein T-Shirt darunter trägt. Lennart hat schon lange nicht mehr an diesen Traum gedacht. Abends kann er lange nicht schlafen; die Zeit ist einfach zu aufregend. Wie entwickelt sich jetzt die Freundschaft zu Florian? Der hatte sich zwar nicht direkt zu sei-

nem Liebesbekenntnis geäußert, aber immerhin vorgeschlagen, mit ihm zusammen nach England zu ziehen. Immer deutlicher kommt ihm der Traum-Florian in den Sinn. Dabei fallen ihm immer mehr Ähnlichkeiten zum wirklichen Florian auf. So haben beide einen langen Schal, den sie sich im Winter über Mund und Nase wickeln, beide eine Vorliebe für blaue Kleidung und Hemden mit Rollkragenpullover; Florian hat jetzt sogar genau das Flanellhemd, das der Traum-Florian getragen hatte. Vor allen Dingen haben sie auch beide ein ähnliches Gesicht; eigentlich das gleiche Gesicht. Immer wieder schaut er sich das Foto an: Es ist dieses Gesicht, von dem er geträumt hat und in das er verliebt ist. Ein Gesicht, das tief in ihm etwas anspricht, das so vertraut ist, als wenn sie sich bereits aus einem anderen Leben kennen würden. Vielleicht ist es aber auch ganz banal, dass er Florian schon einmal gesehen hat, bevor sie zusammen in die zehnte Klasse wechselten. Irgendwie hat er ihn dann in seinen Traum eingebaut. Aber was ist dann mit Florians Liebesgeschichte mit Leonard? Davon hat er ja auch geträumt, etwas undeutlich zwar, aber deutlich genug, um viele verblüffende Übereinstimmungen zu finden.

Mit Florian ist es wie früher, nur noch vertrauter. Er verbringt jeden Tag viel Zeit in der Turnhalle. Um in den Kader zu kommen, muss er noch eine offizielle Aufnahmeprüfung absolvieren, für die er gut vorbereitet sein möchte. Lennart schaut ihm dabei oft zu und träumt, während er beobachtet, wie dieser unglaublich wohlgeformte Körper an Reck, Barren und Ringen durch die Luft gleitet. Zu seinem achtzehnten Geburtstag erwartet Florian neben seinen Eltern und Lennart noch ein paar Gäste vom Turnverein und zwei Cousinen, die nachmittags kommen wollten. Lennart ist schon vormittags mit ihm verabredet. Er hat vor, ihn gleich zweimal zu überraschen, einmal, indem er selbst das Hemd mit dem Comic-Aufdruck trägt und ein zweites Mal, indem er ihm genau das gleiche Hemd schenkt. Das Hemd trägt er über dem einzigen Rollkragenpullover, den er hat und ansonsten nur im Winter unter einem Wollpullover trägt. Er ist wie das Hemd weiß, was zusammen trotz Jeans ziemlich schick aussieht. So schick zumindest, dass ihn seine Mutter fragt, was denn mit ihm los ist. Die Überraschung gelingt ihm auf jeden Fall. Kaum hat er den Parka ausgezogen, ruft Florian, „Wie siehst du denn aus“, und lacht. Dann sagt er, „Das Hemd ist ja echt der Hammer; wo hast du das denn her?“ „Mach das mal auf“, fordert ihn Lennart auf und überreicht das Geschenk. Florian ist außer sich und umarmt ihn ausgiebig. Er zieht sein Flanellhemd aus und das Comic-

Hemd über. „Das sieht ja richtig gut aus“, sagt er, während er sich im Spiegel betrachtet, „Das passt super zu dem grauen Pullover und der grauen Hose. Vor allen Dingen sind wir im Partnerlook, wo wir doch sonst einen sehr unterschiedlichen Kleidungsstil haben.“ Nach dem Mittagessen kommen die ersten Gäste, die beiden Cousinen. „Zwei stattliche junge Männer im Partnerlook“, sagt die eine und Florians Mutter antwortet, „Das ist halt echte Freundschaft.“ Die beiden Cousinen lachen und Lennart beobachtet, wie Florians Mutter errötet, „Nein, nicht so wie ihr denkt; eine ganz normale Freundschaft eben“, erklärt sie und wirkt dabei etwas hilflos.

Inzwischen sind auch die Turnkameraden gekommen und eine der beiden Cousinen wendet sich Lennart zu, „Ich muss mal mit dir reden, aber nicht hier; wir gehen ein bisschen spazieren, ok?“ Als er seinen Parka anzieht, lacht sie, „So ein schickes Hemd und dann ein schäbiger Bundeswehriparka dazu. Du bist ja einer.“ Draußen kommt ihnen Leonard entgegen, ohne Jacke, nur mit einem Hemd und einem Rollkragenpullover darunter. Alles in blau, auch die Hose; er ist offenbar auf dem Weg zu Florian und ignoriert Lennarts „Hallo“. Lennart findet es merkwürdig, dass er manchmal im Sommer, wenn es wirklich warm ist, mit Hemd und Pullover in die Schule gekommen ist, und dann manchmal bei kaltem Wetter wie jetzt keine Jacke anhat. Ohne den Parka, den er bis obenhin zugeknöpft hat, und ohne Mütze wäre ihm bei so einem Wetter richtig kalt. „Schön, dich mal kennenzulernen“, unterbricht ihn die Cousine nach einer Weile, während er immer noch über Leonard nachdenkt. „Florian hat schon so viel von dir erzählt. Aber was mich wirklich interessiert, ich spreche es mal direkt an: Da ist doch was mit euch, das ist doch keine normale Freundschaft.“ Lennart hat sich bereits gefragt, was sie mit ihm besprechen möchte, und ist etwas überrascht, dass es um seine Freundschaft mit Florians geht. „Was meinst du damit genau?“ „Jetzt tu nicht so. Wie du ihn anschaust, da sieht man ja sofort, was da abgeht; und dann das Hemd, ihr beide im Partnerlook. Das fällt sogar Florians Mutter auf, die sonst ja wirklich nicht viel mitbekommt; die hat mich deswegen schon ausgefragt.“ „Naja, wir mögen uns schon sehr gerne, aber; ja, ok, du hast recht, da ist schon mehr. Wir lieben uns; zumindest liebe ich ihn. Umgekehrt ist es auch so, glaube ich, aber Florian hat sich dazu noch nicht klar geäußert. Ich meine, es ist ziemlich frisch; es ist mir erst vor Kurzem klargeworden.“ „Das heißt, ihr seid wirklich schwul?“ „Ich glaube ja.“ „Unser Florian ist schwul“, sagt sie, „Daran muss ich mich noch gewöh-

nen.“ Lennart wird nachdenklich; es ist wirklich gewöhnungsbedürftig. „Unser Florian ist schwul“, klingt es in seinem Kopf; es klingt sehr merkwürdig, fast unwirklich, Florian und schwul. Das hat überhaupt nichts zu tun mit der Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre Freundschaft leben und miteinander umgehen. Florian hat sich einfach nur gefreut über das Hemd; er hat sich nicht gedacht, „Jetzt bin ich für alle erkennbar schwul, weil ich das gleiche Hemd trage wie Lennart.“ So etwas hat er bestimmt nicht gedacht, da ist sich Lennart sicher. „Wir haben einfach nur eine gute Freundschaft; das ist doch nichts schlimmes.“ „So denken sie aber nicht darüber“, entgegnet Florians Cousine, „auch wenn es inzwischen liberaler ist als früher, ich bin sicher, das ist noch für viele ein Problem. Nenne es wie du willst, enge Freundschaft, Beziehung oder Liebe, zwei Typen im Partnerlook, die sich mit leuchtenden Augen begegnen; das ist doch klar, was sich die Leute dabei denken.“ Es schließt sich noch ein interessantes Gespräch an, bei dem Florians Cousine deutlich macht, dass sie gleichgeschlechtliche Beziehungen in Ordnung findet, aber auch bedenkt, dass es da noch viele Vorurteile gibt. Am Ende sind sie deutlich länger spazieren gewesen als geplant. „Rate mal, wer da war“, begrüßt ihn Florian bei ihrer Rückkehr und Lennart antwortet, „Leonard, ich habe ihn noch gesehen.“ „Ja, das hat mich richtig überrascht. Er ist aber schon wieder gegangen. Zum Abschied habe ich ihn nochmal richtig kräftig gedrückt; so habe ich ihn wenigstens einmal umarmt. Das war – puh. Aber damit habe ich das Kapitel jetzt endgültig abgeschlossen; ja, das war es jetzt.“

Am Abend bekräftigt er, „Ich glaube, ich bin mit dieser Leonard-Geschichte ins Reine gekommen. Es geht um meine Träume und Sehnsüchte; das hat vielleicht etwas mit Leonard zu tun, aber es geht eben nicht um Leonards Person. Und genau daran bin ich gescheitert und werde auch immer scheitern, an seiner Person; das ist eben etwas anderes als meine Sehnsüchte, das muss ich akzeptieren.“ Sie sitzen eine ganze Weile schweigend nebeneinander, bis Lennart fragt, „Und wie siehst du das mit uns?“ Florian zögert. „Erst einmal möchte ich dir sagen, dass mir unsere Freundschaft mehr wert ist als alles andere. Das musst du mir glauben. Ich bin wirklich froh, dass du mit mir nach England kommst; ich weiß nicht, ob da hinziehen würde, wenn es das Ende unserer Freundschaft bedeuten würde. Das sollst du wissen.“ Er legt seine Hand auf Lennarts Oberschenkel. „Aber das mit der Liebe weiß ich noch nicht. Das hat nichts mit dir zu tun, sondern“, er schaut nachdenklich auf den Boden, „Ich

bin mir unsicher, ob ich wirklich schwul bin; ich glaube, eher nicht.“ Lennart ist verunsichert. Er ist sich eigentlich sicher gewesen, dass Florian schwul ist; wie hätte er sich sonst in Leonard verlieben können? Aber ist es überhaupt wichtig? Schließlich sind sie bis jetzt gute Freunde gewesen, ohne dass das Schwulsein ein Thema war. Auf der anderen Seite gehen seine Gefühle deutlich über ihre bestehende Freundschaft hinaus. Die Erregung, die er spürt, wenn er sich Florians Körper vorstellt und auch sein Wunsch, mit ihm zusammen im Bett zu liegen und seinen Körper zu spüren; ihn zu spüren. „Bist du jetzt enttäuscht?“, fragt Florian. Lennart zögert, „Ich weiß nicht; ich muss darüber nachdenken.“ Eigentlich hat er vorgehabt, bei Florian zu übernachten; das erste Mal mit ihm zusammen im Bett zu liegen. „Gib mir einfach Zeit“, sagt Florian und steht auf. Auch Lennart steht auf und bleibt unschlüssig vor ihm stehen. „Darf ich?“, fragt er und berührt ihn an der Hüfte. „Ja, klar“, antwortet Florian und sie drücken sich fest aneinander.

Am nächsten Morgen ruft Florian an, um ihn zum Mittagessen einzuladen. „Meine Eltern wollen mit dir reden“, erklärt er und bittet ihn, dafür das Hemd mit den Comics anzuziehen. „Du gefällst mir richtig gut mit dem Hemd.“ Lennart setzt sich zu Florian und seinem Vater an den Esstisch, während Florians Mutter das Essen bringt. „Und was sagen deine Eltern dazu?“, fragt sie, als sie zu essen beginnen. Lennart schaut fragend zu Florian. „Wir haben heute morgen über unsere Freundschaft gesprochen“, erläutert Florian, „Und ich habe gesagt, dass ich dazu stehe, egal, was andere darüber denken.“ „Es ist doch nur eine Freundschaft“, erklärt Lennart, „Wir passen einfach gut zueinander.“ „Naja, wenn man euch so sieht, da denkt man nicht an eine normale Freundschaft“, entgegnet Florians Vater, „obendrein habt ihr vor, zusammen nach England auszuwandern, wo ihr wahrscheinlich zusammen wohnt; zwei Männer. Das ist doch klar, was die Leute dabei denken. Ihr werdet ständig damit konfrontiert sein.“ „Wir wollen halt nicht, dass du deine Zukunft verbaust. Ich meine vor allem den Turnkader; was ist, wenn die davon erfahren?“, ergänzt seine Mutter, „Gerade in England sind die Leute sehr konservativ, so wie Martin. Also der darf das auf keinen Fall erfahren, bei dem kommst sonst du bestimmt nicht mehr über die Türschwelle.“ „Martin ist mein englischer Onkel“, erklärt Florian und legt seinen Arm um Lennarts Hüfte, „Egal, was kommt, wir halten zusammen.“ „Hast du denn schon mit deinen Eltern darüber gesprochen? Was sagen sie dazu?“, fragt Florians Vater. Tatsächlich hat Lennart mit ihnen lediglich über

sein Vorhaben gesprochen, nach England zu ziehen; die Freundschaft mit Florian ist für sie nie ein Thema gewesen. „Naja“, druckst er, „Ihnen ist halt wichtig, dass ich dort einen ordentlichen Job habe. Darum muss ich mich noch kümmern.“ Vielleicht sollte er wirklich mit seinen Eltern darüber sprechen; aber worüber? Dass er schwul ist? Dass er mit Florian befreundet ist, was sie ja eigentlich wissen? Es ist ja nicht so, dass er mit Florian eine richtige Beziehung hat; zumindest noch nicht. „Letztlich ist es eure Entscheidung; Florian ist jetzt ja erwachsen und du bist es demnächst auch. Aber ihr kennt unsere Bedenken und ich hoffe, ihr nehmt sie ernst und denkt nochmal darüber nach“, schließt Florians Vater das Gespräch.

Nach dem Essen sagt Florian, „Die meinen es nicht so; eigentlich sind sie ganz liberal eingestellt. Sie machen sich nur Sorgen. Mein Vater hat sogar gesagt, er will man mit Onkel Martin telefonieren und nachfragen, ob er eine Idee für einen Job für dich hat. Mein Onkel ist dort gut vernetzt.“ „Hast du deinen Eltern nicht gesagt, dass du dir über dein Schwulsein gar nicht sicher bist?“ „Doch schon, aber sie glauben es mir nicht. Sie glauben, was sie sehen, und wir sehen offensichtlich wie ein Paar aus; vermutlich auch, weil wir beide auch das gleiche auffällige Hemd anhaben. Hast du mit deinen Eltern schon mal darüber gesprochen?“ Lennart zögert, „Sie haben noch nicht danach gefragt. Aber es ist schon komisch, dass du dein Coming-out hast, obwohl du noch gar nicht sicher bist, und ich, für den eigentlich alles klar ist, noch nicht.“ Er fragt sich, ob das alles nur von seiner Idee ausgelöst wurde, für beide dieses Hemd mit Comic-Aufdruck zu kaufen. „Mir ist bei der ganzen Geschichte klargeworden, dass es doch ein großer Unterschied ist, befreundet zu sein und eine Beziehung zu haben. Oder wie siehst du es?“, fragt Florian. Lennart ist sich unsicher, was er dazu sagen soll. Eigentlich ist der Unterschied für ihn nicht sehr groß; ihre Freundschaft ist so eng und intensiv, dass das, was noch zu einer Beziehung fehlt, kaum ins Gewicht fällt. „Bei uns ist es irgendwie beides. Ich meine, wir mögen uns und können auch über alles miteinander reden; nur dass wir keinen Sex haben.“ „Für meine Eltern und wahrscheinlich für alle, die uns so mitbekommen, geht es aber in erster Linie um Sex“, Florian lacht, „Eine komische Welt irgendwie; überall geht es am Ende nur um Sex. Ist dir das mit dem Sex wichtig?“ Lennart zögert, „Ein bisschen vielleicht schon, ich weiß nicht. Ich habe es noch nicht ausprobiert.“ Er mustert Florian und stellt sich vor, ihn nach und nach auszuziehen, das Hemd, den Pullover, die Hose. Er hat ihn tatsäch-

lich noch nie nackt gesehen; in Unterhose, ja, aber nicht nackt. Selbst am Badesee hatte er immer ein Handtuch um, wenn er die Badehose wechselte. „Ich kann mir das nicht so richtig vorstellen“, erklärt Florian, „Ich meine überhaupt, nicht nur mit Männern, auch mit Frauen nicht. Ist wohl nicht so mein Thema.“

Lennart weiß nicht, was er sagen soll; ist ihm Sex wichtig? Während er sich vorstellt, mit ihm im Bett zu liegen und seinen Körper zu spüren, muss er zugeben, dass ihn solche Gedanken erregen, außerordentlich erregen. „Wenn ich aber ehrlich bin, finde ich dich trotzdem attraktiv irgendwie“, setzt Florian nach einer Pause fort, „ganz besonders wie jetzt in dem Hemd und dem Rollkragenpulli; fehlt nur die passende Hose, weiß oder schwarz, dann würde das so richtig schick aussehen.“ Lennart muss dabei lachen, „Ich und richtig schick.“ „Mir hat auch das Foto gefallen, das du mir geschickt hast. Sehr ungewöhnlich, wenn man dich nur in diesem Alternativlook kennt.“ Sie sehen sich eine ganze Zeitlang schweigend an, bis Florian fragt, „Alles ok?“ Lennart nickt und Florian erklärt, „Weißt du, als ich diesen Brief mit dem Foto gelesen habe, war ich zuerst schon ein bisschen betroffen. Ich meine, der beste Freund schreibt, dass er mich liebt; das musste ich erst verdauen. Aber ich finde es gut, dass du es mir einfach so geschrieben hast; ganz offen, so wie es ist. Das ist genau das, was ich an dir mag, du bist offen, ehrlich und geradeaus. Ich möchte auf jeden Fall, dass wir Freunde bleiben, enge Freunde.“ Das ist genau das, was Lennart auch möchte. Dennoch verunsichert ihn dieses Gespräch; plötzlich kann es sich nicht mehr einfach ergeben, etwa mit Florian im Bett zu liegen oder auch nur öffentlich Spaß miteinander zu haben. Es ist immer auch mit der Frage verbunden, ob es noch als Freundschaft zählt oder schon als schwul gilt. Ein paar Tage später sieht er, dass Florian das Bild von ihm eingerahmt und auf seinen Schreibtisch gestellt hat. Im ersten Moment ist es merkwürdig, sich selbst in diesem Konfirmationshemd zu sehen. Lennart wird aber klar, dass Florian die Freundschaft wirklich viel bedeutet. Florians Foto, das er vor dessen Rückkehr in eine Schublade gesteckt hat, erhält wieder seinen Platz auf dem Nachttisch.

Es ist klar, dass er mit seinen Eltern über sein Schwulsein reden muss, aber er schiebt es noch einige Wochen auf, bis er es ihnen eröffnet. Anders als Florians Eltern reagieren sie richtiggehend schockiert. Seine Vater sagt lediglich, dass das hoffentlich ein schlechter Scherz sei, und seine Mutter bekommt einen Schwächeanfall. Zum Glück ist seine Schwester dabei, die sich der Sprachlosigkeit seiner Eltern entgegen stellt. „Also ich finde das völlig in Ord-

nung. Florian und Lennart sind doch so ein tolles Paar; seid doch froh, dass euer Sohn sein Glück gefunden hat.“ Sie sind offensichtlich nicht froh. Lennart ist von der Reaktion seiner Eltern enttäuscht. Er hatte nicht erwartet, dass sie sein Schwulsein kommentarlos hinnehmen, aber mit einer derartig ablehnenden Haltung hat er nicht gerechnet. Zum Glück wird er bald mit Florian wegziehen und dieses Kapitel damit auch beenden. An den nächsten Tagen geht er ihnen aus dem Weg, doch Florine überzeugt ihn, es noch ein zweites Mal zu versuchen. Sie leitet das Gespräch ein und sagt, „Eure Reaktion finde ich nicht in Ordnung. Es ist schließlich Lennarts Recht, sich zu verlieben, in wen er will, auch wenn es sich um einen Mann handelt.“ Es folgt eine hitzige Diskussion zwischen ihr und den Eltern, zu der Lennart nichts beiträgt. Dass er sich vor seinen Eltern für seine Gefühle rechtfertigen muss, ist eine echte Zumutung. Er ist froh, dass sich seine Schwester so vehement für ihn einsetzt. Schließlich erklärt sein Vater, „Lennart ist demnächst erwachsen und es ist seine Entscheidung, was er tut. Es ist schließlich sein Leben, auch wenn ich der Meinung bin, dass er der Verantwortung, die er für sich tragen soll, nicht gerecht wird. Das muss ich wohl akzeptieren. Was ich davon halte, weiß er ja.“ „Es ist einfach zu viel“, erklärt seine Mutter, „Nicht genug, dass er herumläuft, als würde er auf der Straße leben, und nach einem halben Jahr immer noch keine Lehrstelle hat; dann kommt auch noch so etwas. Was soll denn noch aus ihm werden?“ „Du hörst es doch“, entgegnet sein Vater, „Er macht doch ohnehin, was er will.“

Florians Eltern haben deutlich weniger Probleme, das Verhältnis der beiden und ihr Vorhaben zu akzeptieren, zusammen nach England auszuwandern. Als sie zusammen bei einem Abendessen sitzen, nutzt sein Vater die Gelegenheit und sagt, „Wir haben mit Florian nochmal darüber gesprochen und, auch wenn ich nicht genau verstehe, was ihr für ein Verhältnis zueinander habt, möchte ich sagen, dass wir nichts dagegen haben. Du bist ein anständiger Junge und ich freue mich für Florian, dass er einen Freund wie dich hat. Nur dass du nicht den Eindruck hast, wir hätten etwas gegen dich.“ Lennart ist erstaunt, so etwas zu hören; wenn nur seine Eltern so offen wären. „Ich wünschte mir, meine Eltern würden so darüber denken“, antwortet er. „Ich habe auch mit Martin telefoniert. Er denkt sich zum Glück nichts dabei, dass ihr zusammen nach England zieht, und hat angeboten, sich nach einer Wohnung und einem Job für dich umzuhören. Mit dem müsst ihr aber vorsichtig sein; wenn er erfährt, dass ihr nicht nur gewöhnliche Freunde seid, dann braucht ihr euch bei ihm nicht mehr

blicken lassen. Der ist da sehr konservativ.“ Florians Onkel findet tatsächlich eine Wohnung und eine Stelle in der Stadtverwaltung, auf die sich Lennart bewerben kann. Je näher der Umzug rückt, desto aufgeregter ist Lennart. Auch Florian wird zunehmend nervös, vor allen Dingen wegen der Aufnahmeprüfung in den Turnkader, die bereits zwei Wochen nach ihrem Umzug stattfinden soll. Allerdings ist er so gut, dass er eigentlich nicht durchfallen kann. Anders als Florian hat Lennart immer wieder unangenehme Diskussionen mit seinen Eltern, die vermutlich noch drastischer ausfallen würden, würde seine Schwester nicht klar und deutlich für ihn Position beziehen. Zu ihr hat sich sein Verhältnis seit dem Sommer deutlich verbessert, während er sich von seinen Eltern in einem Maß entfremdet hat, wie er es sich vor seinem Coming-out nicht vorstellen konnte. Endlich ist es soweit und der Umzug kann stattfinden. Lennart ist froh, dass er seinen Eltern so schnell nicht mehr begegnen muss.

Da sie fliegen, können sie nicht viel mitnehmen. Zum Glück ist die Wohnung bereits möbliert und mit allem notwendigen ausgestattet. Die Möbel können sie gegen einen geringen Aufpreis übernehmen und erhalten von Florians Onkel eine Küchenausstattung und einen alten Fernseher. Die Wohnung liegt am Rand der Stadt und ist überraschend groß, obwohl die Miete gering ist. Sie haben dort je ein Zimmer und dazu einen Gemeinschaftsraum und eine Küche. Florine ist mit den beiden mitgekommen und bleibt noch eine Woche, bevor sie wieder zurück fliegt. Lennart ist erstaunt, wie gut sie zu dritt miteinander zurecht kommen; Florine und Florian verstehen sich ausgesprochen gut, sodass Florine ankündigt, sie demnächst wieder zu besuchen. Lennart kann schon in der zweiten Woche mit seiner Arbeit in der Stadtverwaltung beginnen und bekommt sogar einen Tag frei, um bei Florians Prüfung dabei zu sein. Es fühlt sich ausgesprochen gut an, zusammen mit Florian ein neues Leben zu beginnen. Als Mitglied des Kadets erhält Florian ein Stipendium; dafür muss er auch bis zu acht Stunden täglich trainieren. Es sind erst wenige Wochen seit dem Umzug vergangen und sie leben bereits in einer Alltagsroutine, die von Lennarts neuem Job und seinem Englischkurs bestimmt ist, den er nebenher macht, und von Florians Karriere als Turner. „Bist du zufrieden?“, fragt Lennart. Sie sitzen erschöpft nebeneinander auf dem Sofa und sehen fern; eine Dokumentation über die Luftverschmutzung. „Ich bin richtig glücklich“, antwortet Florian, „genauso habe ich es mir vorgestellt.“ Lennart zögert ein wenig, bis er seine Hand auf Florians Oberschenkel legt. Florian lehnt sich an ihn an, „Auch wenn

ich vielleicht nicht schwul bin, finde ich es schön, dich zu spüren. Das macht ja gerade unsere Freundschaft aus, dass wir uns auch mal in den Arm nehmen und aneinander kuscheln können.“ „Darf ich mich heute Nacht zu dir ins Bett legen?“, fragt Lennart und weil Florian mit einer Antwort zögert, „Nur so, zum Kuscheln, nichts weiter.“ Schließlich antwortet Florian, „Wir können es ja mal probieren. Ich habe noch nie mit jemandem in einem Bett geschlafen; außer als Kind bei meinen Eltern.“

Sie gehen früh ins Bett und Florian schläft auch gleich ein, während Lennart sich dicht an ihn kuschelt. Florians Körper zu spüren, erregt ihn außerordentlich; er träumt davon, wie er ihn ausgiebig streichelt, fest an sich drückt und küsst. Diese Kraft und die Zerbrechlichkeit, die dieser Körper in sich vereint, entfalten eine ungemeine Ausstrahlungskraft auf Lennart, der er sich nicht entziehen kann. Er sieht ihn in Gedanken vor sich, wie er mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit die schwierigsten Figuren an den Geräten turnt, wie er vor ihm steht, in seinem blauen Flanellhemd, das er seit dem Umzug mit unterschiedlichen Rollkragenpullovern darunter trägt. Er sieht ihn in unterschiedlichen Situationen, die er mit ihm erlebt hat, und schließlich, wie sie zusammen draußen in der Kälte spazieren gehen. Er in seinem Parka mit der Kapuze über seiner Mütze, während Florian sein Gesicht und seine Mütze mit seinem langen Schal umwickelt hat, dass nur noch seine Augen zu sehen sind. „Jetzt laufen wir eine Runde“, hört er plötzlich Florians Stimme und sieht, wie sie nebeneinander joggen. Sie joggen nicht nur dieses eine Mal, sondern immer wieder, Tag für Tag. Dabei beobachtet er Florian beim Laufen, mal mit dem Schal über der Nase, mal mit einem unbedeckten Gesicht. Plötzlich hört er laut und deutlich seine Stimme, „Leonard“. Er dreht sich um, hört in diesem Moment ein lautes Hupen und sieht gleich darauf einen Transporter auf ihn zurasen. Es gibt einen lauten Knall und kurz darauf Stille, absolute Stille.

„Lennart“, hört er und spürt, wie er wach gerüttelt wird, „Florian?“ „Du musst jetzt aufstehen, sonst wird es noch hektisch mit dem Flug.“ Lennart braucht eine ganze Weile, um aus diesem intensiven Traum aufzuwachen. Zuerst kommt es ihm vor, als wäre er gerade erst mit Florian ausgewandert, dabei wohnen sie schon fast zehn Jahre zusammen in dieser Wohnung. In seinem Traum hat Florian gerade die Aufnahmeprüfung für den Turnkader bestanden. Er kann sich genau daran erinnern, wie er ihm bei der Prüfung zusieht, als wenn es eben erst gewesen wäre; dabei ist es schon wirklich lange her. Beson-

ders merkwürdig ist, dass er in dem Traum endlos mit Florian gejoggt ist, obwohl sie noch nie zusammen gelaufen sind. Plötzlich fällt ihm ein, dass er so einen Traum schon einmal hatte und zwar, bevor sie sich kennengelernt hatten. Genau genommen, in der Nacht, bevor sie beide in die neue Schule kamen. Er hat sich früher schon immer darüber gewundert, dass Teile von diesem Traum später wirklich geschehen sind; vor allen Dingen die Geschichte mit Leonard. Sogar sein Pfadfinderhemd taucht in dem Traum auf. Aber Joggen hat er nie gemocht; das hat er ein einziges Mal probiert und festgestellt, dass es nichts für ihn. Trotzdem wirkt der Traum sehr realistisch, mehr wie eine Erinnerung als wie ein Traum. Florian kommt wieder in sein Zimmer, „Jetzt mach schon. In vier Stunden geht der Flug und wir müssen noch das Handgepäck packen, etwas essen und zum Flughafen fahren.“ Sie haben vor, nach Deutschland zu fliegen und Lennarts Schwester zu besuchen. Mit ihr haben sie inzwischen ein recht enges Verhältnis. Seit sie in England leben, haben sie sich immer wieder gegenseitig besucht; meistens war Florine bei ihnen. Inzwischen wohnt sie in der großen Stadt in der Nähe des Dorfes, in dem ihre Eltern immer noch leben. Anfangs hatte sich Lennart gewundert, dass sie so häufig kommt, bis ihm Florian einmal gestanden hat, dass er mit ihr schläft. „Eher kuscheln als Sex“, erklärte er. Lennart war zunächst davon irritiert, aber für ihn ist es in Ordnung, dass sich Florian von Frauen und insbesondere auch von Florine angezogen fühlt. Daran, dass Florian auch gerne mit ihm kuschelt und dabei auch ab und zu die Grenze zum Sex zumindest berührt, hat sich nichts geändert. Florine trägt im Gegenteil nicht unwesentlich dazu bei, dass sie ein gutes Verhältnis zueinander haben; anders als Lennart und Florian spricht sie immer wieder auch über deren Verhältnis zueinander. Trotzdem bleibt zu Florian immer eine bestimmte Distanz, die nicht zu überwinden ist, eine unsichtbare Wand, die ihn von allen anderen abschirmt. Deswegen kann er sich trotz seiner Verwundbarkeit mühelos auf andere einlassen und mit ihnen vertraut sein, weil immer eine schützende Distanz gewahrt bleibt. Lennart hat sich lange Zeit mit seinem Gefühl beschäftigt, ihm nicht richtig nahe kommen zu können; geistig nicht und vor allen Dingen auch nicht körperlich. Bis Florian einmal sagte, dass sich sein Bewusstsein nicht wie bei anderen Menschen im Gehirn befindet, sondern in seinem gesamten Körper verteilt ist. Mit einem Mal hat Lennart verstanden, dass sich bei Florian alles um seinen Körper dreht; er ist sein Körper, eingekapselt in die präzisen Abläufe seiner Bewegungen, in eine absolute Körperkontrolle. Florian kann seinen Körper nicht mit anderen teilen. Es ist genau

dieser Körper, dieses durch den Körper sich äußernde Bewusstsein, das Lennart so in den Bann zieht.

Lennart ist froh, dass seine Schwester in gewisser Hinsicht Teil ihrer Beziehung geworden ist. Sie hat ihm geholfen, die undurchdringliche Membran zu akzeptieren, die er zwischen Florian und sich verspürt. Seit sie das erste Mal zusammen in einem Bett geschlafen haben, ist keine weitere Annäherung mehr möglich gewesen; dass sich sein Verhältnis mit Florian nicht weiterentwickelt, hat ihn anfangs regelrecht zermürbt. Doch Florine konnte den Knoten auflösen, der sich in seinem Empfinden immer fester zog, indem sie so etwas einfach ansprach. Das tat sie in einer beiläufigen und fast schon flapsigen Art, die entwaffnend war. Dadurch begannen sie, darüber zu reden; reden, um sich dann aneinander zu lehnen und ihren Worten nachzuspüren. Einmal sagte Florian, „Die Leute fragen sich, ob sie ein Körper mit Bewusstsein oder ein Bewusstsein in einem Körper sind. Bei mir ist es so: Mein Körper ist mein Bewusstsein und umgekehrt.“ Er erzählte auch, dass ihm während seinem ersten England-Aufenthalt klargeworden ist, wieso ihn Leonard so faszinierte. Es war Leonards Abgeschlossenheit, seine Unnahbarkeit, die ihn so anzog. „Früher dachte ich, ich könnte mich öffnen, wenn ich es nur schaffe, diese unsichtbare Wand um mich herum zu durchdringen“, erklärte Florian, „und in England ist mir dann klargeworden, dass es unmöglich ist; ein Irrtum einfach.“ „Aber du bist doch offen; ich meine ganz anders als Leonard“, entgegnete Lennart und Florian antwortete, „Ja, das meine ich auch nicht; ich meine das, was du auch immer sagst, keine Wand, sondern eher eine Membran, eine unsichtbare Haut, die mein Körper-Ich nach außen abschirmt, auch von dir. Ich weiß, dass ich niemandem wirklich nahe sein kann, aber trotzdem bist du mir wichtig; unser Verhältnis ist wirklich einmalig für mich.“ Lennart weiß jetzt, was für ein Privileg es ist, einem derartig faszinierenden Körper nahe sein zu dürfen, auch wenn diese Nähe begrenzt ist. Es klingt eigenartig, aber seit seine Schwester mit Florian schläft, fühlt er sich glücklich in der Freundschaft, die ja eine Art Beziehung ist.

Er ist mit großem Abstand das Wichtigste in seinem Leben. Die anderen Kontakte, die er hat, sind nur sehr oberflächlich; das war auch schon in Deutschland so. Er ist der einzige, mit dem er ein echtes Verhältnis hat und so etwas wie Nähe überhaupt erlebt. Weil er den Sex manchmal vermisst, hatte er es mal mit einem anderen Schwulen versucht, den er in einer Kneipe kennengelernt hatte; es hat nicht ansatzweise funktioniert. Ihm kamen die Situation und

der andere Schwule, der eigentlich nett und sympathisch war, völlig fremd vor. Er stand buchstäblich neben sich und musste schließlich aus der Situation fliehen. Es tut ihm immer noch leid wegen dem Anderen, der sicher ziemlich verletzt gewesen ist. So gibt es in seinem Leben im Wesentlichen Florian und seine Arbeit. Die ist sehr gleichmäßig und unaufgeregt; seit Jahren hat er dieselben Dinge zu tun, die er inzwischen routiniert erledigt. Das sind die Mittelpunkte seines Lebens und Florian ist derjenige, um den sich bei ihm alles dreht. Außer wenn seine Schwester zu Besuch ist. Florine ist eine Person, die immer im Mittelpunkt steht, egal wo sie ist; ihre offene, flapsige und nicht selten auch entlarvende Art lässt gar nichts anderes zu. Sie ist es auch, die es Lennart ermöglicht, wenigstens ab und zu seine Eltern zu besuchen – mit ihrer Begleitung. Dabei kommt es aber jedes Mal zu Auseinandersetzungen, die damit enden, dass Lennart und seine Schwester nach nicht einmal einer Stunde flüchten. Lennart steht gerade auf, als Florian noch einmal in sein Zimmer kommt. Er hat ein rot, schwarz und weiß kariertes Flanellhemd an; inzwischen trägt er fast nur noch Flanellhemden in unterschiedlichen Farben, nicht wie früher nur in Blau, und Lennart hat sich diesem Kleidungsstil angepasst. Das passt nicht nur gut zu dem Wetter in Nordengland und dem Umstand, dass ihre Wohnung nicht besonders gut isoliert ist, sondern auch zu Florian, der, wie er findet, mit seinen Hemden richtig gut aussieht. Überhaupt hat sein Körper in den letzten zehn Jahren nichts an Anziehungskraft verloren, auch wenn Florian seinen sportlichen Zenit überschritten hat und fast nur noch als Trainer tätig ist. Immer noch trainiert er jeden Tag mindestens acht Stunden, aber inzwischen ist er am Wochenende in der Regel zu Hause. Früher fanden da häufig Turniere statt. Lennart entscheidet sich auch für ein rotes Flanellhemd und zieht wie Florian einen Rollkragenpullover darunter. Als sie sich auf dem Weg zum Frühstückstisch begegnen, sagt Florian, „Gut siehst du aus“, und umarmt Lennart, „Ich weiß nicht warum, aber ich muss dir sagen, dass ich mit dir richtig glücklich bin.“

Der Traum lässt Lennart nicht mehr los. Immer wieder denkt er daran, wie er Tag für Tag mit Florian joggt und am Ende von einem Auto überfahren wird, nachdem ihn Florian mit dem Namen Leonard gerufen hat. Wieso ist heißt er in dem Traum Leonard? Wieso taucht überhaupt die Geschichte mit Florian und Leonard in diesem Traum auf? Und wieso hat er in seinem Traum Leonards Rolle? Der Flug nach Deutschland verläuft reibungslos; wie immer übernachteten sie bei Lennarts Schwester, die ein Gästezimmer in ihrer großen Wohnung hat.

Dort feiern sie in einem kleinen Kreis Florians achtundzwanzigsten Geburtstag – und damit auch den zehnten Jahrestag von Florians Coming-out. Es war schließlich sein achtzehnter Geburtstag, an dem für alle deutlich wurde, dass er und Lennart ein besonderes Verhältnis haben. Auch wenn sich Florian zehn Jahre später immer noch nicht als schwul bezeichnen würde, ist es für beide ein besonderer Tag. Daher haben beide ihr Hemd mit Comic-Aufdruck zu diesem Anlass angezogen, was Lennarts Schwester belustigt zur Kenntnis nimmt. „Ihr seid wirklich meine Traumänner; wenn Lennart nicht mein Bruder wäre, würde ich euch beide heiraten.“ Lennart entgegnet ihr, „Pass nur auf. Wenn du mir Florian ausspannst, dann ist es vorbei mit unserer Geschwisterliebe.“ Für Mitte Oktober ist es ziemlich warm, sodass Florian und Lennart am Tag nach der Geburtstagsfeier eine Fahrradtour unternehmen. Sie sind bereits auf dem Weg zurück, als sie auf eine Kreuzung zufahren und sehen, dass sich auch ein Auto der Kreuzung nähert. „Wir haben Vorfahrt“, sagt Lennart und fährt ungebremst auf die Kreuzung zu. Das Auto hält aber nicht, sondern fährt mitten auf die Kreuzung, wo es mit quietschenden Reifen zum Stehen kommt. Florian und Lennart weichen in einer scharfen Kurve aus und vermeiden gerade noch den Zusammenstoß mit dem Auto. Dabei berühren sich ihre Lenkstangen und beide stürzen. Lennart spürt einen harten Schlag am Kopf und dann wird ihm schwarz vor Augen.

Florian liegt benommen auf der Straße und kommt nach einem kurzen Moment zu Besinnung. Dabei sieht er das Auto auf der Kreuzung und kann deutlich den Fahrer erkennen: es ist Leonard. Zuerst denkt er, das ist ein Traum oder eine Halluzination; er muss sich das einbilden. Aber er erkennt ihn so klar und eindeutig, dass es keinen Zweifel gibt: Der Fahrer sieht genauso aus wie Leonard früher ausgesehen hat, nur etwas älter; er fährt nach einem kurzen Moment einfach weiter. Auch wenn Florian keine Schmerzen verspürt, hat der Sturz einen Schock ausgelöst; sein Körper fühlt sich wie gelähmt an. Es kommt ihm wie eine Ewigkeit vor, bis er in der Lage ist, sich zu bewegen. Wieso hat er Leonard in dem Auto gesehen? Wieso vor allen Dingen ist er weitergefahren, obwohl er gesehen haben muss, dass beide gestürzt sind? Inzwischen hat ein anderer Autofahrer angehalten und hilft ihm auf die Beine. Er sieht Lennart regungslos in einer Blutlache liegen und geht sofort zu ihm. Das Blut strömt aus einer Wunde am Kopf; Lennart ist mit dem Kopf auf die Bordsteinkante gefallen und regt sich nicht. Die Blutlache hat seine Schulter erreicht und färbt sein Fla-

nellhemd rot. Er ist tot, denkt Florian; ihm kommt das alles wie ein Albtraum vor, aus dem er hoffentlich gleich aufwachen wird. Doch dann kommt ein Rettungswagen und der Notarzt stellt tatsächlich Lennarts Tod fest. Florian wird in das Krankenhaus der Stadt gefahren, aber hat sich nur ein paar Schürfwunden und Prellungen zugezogen. Sein Bewusstsein hat sich von seinem Körper gelöst, sodass er alles aus einer großen Distanz wie in einem Film beobachtet. Wie in einer Endlosschleife kommen ihm immer wieder die Bilder des Unfalls in den Sinn; vor allen Dingen auch Leonard, der in dem Auto sitzt und dann einfach weiterfährt, und Lennart in der Blutlache mit dem Loch in seinem Kopf. Bei der Polizei sagt Florian aus, dass er sich weder an das Auto erinnern kann, noch den Fahrer erkennen konnte. Dass er Leonard in dem Auto gesehen hat, wird sein Geheimnis bleiben; nicht einmal Florine erzählt er davon. Die Tage vergehen, einer nach dem anderen, ohne etwas zu fühlen, ohne Bedeutung und ohne dass sich etwas anderes ereignet als dieser Unfall, der sich in Florians Vorstellung endlos wiederholt. Währenddessen regelt Florine den Alltag und insbesondere auch Lennarts Beerdigung. Dass Lennarts Eltern ihm bei der Beerdigung aus dem Weg gehen, ist Florian recht; für Florine ist es allerdings der Anlass, den Kontakt zu ihnen ganz abubrechen. Erst Wochen später kommt er wieder zu seinem Bewusstsein, das heißt, sein Bewusstsein wieder zu seinem Körper. Nach und nach realisiert er, dass sein bisheriges Leben so nicht weiter stattfinden kann und er sich auf ein Leben ohne Lennart einstellen muss. Er hat Angst davor, nach England zurückzukehren, weil er die Erinnerungen an Lennart und ihre gemeinsame Zeit fürchtet. Immer wieder redet er mit Florine darüber, wie er ohne ihm weiterleben kann, und schließlich schlägt sie ihm vor, zu ihr zu ziehen. Er braucht ein paar Tage, um sich mit dieser Idee anzufreunden; aber es ist das Beste, jetzt etwas neues anzufangen. Nach Nordengland zurück zu gehen und ohne Lennart in ihrer gemeinsamen Wohnung zu leben, kann er sich ohnehin nicht vorstellen.

Seit dem Unfall sind zwei Monate vergangen und erst jetzt fühlt sich Florian in der Lage, wieder nach England zu fliegen und den Haushalt aufzulösen. Dafür braucht er zwei Wochen, weil ihn die Erinnerungen an Lennart regelrecht lähmen; manche Tagen verbringt er mit nichts anderem, als seine Sachen zu betrachten und an gemeinsame Erlebnisse zurückzudenken. Ohne Lennart hätte er sich und sein Leben nicht so entwickeln können, wie er es getan hat; Lennart hat dafür den notwendigen Rahmen geschaffen. Nach seiner Rückkehr er-

zählt ihm Florine, dass sie schwanger ist. Das ist eine echte Überraschung; Florian hat nicht ansatzweise daran gedacht, einmal Vater zu werden; er hat nur ein einziges Mal bei Florine einen Samenerguss gehabt, kurz vor seinem letzten Geburtstag – und Lennarts Tod. Aber warum nicht? So kommt nach dem Verlust seines besten Freundes etwas neues in sein Leben. Der Gedanke an sein zukünftiges Kind weckt spürbar seine Lebensenergie. Florine ist ihm eine große Hilfe, seinen Schockzustand nach und nach zu überwinden und wieder andere Themen in seinem Leben zuzulassen. Schließlich fängt er wieder an, zu trainieren und als Trainer in einem Turnverein zu arbeiten. Der neue Alltag vergeht wie in einem Traum. Jeden Abend starrt er minutenlang auf das Foto, das jetzt auf seinem Nachttisch steht. Darauf sind Lennart und er zu sehen, beide in dem Comic-Hemd mit dem gleichen Rollkragenpullover und er gleichen Hose dazu. Florine hatte es bei ihrem ersten Besuch in England aufgenommen.

Die Zeit der Schwangerschaft vergeht wie im Flug und Florine bekommt das Kind im Sommer an Florians Seite, ein Junge. Ein passender Name war schnell gefunden, da Lennart manchmal sagte, er würde lieber Leander heißen; immer so, dass nicht klar war, ob er das ernst meinte oder eher als Scherz. Seit der Geburt kommen Florian immer mehr Erinnerungen ins Bewusstsein, die er bis dahin weitgehend verdrängt hat, als würde er seine eigene Kindheit und Jugend noch einmal durchleben, so präsent sind sie ihm mit einem Mal. Vor allen Dingen, dass er sich als Kind in seinem Körper regelrecht eingesperrt fühlte, hat er völlig vergessen gehabt. Aber jetzt kann er sich genau daran erinnern, wie er sich immer wieder gewunden und auf unterschiedlichste Weise verrenkt hatte, nur um seinem Körper zu entkommen. Seine Eltern dachten zuerst, er hätte epileptische Anfälle und gingen über ein Jahr lang mit ihm in eine Spezialklinik. Dort kam man schließlich zum Schluss, er würde diese Anfälle nur vortäuschen, was seine Eltern nicht weniger beunruhigend fanden. Während seiner Grundschulzeit fiel seine extreme Gelenkigkeit auf und seine Versuche, seinem Körper zu entkommen, kanalisierten sich immer mehr im Turnen. Auf dem Reck oder dem Barren konnte er sich für kurze Momente befreien, was ihm jedes Mal eine enorme Erleichterung verschaffte. In den Momenten höchster Konzentration erschien ihm dabei eine leuchtend blaue Kugel, eher ein Oval, das sich langsam näherte. In dem Moment, als er dachte, er würde gleich hineinfallen, verschwand es wieder, bevor es ihn aufnehmen

konnte. Er hat sich immer gefragt, was darin wohl verborgen war, und jetzt hat er es so deutlich vor Augen wie lange nicht mehr.

Leander entwickelt sich schon früh zum Ausdauersportler. Bereits in der Grundschule läuft er Marathon; einmal sagt er, „Wenn ich so lange laufe, bis ich nicht mehr kann, dann fühle ich mich auf einmal frei, richtig frei.“ Florian kann das Gefühl gut nachvollziehen. „Es ist, wie wenn der Körper eine Zwangsjacke wäre und man nur sich durch extreme Bewegungen daraus befreien kann“, erklärt er und Leander antwortet, „Ja genau so fühlt es sich an, und wenn man einmal frei ist, wird man gleich wieder hineingesteckt und festgezurr.“ Während der Grundschulzeit wird Leander Florian immer ähnlicher. Der einzige deutlich erkennbare Unterschied zwischen beiden ist, dass Leander nicht gerne turnt. Dafür ist er gut in fast allen Disziplinen der Leichtathletik und bei allem, was mit Ausdauer zu tun hat. Einmal wird er interviewt, als er gerade einen Jugendmarathon gewonnen hat, mit zwölf. Der Radiomoderator fragt ihn, wie er sich jetzt nach dem Marathon fühlt und er antwortet, „Ich könnte gleich nochmal eine Runde laufen.“ Auch Florine entgeht nicht, dass Leander und Florian in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich sind. „Unser Leander hat sich eindeutig zu einem kleinen Florian entwickelt“, bemerkt sie immer wieder.

Während sie ihrer Arbeit nachgeht, kümmert sich Florian als Hausmann um Leander. Florine verdient genügend für alle drei, sodass Florian nur wenig zum Einkommen beisteuert, indem er stundenweise Turnunterricht gibt. Sie bildet auch sonst den stabilen Rahmen, in dem sowohl Florian als auch Leander recht komfortabel leben. Ihr Zusammenleben gestaltet sich erstaunlich konfliktarm, was auch an Florines Art liegt. Sie schafft es mühelos, Kritik in einer Weise zu äußern, dass sie auch die Kritisierten aufheitert, aber dennoch ernst genommen wird. Obwohl sie eindeutig die Herrin im Haus ist, fühlt sich Florian nie von ihr dominiert. Leander ist ein nachdenklicher aber lebensfroher Junge; anders als sein Onkel Lennart, dem bei aller Leichtigkeit, die er nach außen ausstrahlte, auch immer eine gewisse Schwere anzusehen war. Lennart war jemand, der hart für alles arbeitete, was er hatte, und dem auch vieles nicht gelang; auch für Florians Freundschaft hatte er viel gearbeitet, was Florian erst spät bewusst geworden ist. Leander ist dagegen jemand, dem vieles leicht von der Hand geht, wie seine Mutter; und ein bisschen auch wie Florian. Auf jeden Fall passen sie gut zueinander, was es leicht macht, die Vaterrolle einzunehmen, die eher die eines besten Freundes ist, so wie es Lennart früher war.

Florian verspürt nicht nur viele Ähnlichkeiten mit seinem Sohn, sondern Leander sieht auch so aus, wie er in seinem Alter ausgesehen hat; bis auf seinen Kleidungsstil, der eher dem entspricht, den Lennart als Jugendlicher gepflegt hatte. Oft ertappt sich Florian dabei, wie er in seinen Erinnerungen zu Leander wird und seine Kindheitserlebnisse nahtlos in Leanders Erlebnisse übergehen. Es kommt ihm manchmal so vor, als würde er nicht nur in seinem Körper sondern auch in dem seines Sohnes leben. Als wenn er sich selbst so fühlt wie sich Leander fühlt; sein Bewusstsein dehnt sich auf Leanders Körper aus – oder ist es umgekehrt? Übernimmt der kleine Leander mit seinem Bewusstsein seinen Körper? So irritiert er manchmal von diesem Erleben ist, so gut fühlt es sich an, dass er Leander wirklich nahe sein kann, näher sogar als er Lennart war. Kurz vor seinem dreizehntem Geburtstag wird Leander auf einem Zebra-streifen beinahe angefahren. Zum Glück bemerkt Florian den Autofahrer, der sich mit hoher Geschwindigkeit nähert, gerade noch rechtzeitig, um Leander zurückzuhalten; das Auto verfehlt ihn um nur wenige Zentimeter. In diesem Moment erinnert sich Florian daran, wie er kurz vor seinem zwölften Geburtstag von einem Auto angefahren wurde; das hat er völlig verdrängt. Damals war er gedankenversunken auf dem Weg zur Schule, als er einen heftigen Schlag an der Seite spürte, der ihn zu Boden schleuderte. Er hatte Glück und zog sich lediglich eine starke Prellung und ein paar Hautabschürfungen zu, aber der Schock hielt nach dem Unfall noch lange an. Es dauerte mehrere Wochen, bis er sich wieder in seinem Körper zu Hause fühlte.

Direkt vor dem Unfall hatte er von dem blauen Oval geträumt und in dem Moment, als ihn das Auto anfuhr, fiel er hinein, als wenn es ihn hineingestoßen hätte. In dem Oval sah er einen Jungen in seinem Alter und streckte ihm, ohne darüber nachzudenken, seine Hand entgegen. Aber das Oval und der Junge verschwanden wieder, bevor es zu einer Berührung kommen konnte. Obwohl er den Jungen nur einen kurzen Augenblick gesehen hatte, hatte er ihn wiedererkannt. Er hatte ihn kurz zuvor schon einmal gesehen, eigenartigerweise in einem Versandhauskatalog, in dem er sich neue Hemden aussuchen sollte. Dort gab es viele Seiten mit Hemden, die er sich eine nach der anderen ansah, bis plötzlich das Foto eines Jungen auftauchte, der Florian auf fast magische Weise in den Bann zog. Er erkannte sich selbst in diesem Jungen wieder, so wie er sich später in Leonard wiedererkannte. Auf dem großen Foto trug der Junge ein hellblau kariertes Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter, der wie die

Hose dunkelblau war, auf den beiden kleinen Fotos das Hemd in Dunkelblau mit einem weißen und in Grau mit einem hellblauen Rollkragenpullover. Florian betrachtete die Fotos eingehend: Die Kombination von Hemd und Rollkragenpullover fand er etwas ungewöhnlich, aber der Junge im Katalog sah richtig gut damit aus; es passte zu ihm. „Die Hemden gefallen mir auch“, sagte seine Mutter, „Allerdings ohne Unterziehrolli; was meinst du?“ „Ich würde sie auch mit Rollkragenpulli drunter tragen“, erwiderte Florian, „Das passt gut zusammen, finde ich.“ „Wenn dir es gefällt“, sagte sie und bestellte die drei Hemden zusammen mit den Rollkragenpullovern. Als die Bestellung ankam, probierte er die Hemden mit jeweils passendem Pullover darunter an und fühlte sich dabei wie verwandelt. Was er im Spiegel sah, war genau der Florian, der er immer sein wollte. Als der Katalog-Junge kurze Zeit später im Cocon seines Unfalltraums auftauchte, konnte Florian nicht erkennen, ob er wie im Katalog sein Hemd und den Rollkragenpullover darunter trug; er war verschwunden zu schnell wieder verschwunden. Aber Florian war so angezogen wie er und so war diese Begegnung im Oval irgendwie eine Begegnung mit sich selbst. Seit dieser magischen Begegnung in dem blauen Oval trug er fast nur noch Hemden, am liebsten über einem Rollkragenpullover – wie der Junge im Katalog.

Abends sagt Leander, „Ich habe das Auto gar nicht bemerkt, weil ich vor mich hin geträumt habe; zum Glück hast du es gesehen.“ „Ich bin einmal wirklich angefahren worden, weil ich geträumt habe“, erzählt Florian, „Da war ich etwas jünger als du. Zum Glück ist da auch nicht viel passiert, aber man muss schon ein bisschen aufpassen.“ Leander möchte wissen, was Florian genau geträumt hatte, und Florian erzählt ihm von dem blauen Oval, das immer wieder in seinen Kindheitsträumen auftauchte. „Was ich bis heute merkwürdig finde: Ich wollte immer wissen, was da drin ist, aber konnte nicht hineinsehen, und ausgerechnet bei diesem Unfall war es, als hätte mich jemand hinein geschubst.“ „Und was war dann da drin, was hast du gesehen?“ „Einen anderen Jungen in meinem Alter; es war nicht klar zu erkennen, aber ich glaube, es war ich selbst. Ein paar Jahre später gab es einen Klassenkameraden, von dem ich eine Zeitlang dachte, er muss der Junge aus dem Traum sein. Das war aber eine Täuschung, da bin ich mir sicher.“ „Komische Träume hast du“, bemerkt Leander, „Ich habe auch manchmal merkwürdige Träume. Nur kann ich mich nicht so gut daran erinnern.“ Doch Florians Schilderungen helfen ihm dabei; er kann sich gut in ihnen wiedererkennen, auch wenn seine Träume anders sind. Es ist, als

wenn es um dieselben Erfahrungen in einer unterschiedlichen Art und Weise aus einer unterschiedlichen Perspektive ginge. Allerdings ist Florian natürlich älter als er und hat daher mehr und auch andere Erfahrungen, aus denen er schöpfen kann. Vor allen Dingen hat er schon oft über solche Dinge nachgedacht. Leander fängt dagegen gerade erst damit an, sich mit sich selbst zu beschäftigen, warum er sich in seinem Körper so fühlt, wie er sich fühlt, warum er über sich und seine Welt so denkt, wie er es tut. Er spürt schon lange, dass er sich deutlich anders wahrnehmen muss als andere in seinem Alter, aber erst jetzt bekommt er so langsam eine Idee davon, was genau anders ist, mit seinem Körper, seinen Gefühlen und seinem Denken.

Mitten in der Nacht wird er wach; er hat von dem blauen Oval geträumt. Das heißt, er ist nicht richtig wach, sondern in einer Art Halbschlaf, in dem er sowohl träumt, als auch sich selbst beim Träumen beobachtet. Er sieht das Oval vor sich und auch genau die Kontur eines Menschen darin. Ist es Florians Klassenkamerad? Oder er selbst? Immer wieder versucht er, die blau leuchtende Wand des Ovals mit seiner Hand zu durchdringen. Obwohl die Wand nachgibt und keinen spürbaren Widerstand leistet, kommt er nicht durch. Dann spürt er einen Schlag und sieht wie er in Zeitlupe durch die Luft fliegt und auf der Straße landet. Nach und nach erkennt er, dass er sich jetzt in dem blauen Oval befindet. Er ist umhüllt von einer blau leuchtenden Membran, auf der immer deutlicher eine menschliche Figur zu erkennen ist. Es ist Florian. Er streckt seine Hand aus und fragt ihn, ob er verletzt sei. „Leo“, sagt Florian und zieht einen Verband aus einer Tasche, „Ich verbinde dich und dann wird alles wieder gut.“ Leander beobachtet, wie er ihm den Verband um die Beine wickelt, sodass er sie nicht mehr bewegen kann. Dann wickelt er den Verband um den Körper und die Arme herum, die nun auch vollständig fixiert sind. Florian hört gar nicht mehr auf, ihn immer dicker einzuwickeln. Schließlich verbindet er auch den Kopf und das Gesicht. Leander kann sich kein bisschen mehr bewegen, völlig eingeschlossen in den Verband, der ihn wie ein Cocon umschließt. „Leo“, hört er Florian rufen; so wird er von allen gerufen, außer von seinen Eltern. Er versucht, diesem Traum zu entkommen, aber im Halbschlaf fühlt er sich wie gelähmt und kann sich wie im Traum nicht bewegen. Er versucht den Verband aufzureißen, der ihn, den Traum-Leo, umhüllt; er muss diese Hülle durchbrechen, um diesem Albtraum zu entkommen. Mit einem Mal platzt sie und er sieht einen nackten Menschen in den zerrissenen Verbandsresten liegen. Es

ist er selbst – oder doch Florian, als er in seinem Alter war? Der Junge in den Verbandsfetzen scheint beides zu sein. Endlich wird er richtig wach. Dieser Verband und der Cocon, das ist sein Körper, schießt es ihm durch den Kopf. Es geht darum, in seinem Körper zu wohnen, anstatt in ihm gefangen zu sein, sich darin frei zu fühlen, und zwar dauerhaft und nicht nur in den Momenten größter Erschöpfung. Am nächsten Morgen geht er gleich nach dem Aufstehen laufen. Das macht er fast täglich, nur eine kleine Strecke, zwanzig Minuten vielleicht; er muss ja rechtzeitig in der Schule sein. Doch diesmal packt es ihn; er läuft viel schneller als sonst und kann nicht mehr aufhören. Dabei fühlt er sich, als wenn er wie im Traum komplett eingewickelt wäre und mit heftigen Bewegungen versucht, sich zu befreien, bis er erschöpft stolpert und in den Straßengraben fällt. Er beobachtet, wie er, sein Bewusstsein, in seinen Körper einzieht, in jeden einzelnen Muskel, den er dabei deutlich spürt. Für einen Moment ist er ganz bei sich, ganz in seinem Körper. „Leo“ hört er seine Stimme; das ist er.

Nachmittags, nach der Schule, befragt er Florian nach dem Traum mit dem blauen Oval. Er möchte alles darüber wissen, vor allen Dingen auch, was passiert war, nachdem er die Wand durchdrungen hatte und den Jungen darin sehen konnte. „Es war das letzte Mal, dass ich von dem blauen Oval geträumt habe“, erklärt Florian. Er erzählt auch, dass ihn dieser Traum verändert hat. „Mit einem Mal hatte ich das Gefühl, meinen Platz gefunden zu haben, nämlich in meinem ganzen Körper; nicht nur hier“, dabei zeigt er auf seinen Kopf, „sondern überall, bis in den kleinen Zeh; mit einem Mal konnte ich jeden einzelnen Muskel bewusst steuern. Das ist auch der Grund, warum ich so gut turnen kann. Es ist die absolute Körperkontrolle. Aber es hat sich auch etwas anderes verändert; ich war besessen von der Idee, diesen Jungen aus dem Traum zu finden. Der Traum war so real, dass ich sicher war, es muss ihn geben.“ „Und? Hast du ihn gefunden?“ Florian wirkt sehr nachdenklich und antwortet schließlich, „Ich weiß es nicht, wenn ich ehrlich bin. Kurz vor meinem sechzehnten Geburtstag sind meine Eltern umgezogen und in der neuen Schule gab es einen Klassenkameraden, den ich ständig irgendwo getroffen habe. Es war ziemlich eigenartig, wir sind uns täglich über den Weg gelaufen, aber haben kaum miteinander geredet. Irgendwann habe ich gespürt, dass dieser Junge genauso aussah wie der Junge im Traum; ich war davon überzeugt, dass er der Junge aus dem Traum war. Vom ersten Moment, als ich ihn gesehen hatte, fühlte ich mich von ihm angezogen, als wenn da eine geheime Magie am Werk gewesen

wäre. Irgendwie suchte er den Kontakt zu mir und war aber gleichzeitig völlig abweisend und verschlossen; da gab es kein Durchdringen. Nach der Schule zog ich ja nach England und habe ihn aus den Augen verloren. Mir ist klargeworden, dass es in dem Traum nicht um ihn sondern um mich geht. Ich kann andere Menschen nicht an mich heranlassen; das ist die Kehrseite von meinem Körperbewusstsein. Es gibt immer eine Art unsichtbare Membran um mich herum.“ „Wie bei mir“, bestätigt Leo, „Manchmal ist die Membran so fest, dass ich mich nicht bewegen kann, als wenn ich gefesselt wäre. Und wenn ich beim Laufen den Punkt erreiche, dass ich nicht mehr kann, platzt sie plötzlich auf und mit einem Mal fühle ich mich frei, so frei wie sonst nie.“ „Wir sind uns wirklich sehr ähnlich“, bemerkt Florian, „Ich zeige dir mal etwas.“

Er holt einen Briefumschlag und sagt, „Die habe ich mir schon lange nicht mehr angesehen; das sind ganz persönliche Fotos.“ Leo ist wie elektrisiert, als Florian ein Foto aus dem Umschlag zieht und erklärt, „Da war ich gerade fünfzehn geworden.“ „Du hast wirklich genauso ausgesehen wie ich“, sagt Leo erstaunt, „Ich meine nicht nur, dass wir uns ähnlich sehen; das auf dem Foto könnte ich sein.“ Sie betrachten beide das Foto von Florian mit einem blau karierten Hemd und dem roten Rollkragenpullover darunter. „Das hast du ja schon früher getragen“, bemerkt Leo, „so einen Rollkragenpulli mit einem Hemd drüber.“ „Das war damals so Mode“, erklärt Florian, „und mir gefällt es. Ich war schon immer ein Hemden-Typ.“ Dann zieht er ein weiteres Bild aus dem Umschlag, „Und das ist Leonard.“ „Der hat ja fast dasselbe an wie du, nur dass es ein Pfadfinderhemd ist“, wundert sich Leo, „So in den gleichen Sachen seht ihr ein bisschen aus wie Brüder.“ „Leonard ist der Junge, den ich damals so faszinierend fand, der aus dem Oval. Das war schon ein richtig schräger Typ, ein richtiger Eigenbrötler. Ich würde gerne wissen, was aus dem geworden ist.“ Leo ist erst jetzt deutlich geworden, wie ähnlich er Florian ist. Dass es eine Ähnlichkeit gibt, ist ihm immer schon klar gewesen; es ist auch einer der Gründe, warum er Florian eher als Bruder denn als Vater wahrnimmt.

Anders als Florine, die für ihn immer seine Mutter gewesen ist. Sie ist auch diejenige, die den Alltag organisiert und die Familie zusammenhält. Diese Rolle, sagt sie, hat sie von ihrem Bruder Lennart übernommen, von dem Leo seinen Namen hat. „Lennart war immer klar und strukturiert; er hatte alles im Blick; anders als Florian, der sich nur auf sein Turnen konzentriert hat. Ich glaube, alleine wäre Florian gar nicht lebensfähig“, hat sie einmal gesagt. Leo ist auch sehr

auf sich selbst konzentriert; das wurde ihm schon öfter in der Schule gesagt und auch von seiner Mutter bestätigt. „Du kommst ganz nach deinem Vater“, sagt sie manchmal, „aber das ist auch ok so.“ Er denkt tatsächlich oft über sich nach und ist mehr an sich selbst als an anderen Menschen interessiert. Das fällt ihm in letzter Zeit immer deutlicher auf. Es hat bestimmt auch damit zu tun, dass er sich von seinem Körper so abgetrennt fühlt. Nur beim Ausdauersport ist er bei sich und in seinem Körper. Immer wieder stellt er sich dabei vor, wie er richtig fest eingewickelt wird, sodass er sich nicht mehr bewegen kann, um sich mit einem Schlag aus dieser Fesselung zu befreien. Dann ist er drin in seinem Körper; dann ist er sein Körper und sein Körper er. Dieses Gefühl, in seinem Körper zu Hause zu sein, hält mit der Zeit immer länger an und es ist klar, dass es darum gehen muss, ganz darin zu bleiben. Die Gespräche mit Florian sind für ihn sehr wichtig; er kann viel mit seinen Erfahrungen anfangen. Florine drückt immer wieder ihr Erstaunen darüber aus, wie ähnlich die Erfahrungen sind, die die beiden mit ihren Körpern machen. Ihrer Meinung nach ist es sehr ungewöhnlich, derartig auf den eigenen Körper fixiert zu sein. So wie Florians Bewusstsein durch das Turnen den Weg in seinen Körper gefunden hat, findet Leo Bewusstsein nach und nach den Weg in den Körper durch Ausdauersport, vor allen Dingen, wenn er ihn bis zur völligen Erschöpfung betreibt. Auch diese Distanz zu anderen Menschen, von der Florian gesprochen hat, kann Leo deutlich spüren. „Das ist halt Florian“, hat Florine einmal gesagt, nachdem er von seinen Erlebnissen mit dem verstorbenen Lennart erzählt hat, „So sehr auf sich selbst fixiert, dass andere nur schwer einen Platz bei ihm behaupten können. Aber ich finde es in Ordnung so; eigentlich ist es genau das, was mich an ihm so fasziniert. Und es ist das Richtige für mich. Einen Mann, der mir zu sehr auf die Pelle rückt, könnte ich gar nicht ertragen.“ Auch wenn Leo diese Distanz genauso verspürt wie Florian, kann er nicht behaupten, dass sie ihn besonders stört. Dafür ist er zu wenig an anderen Menschen interessiert.

Kurz vor seinem fünfzehnten Geburtstag schickt ihn Florian in sein Zimmer, um etwas aus seiner Schreibtischschublade zu holen. Beim Durchstöbern der Schublade findet Leo ein Foto, das Florian mit einem anderen jungen Mann zeigt, der ihn an der Hüfte hält und an sich drückt. Sie tragen beide die gleiche Kleidung, ein Hemd mit einem Comic-Aufdruck, einen grauen Rollkragenpull-over und eine graue Hose. Der junge Mann muss sein Onkel Lennart sein, mit dem Florian früher befreundet war. Es ist das erste Mal, dass Leo ein Bild mit

beiden zusammen sieht; so wie das Foto aussieht, müssen sie wirklich eng befreundet gewesen sein. Weder Florine noch Florian haben bisher viel von ihm erzählt; sie reden nicht gerne über ihn, weil sie sein Tod schwer getroffen hat, und sie sind sichtlich überrascht, als Leo ihnen das Foto zeigt. „Oh Gott“, sagt Florine, „Das ist doch kurz nachdem ihr nach England gezogen wart.“ „Das Hemd hat er mir zu meinem achtzehnten Geburtstag geschenkt“, erläutert Florian, „Zweimal das gleiche Hemd, eins für mich, eins für ihn. Dazu muss ich sagen, dass er früher überhaupt keine Hemden getragen hat.“ „Schickes Hemd“, sagt Leo, „Überhaupt sieht es witzig aus, ihr beide im Partnerlook.“ „Lennart hat mich geliebt“, erzählt Florian, „Ich habe deswegen immer noch ein schlechtes Gewissen, weil ich seine Liebe nicht wirklich erwidern konnte.“ „Ach was“, entgegnet Florine, „Lennart war glücklich; er hat ja gewusst, worauf er sich einlässt. Wenn man mit einem so besonderen Menschen zusammen ist wie Florian, ist es halt anders als bei anderen; das ist dann mit der Liebe eben etwas komplizierter.“ Leo betrachtet fasziniert das Foto, „Onkel Lennart war schwul?“ Seine Mutter bejaht es, „Deswegen hat er auch mit deinen Großeltern gebrochen. Ich fand es aber immer cool, einen schwulen Bruder zu haben. Irgendwie habe ich ein Faible für ungewöhnliche Männer.“ „Und ihr habt eine schwule Beziehung gehabt?“ „Schwule Beziehung kann man es vielleicht nicht gerade nennen; es war aber die beste Freundschaft, die man sich vorstellen kann“, antwortet Florian. „Als wir zusammen in eine Klasse gekommen waren, hatten wir uns auf Anhieb so richtig gut verstanden; und ich brauchte fast zwei Jahre, bis ich es gemerkt hatte, weil ich ganz auf diesen Leonard fixiert war.“ „Aber zum Glück ist es ja trotzdem noch etwas geworden mit euch beiden“, sagt Florine, „sonst hätten wir uns nicht kennengelernt und unser kleiner Leander wäre nie geboren worden.“ Sie erzählt noch mehr von ihrem Bruder, der ein richtiger Rebell gewesen sein muss. „Ständig gab es Stress in der Schule und mit unseren Eltern; ich war immer diejenige, die dann schlichten musste. Florian und er waren in so mancher Hinsicht etwas gegensätzlich. Vor allen Dingen auch mit ihrem Kleidungsstil: Florian immer schick mit Hemd und Cordhose, Lennart mit abgewetzten Pullis, Jeans und seinem Bundeswehroparka. Ich habe keine Ahnung, wo er den herhatte, jedenfalls kam er eines Tages damit nach Hause, ich habe das Bild noch genau vor mir, mit der Kapuze auf. Unsere Mutter traf der Schlag und es war dann richtig was geboten. Da war er ungefähr so alt wie du, fünfzehn.“ Leo schaut auf das Bild, „Hier trägt er aber ein Hemd und sieht eigentlich ziemlich schick aus.“ „Er hat sich mir in so manchen Dingen ange-

passt, auch mit seinem Kleidungsstil“, erklärt Florian und lacht, „Aber umgekehrt gibt es auch einiges, was ich von ihm übernommen habe.“

„Ich wundere mich ja schon ein bisschen darüber, dass Leo mit seiner Kleidung auch so nachlässig ist wie mein Bruder früher“, sagt Florine, „In allem anderen ihr beiden einander so ähnlich, nur in eurem Kleidungsstil unterscheidet ihr euch. Ich glaube, du hast noch nie ein Hemd getragen, oder?“ Leo hat tatsächlich noch nie ein Hemd getragen, obwohl ihm Hemden eigentlich gut gefallen. Florian sieht richtig gut damit aus, auch mit den Rollkragenpullovern, die er immer darunter anhat. Leo trägt T-Shirts und Kapuzenpullover, einfach weil sie bequem sind und weil die meisten seiner Klassenkameraden tragen T-Shirts und Kapuzenpullover tragen. Je mehr er darüber nachdenkt, desto besser gefällt ihm die Idee, nicht nur auszusehen wie Florian als Jugendlicher, sondern auch so angezogen zu sein. „Gute Idee eigentlich, auch ab und zu mal ein Hemd anzuziehen“, sagt er. „Ich habe einige Hemden, die noch richtig gut aussehen und die ich nicht mehr anziehe“, bietet ihm Florian an, „Wenn du magst gebe ich dir auch ein paar Rollkragenpullis.“ Am besten gefällt Leo das blaue Flanellhemd, das Florian von seinem ersten Engländeraufenthalt nach der Schule mitgebracht hat; er zieht es gleich an, über einen Rollkragenpullover.

Gegen Ende der zehnten Klasse fällt ihm auf dem Schulhof eine Schülerin auf, die ihn unentwegt beobachtet. Sie muss wie er fünfzehn oder sechzehn Jahre alt sein, aber er kennt sie nicht; die Schule ist so groß und zudem ein Komplex aus verschiedenen Schulformen, dass es unmöglich ist, mehr als nur einen kleinen Teil der Schüler zu kennen. Diese Mitschülerin ist ihm auf jeden Fall bis jetzt nicht aufgefallen; warum beobachtet sie ihn unentwegt? Es geht ihm nicht aus dem Kopf, wie sie ihn immer wieder ansieht und wie schwer es ihm fällt, ihr nicht direkt in die Augen zu sehen. Wenige Tage später treffen sich ihre Blicke wieder auf dem Schulhof. Leo ist verwirrt; irgendetwas zieht ihn an diesem Mädchen magisch an, doch was? Dann beginnen schon die Schulferien und damit gibt es keine Gelegenheit mehr, sich zu begegnen. Im neuen Schuljahr begegnet er ihr bereits nach wenigen Tagen wieder auf dem Schulhof. Sie muss doch merken, dass er in ihre Richtung schaut – als Reaktion darauf, dass sie ihn ansieht. Wieso kommt sie nicht zu ihm und fragt, ob sie sich kennen, wie er heißt oder irgendetwas anderes? Aber sie kommt nicht; auch an den folgenden Wochen nicht. Immer wieder diese Begegnungen und Blickwechsel und nichts weiter. Leo muss an Florians Erlebnisse mit Leonard denken; auch

die beiden waren sich wohl ständig begegnet, ohne dass es zu einem Kontakt zwischen ihnen gekommen war. Nach einem halben Jahr und so vielen Begegnungen, dass Leo seine Mitschülerin schon wie eine Bekannte vorkommt, traut er sich endlich, auf sie zuzugehen. Aber jedes Mal weicht sie zurück, manchmal verschwindet sie einfach, sobald er sich ihr nähert. Je öfter sie sich ansehen, desto stärker wird Leos Verlangen, sie kennenzulernen. Er möchte herausfinden, wieso sie ihn so fasziniert und er immer öfter an sie denken muss. Daher versucht er, ihr so oft wie möglich zu begegnen, sie zu beobachten und eine Gelegenheit zu finden, mit ihr in Kontakt zu kommen. Dabei fällt ihm vor allen Dingen auf, dass er sie nie zusammen mit einem anderen Schüler oder einer anderen Schülerin sieht. Scheinbar hat sie keine Freunde, so wie Leonard in Florians Erzählungen. Florian glaubt ja, dass seine Gefühle gegenüber Leonard ein Irrtum waren. Aus irgendeinem Grund ähnelte Leonard dem Jungen aus Florians Traum so sehr, dass Florian ihn für diesen Jungen hielt. Aber die Ähnlichkeit war nur zufällig oder eingebildet, weil Leonard Florians Wünsche und Sehnsüchte verkörperte, so verschlossen wie er war. Ist es mit seiner Mitschülerin genauso? Leo schießt der Traum mit dem Verband durch den Kopf. War sie es vielleicht, die er in den Resten des aufgeplatzten Verbands gesehen hat? Er kann sich nicht genau erinnern; bislang ist er davon ausgegangen, dass er einen Jungen gesehen hat, aber seine Erinnerung ist zu unscharf; es könnte auch ein Mädchen gewesen sein.

Bis zu den Sommerferien begegnet er seiner geheimnisvollen Mitschülerin fast täglich in der Schule; immer mit einer Distanz, die wie eine unsichtbare Wand unüberwindlich erscheint und so groß, dass er ihr Gesicht nicht deutlich erkennen kann. In seiner Phantasie wirkt ihr Gesicht sehr jung, wie das eines kleinen Mädchens; es überlagert sich immer wieder mit Leonards Gesicht auf dem Foto mit dem Pfadfinderhemd. Leo fragt Florian nach diesem Foto und erzählt ihm von den Begegnungen mit dem Mädchen. Ist es auch so, wie Leonard gewesen ist, unnahbar und verschlossen? Ist es diese Unnahbarkeit, die seine Sehnsucht weckt, einem Menschen zu begegnen, der am Ende nur er selbst sein kann? Florian und er betrachten Leonards Foto eingehend. Es geht eine faszinierende wie merkwürdige Ausstrahlung von diesem Jungen aus, was noch dadurch verstärkt wird, dass er wie ein blaues Pfadfinderhemd mit einem Rollkragenpullover darunter trägt. „Das Hemd hatte Leonard oft an, obwohl er kein Pfadfinder war“, erklärt Florian und wiederholt den Namen, „Leonard“. Auch

im neuen Schuljahr ist Leo seiner Mitschülerin kein Stück näher gekommen. Einmal, als er sie wie fast jeden Tag wieder auf dem Pausenhof beobachtet, spricht ihn einer seiner Klassenkameraden an, „Bist du mit ihm befreundet?“ Leo fragt sich, wen er damit meinen könnte und schaut seinen Klassenkameraden an. „Na, Flo; weil du die ganze Zeit zu ihm rüber schaust.“ „Flo?“, fragt er irritiert und sein Klassenkamerad antwortet, „Ja der mit den langen Haaren dort drüben, Flo aus der 13d, unser Überflieger.“ „Du meinst aber nicht das Mädchen?“, hakt Leo nach. Er ist auch erstaunt darüber, dass sie – oder nun richtig, er – bereits in der 13. Klasse ist; er hätte ihn für jünger gehalten. „Er sieht halt aus wie ein Mädchen mit seinen langen Haaren und so. Mich stört es nicht; ich meine, es ist doch seine Sache, wie er aussehen will.“ Leo ist immer noch ungläubig, „Das ist wirklich ein Junge, bist du sicher?“ „Ja klar; es wundert mich, dass du ihn nicht kennst. Ihn kennen doch alle, das Genie, das mit niemanden spricht. Wahrscheinlich sind ihm die anderen Schüler viel zu trivial.“ Leo schaut in die Richtung in der eben noch seine Mitschülerin stand, die sich gerade als ein Junge entpuppt hat; sie ist verschwunden. Er stellt erstaunt fest, dass das Leben noch viel geheimnisvoller und auch skurriler sein kann, als er es bislang für möglich gehalten hat. Aber auch jetzt, mit dem Wissen, dass es sich um einen Jungen handelt, fasziniert ihn dieser Flo aber nicht weniger, im Gegenteil: Offenbar ist er tatsächlich so verschlossen und unnahbar wie Florians Leonard. Wenige Wochen später beginnt die Zeit der Abitursprüfungen und Leo begegnet ihm nicht mehr in der Schule. Aus der Lokalzeitung erfährt er, dass Florent, wie Flo richtig heißt, als erster überhaupt an der Schule ein Abitur mit der Note 1,0 absolviert hat. Er denkt fast täglich an diesen Jungen und erwischt sich oft dabei, wie er sich auf dem Schulhof nach ihm umsieht.

Am Ende des Schuljahrs bekommt Leo zu seinem achtzehnten Geburtstag Lennarts Comic-Hemd. Er zieht es gleich an und wie auf dem Foto von Florian und Lennart einen grauen Rollkragenpullover darunter. „Das ist original Florian bei seinem Achtzehnten“, sagt Florine, „Diese Ähnlichkeit ist wirklich unheimlich.“ Sie macht ein Foto und lässt es in einem Großformat entwickeln. Als es Leo in der Woche darauf auf dem Weg zur Schule abholt, ist er erstaunt, wie gut er sich auf diesem Foto gefällt. Wenn es nicht er selbst wäre, könnte er sich geradezu in den jungen Mann mit dem außergewöhnlichen Hemd verlieben. In der großen Pause steht plötzlich Flo vor ihm und ist einen Moment lang starr vor Schreck, während er Leo ansieht. Aber auch Leo ist so überrascht, dass er

seine Schultasche fallen lässt; auf so eine Begegnung ist er nicht vorbereitet. Flo hilft ihm, seine Sachen aufzusammeln, und erklärt dann hastig, „Ich muss ins Sekretariat“, bevor er wieder verschwindet. Zuhause bemerkt Leo, dass er dabei das Foto verloren haben muss, und bestellt gleich am Nachmittag einen neuen Abzug. Als ihn kurz darauf Florian fragt, was denn mit seiner Mitschülerin geworden ist, erzählt Leo nur, dass sie ihr Abitur gemacht und die Schule verlassen hat. Dass sie in Wirklichkeit ein junger Mann ist, verschweigt er.

Leo zieht sich seinen Trainingsanzug an, um mit den Übungen an der Sprossenwand zu beginnen. Die Sprossenwand ist mit Abstand das Beste an seiner Wohnung; seit er sie hat, trainiert er täglich an ihr. Die Wohnung ist ansonsten ziemlich klein, ein kleiner Flur, Küche, Bad und ein Zimmer, das so klein ist, dass er sein Bett tagsüber zu einem Sofa zusammenklappt, um Platz zu gewinnen. Die Wohnung hat er seit letzten Sommer der Freiwilligendienst zu ende war, den er gleich nach dem Abitur begonnen hatte, um herauszufinden, was er beruflich tun wollte. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er bei Florine und Florian geblieben; er hat sich mit den beiden immer gut verstanden, aber Florine war der Meinung, dass er sein Leben selbst in die Hand nehmen sollte. Inzwischen studiert er Geschichte, Geschichte und Romanistik, und wohnt in seiner kleinen Wohnung mit der Sprossenwand, die er selbst an der Wand angebracht hat. Er hat gerade mit den Klimmzügen begonnen, da hört er aus dem Flur einen lauten Schlag, als wenn etwas gegen seine Wohnungstür gedonnert wäre. Einen Moment später springt seine Zimmertür auf und es kommen vier schwarzgekleidete und mit Sturmhauben maskierte Gestalten hereingestürmt. Für eine kurze Zeit stehen sie sich gegenüber, ohne sich zu bewegen; die Szenerie wirkt so unwirklich, dass Leo glaubt zu träumen. „Scheiße, da ist ja einer“, sagt eine der Gestalten, „Du hast doch gesagt, die Wohnung ist leer“, eine andere. Den Stimmen nach zu urteilen, müssen es Jugendliche sein. Was für eine blöde Situation. Leo ist so überrumpelt, dass er unfähig ist, irgendetwas zu tun oder zu sagen; vermutlich ist es auch besser so, es sind wohl nur Jugendliche, aber sie sind zu viert und einer von ihnen hat ein offenes Taschenmesser in der Hand. „Was machen wir jetzt?“, fragt einer der Einbrecher und ein anderer nimmt die Wäscheleine, die noch eingepackt auf der Kommode liegt. Leo hat sie gestern für den Waschkeller gekauft. „Wir fesseln ihn einfach“, sagt der Jugendliche und zeigt auf die Sprossenwand, „Da machen wir ihn fest.“ Er schneidet ein Stück von der Leine ab und befiehlt Leo, „Los, die Hände auf den

Rücken!“ Ohne Widerstand zu leisten, lässt sich Leo die Hände auf den Rücken binden und stellt sich an die Sprossenwand. Der Einbrecher zurt ihm Sprosse für Sprosse an der Wand fest, sodass er sich kein bisschen mehr bewegen kann. Zwanzig Meter Wäscheleine sind genug, um ihn von der Schulter bis zu den Fußgelenken zu verschnüren. Am Ende klebt er ihm noch mit Paketklebeband den Mund zu und sagt, „So kommt er nicht mehr los.“ Leo beobachtet, wie die Einbrecher das Zimmer durchsuchen und lediglich sein Portemonnaie finden, aus dem sie den 50 Euro Schein ziehen. Dann gehen sie wieder.

Die Fesseln sitzen so fest, dass er keine Chance hat, sich zu befreien; so stümpferhaft sich die Einbrecher auch verhalten haben, vom Fesseln verstehen sie etwas, zumindest der eine von ihnen. Die Aussicht, jetzt stundenlang an der Sprossenwand stehen zu müssen, beunruhigt ihn ziemlich. Morgen ist er nachmittags mit seinen Eltern verabredet, nach seinem Seminar, und sie werden bestimmt anrufen und vorbeikommen, wenn er nicht bei ihnen erscheint. Aber das ist noch sehr lange hin, ein kompletter Tag, vierundzwanzig Stunden. Die Aussicht, die ganze Nacht und den morgigen Tag bis zum Nachmittag auf seine Befreiung warten zu müssen, lässt immer wieder einen Anflug von Panik in ihm aufkommen. Selbst die zwei Stunden, die er inzwischen festgebunden ist, kommen ihm ewig vor. Leo kommt der Traum in den Sinn, in dem ihn Florian mit einem Verband so fest einwickelt, dass er sich nicht mehr bewegen kann. Im Traum drückt er gegen den Verband so kräftig an, dass er schließlich aufplatzt und er sich mit einem Mal erlöst und frei fühlt. Doch das Gefühl stellt sich jetzt nicht ein; im Gegenteil, je mehr er gegen die Fesseln ankämpft, desto stärker spürt er sie. Er versucht, sich an den Körper zu erinnern, den er in dem Traum inmitten der aufgeplatzten Verbandsfetzen gesehen hat. Aber in seiner Vorstellung platzt der Verband nicht auf und gibt auch den Blick nicht frei auf das, was er verbirgt. Während er sich in seinen Fesseln windet, sieht er plötzlich in einiger Entfernung eine menschliche Figur. Die schemenhafte Figur steht in einem Wald und streckt ihm eine Hand entgegen, als würde sie ihn auffordern, zu ihr zu kommen. Leo kann erkennen, dass sie ihm etwas zuruft, doch er kann es nicht verstehen; die Figur ist zu weit weg und der Wald in einen Nebel gehüllt. Er versucht, seine Hand nach ihr auszustrecken und sie aufzufordern, ihn zu befreien, aber seine Hände sind auf den Rücken gefesselt und sein Mund mit Klebeband zugeklebt. Die Figur kommt langsam näher und mit einem Mal kann Leo das Gesicht deutlich erkennen: Es ist er selbst. Er sieht

sich selbst wenige Meter vor sich stehen, die Hand in seine Richtung ausgestreckt und rufen, „Leonard“, französisch ausgesprochen. Was für ein merkwürdiger Traum; wieso ruft er „Leonard“? Ist es womöglich Florian und gar nicht er selbst? Es muss er selbst sein, denn er hat einen Kapuzenpullover an und Florian trägt anders als er keine Kapuzenpullover. Wieder hört er seine Stimme rufen, „Leonard“. Anstatt ihm zu helfen und ihn loszubinden, steht er nur da und sieht ihm regungslos zu, wie er sich in seinen Fesseln windet. Nach einer Zeit, die Leo wie eine Ewigkeit vorkommt, verblasst sein Traum-Ich wieder; inzwischen ist es dunkel geworden.

Es wird später und Leo zunehmend müde; trotzdem ist an Schlaf nicht zu denken. Mit der Zeit wird es ziemlich unangenehm, kerzengerade an der Sprossenwand zu stehen. Inzwischen hat sich ein Körpergefühl eingestellt, das ein konzentriertes Nachdenken fast unmöglich macht und Leo konfus werden lässt. Immer wieder jagen Bilder durch seinen Kopf, Bilder von ihm selbst, wie er offenbar vor dem gefesselten Leonard steht und ihn nicht befreit. Wie konnte er nur in eine so blöde Situation kommen? Draußen wird es langsam wieder hell und Leo befindet sich in einem zugleich merkwürdigen wie unangenehmen Zustand zwischen Schlaf und Wachsein. Die Fesseln haben sich kein bisschen gelockert, seine Arme fühlen sich verkatert an und seine Hose ist nass gepinkelt. In seinen Träumen lichtet sich der Nebel und lässt eine Szenerie in einem Wald erkennen. Immer deutlicher wird der Blick auf einen Jungen frei, der an einen Baum gebunden ist; es ist Leonard, deutlich zu erkennen an dem Pfadfinderhemd mit dem roten Rollkragenpullover darunter. Er hat die Hände auf dem Rücken und ein Seil ist von oben bis unten um ihn und den Baum herum gewickelt, so fest, dass er sich kaum bewegen kann. Er windet sich und schaut ihn an, eine stumme Aufforderung, ihn zu befreien. Doch Leo ist wie gelähmt und kann sich nicht bewegen. Er will ihn rufen, aber kann seinen Mund nicht öffnen. Sein Blick haftet an Leonard und nimmt dabei jeden einzelnen Teil seines Körpers in den Fokus, jeden einzelnen Muskel. Dabei spürt er, wie sich in ihm nach und nach eine wohltuende Entspannung ausbreitet. Die Schmerzen, die sich in den letzten Stunden aufgebaut haben, verschwinden nach und nach. Es ist, als hätte er seinen Körper komplett verlassen. Er sieht sich selbst von außen, festgezurret an der Sprossenwand mit dem Händen auf dem Rücken und dem Klebeband auf dem Mund. Seinen Körper spürt er nicht mehr; es fühlt sich richtig gut an, wie schwerelos.

Endlich hört er ein Klingeln an der Tür und gleich darauf ein Klopfen; er hat gar nicht bemerkt, wie der Tag vergangen ist. Dann kommt Florian in das Zimmer, „Du meine Güte, was ist denn mit dir passiert?“ Er zieht Leo das Pflaster ab, was ziemlich schmerzhaft ist; bis er ihn losgebunden hat, braucht er eine ganze Weile, da die Wäscheleine von oben nach unten um jede Sprosse gewickelt ist. Leo legt sich auf das Sofa. Seine Muskeln sind derartig entspannt, dass es ihm schwerfällt, sich zu bewegen. Florian sieht sich in der Wohnung um und kommt zum Schluss, dass außer dem Geld aus dem Portemonnaie nichts fehlt. „Allerdings ist das Schloss an der Wohnungstür kaputt. Die Tür sah von außen geschlossen aus, aber ich habe sie einfach aufdrücken können.“ Nach einer Weile ist Leo in der Lage, sich zu waschen, eine neue Trainingshose und einen Kapuzenpullover anzuziehen und mit Florian zu seinen Eltern zu fahren. Dort schläft er vor Erschöpfung nach kurzer Zeit ein. Im Traum sieht er Leonard regungslos an der Sprossenwand stehen. Er beobachtet ihn, wie er sich in den Fesseln windet. Dabei schlüpft er unbemerkt in seinen Körper und stellt fest, dass er Leonard ist, der an der Sprossenwand steht. Es gelingt ihm, einen Muskel nach dem anderen erst zu spüren und dann auch gezielt zu bewegen. Es bedarf einer ziemlichen Anstrengung, aber nach und nach kehrt er in seinen Körper zurück, bis er ihn vollständig ausfüllt. Plötzlich sieht er sich selbst, der ihn regungslos beobachtet und jeder seiner Bewegungen mit seinen Augen folgt. Jeder Muskel entspannt sich augenblicklich in dem Moment, in dem der Traum-Leo ihn mit seinem Blick berührt. Leo wird erst am nächsten Morgen wieder wach. Es kommt ihm vor, als hätte er alles geträumt und als hätte sich der Einbruch und seine Fesselung mit Leonards Erscheinen zu einer unverständlichen Collage vermischt. Doch er spürt schnell, dass sein Mund wund ist von dem Klebeband und die Fesseln schmerzende Striemen an seinen Handgelenken hinterlassen haben. Nach und nach bewohnt er wieder seinen Körper, von dem er so lange getrennt gewesen ist. Der Einbruch und die Einbrecher sind für Leo weit entfernt und nur noch undeutlich erkennbar. Im Gegensatz dazu kann er sich gut an seine Träume mit Leonard erinnern. Vor allen Dingen spürt er, dass sich in seinem Körper etwas verändert hat. Er ist viel präsenter als vor diesem Ereignis, nicht mehr nur sein Körper sondern er selbst; es fühlt sich richtig gut an.

Allmählich lichtet sich der Nebel und eine Gestalt wird zunehmend deutlich erkennbar; es ist Florian. Er trägt das blau karierte Hemd mit dem roten Rollkra-

genpullover wie auf dem Foto, auf dem er Leonard ziemlich ähnlich sieht. Er beobachtet Florian und möchte zu ihm gehen, aber er kann sich nicht bewegen. „Leonard“, ruft Florian, doch er kann nicht antworten. Florian kommt näher und streckt ihm seine Hand aus, aber er kann sie nicht nehmen; seine Arme fühlen sich an, als wären sie an seinem Körper befestigt. Mit einem Mal hält Florian eine Wäscheleine in der Hand und kommt auf ihn zu. Er weicht einen Schritt zurück und stößt an einen Baum hinter ihm. Unfähig, sich zu bewegen, beobachtet er, wie Florian die Wäscheleine um ihn und den Baum herumwickelt, von oben nach unten, bis er fest an den Baum gebunden ist. Dann entfernt er sich wieder ein paar Meter und ruft ihn, „Leonard“. Er sieht im zu, wie er sich in den Fesseln windet. Schließlich verlässt der Traum-Leonard seinen Körper und sieht sich selbst von außen in dem Pfadfinderhemd, das Seil von oben bis unten um ihn und den Baum gewickelt. Dann wacht er auf. Wie oft hat er seit dem Einbruch in seiner Wohnung diesen Traum geträumt? Zuerst ist er, Leonard, festgebunden gewesen, während Florian auftaucht und sich weigert, ihn zu befreien, aber seit einiger Zeit ist es Florian, der ihn anbindet. Er träumt auch sonst immer wieder von Leonard, der in den Träumen stumm und unfähig ist, sich zu bewegen. Vor ein paar Wochen hat Leo Leonards Foto wieder hervorgekramt, das er bei seinem Auszug mitgenommen hat. Von dem Foto geht eine merkwürdige Anziehungskraft aus: Leonard mit dem Pfadfinderhemd und dem roten Rollkragenpullover darunter. Leo muss zugeben, dass er ihn attraktiv findet, was ihn ziemlich verunsichert. Ist er wie sein Onkel Lennart womöglich schwul? Eigentlich kann er es nicht beurteilen, weil er noch keine Gelegenheit gehabt hat, es auszuprobieren. Der einzige Mensch, den er bisher in ähnlicher Weise attraktiv gefunden hat, ist dieser Junge aus der Schule, den er für ein Mädchen gehalten hatte, Flo, Florent. Leo spricht den Namen laut aus: Florent, wie Leonard ein wohlklingender französischer Name; Flo und Leo; diese Namensähnlichkeiten sind wirklich verblüffend. Immer wieder begegnet er in seinen Träumen Leonard, diesem verschlossenen, geheimnisvollen Jungen; genau genommen begegnet er ihm nicht, sondern wird zu ihm. Dabei spürt er eine immer stärker werdende Sehnsucht, ihm nahe zu kommen. Aber es gelingt nicht, obwohl er immer aus Leonards Perspektive träumt, aus der er verzweifelt beobachtet, wie ihm Florian fernbleibt. Die Träume entwickeln sich nicht; sie bleiben immer an einer Stelle stehen, in der alle unfähig sind, sich zu äußern oder sich zu bewegen. Die Situationen sind so verfahren, dass es am Ende keine Lösung gibt; keine andere zumindest als aufzuwachen. Diese Träu-

me beschäftigen Leo so sehr, dass er sich schließlich ein blaues Pfadfinderhemd kauft und mit einem weinroten Rollkragenpullover darunter trägt, so wie Leonard. Er fragt sich immer wieder, wer er in Wirklichkeit ist, Leo oder doch Florian – oder Leonard?

In der Nacht hat er wieder intensiv von Leonard geträumt und ist früh wach geworden. Jetzt, kurz vor seinem Geburtstag, ist es schon früh hell und er geht entgegen seiner Gewohnheit gleich morgens joggen; sonst läuft er immer abends. Er ist fast schon wieder zu Hause, als er jemanden sieht, der auf dem Gehweg Dehnübungen macht. Irgendetwas ist mit ihm; irgendetwas lenkt Leos Aufmerksamkeit auf diesen Mann, der so aussieht, als könnte er von seinem Alter her sein Vater sein. Er hört auf zu laufen und geht langsam an dem Mann vorbei, um zu herauszufinden, was an ihm seine Aufmerksamkeit an sich zieht. Im Vorbeigehen fällt ihm auf, dass sein Gesicht Leonards Gesicht sehr ähnelt; es ist eben nur älter. Da der Mann sehr auf seine Übungen konzentriert ist, kann sich Leo sein Gesicht genau ansehen; es ist Leonards Gesicht. Was ist das bloß für ein merkwürdiger Tag; zuerst dieser Traum und dann diese Begegnung? Zuhause sieht sich Leo Leonards Foto noch einmal genau an. Er hat es inzwischen so oft studiert, dass er es bis in kleinste Details in seinem Gedächtnis gespeichert hat. Er hat bereits als Jugendlicher so oft von Leonard und Florian geträumt, dass er früher manchmal den Eindruck hatte, diese Geschichte anstelle seines Vaters zu erleben. Früher hatte er in den Träumen aber immer Florians Perspektive, der vergeblich versucht, den starren und stummen Leonard zu erreichen. Inzwischen erlebt er Leonards Verzweiflung, nicht mit Florian in Kontakt kommen zu können, unbeweglich wie festgebunden. Leo ist sich sicher, dass Leonard Florian tatsächlich geliebt haben muss. Er hat in ihm etwas gesehen, was ihn tief berührte; Florian sollte der Weg heraus aus seiner Abgeschlossenheit sein. Es war Leonard, der in dem Cocon eingeschlossen war, von dem Florian erzählt hat, ihm hat Florian die Hand gereicht, um ihn aus dem Cocon zu befreien, einen Moment lang, der aber zu kurz war, um die Hand zu ergreifen. Leo hat sich schon oft gefragt, was aus Leonard wohl geworden ist, und nun hat er ihn womöglich gesehen, viele Jahre später. Plötzlich hat dieser Leonard wieder eine unheimliche Präsenz in seinem Leben. Wieder einmal ist der Eindruck nicht zu vermeiden, er lebt zumindest in Teilen Florians Leben anstatt sein eigenes. Nach einer Woche beschließt er, diesem Mann wieder begegnen zu wollen, in der insgeheimen Hoffnung, es

würde sich herausstellen, dass er sich getäuscht hat und es nicht Leonard ist. Immer wieder geht er an dieser Stelle vorbei, an der er ihn bei seinen Übungen gesehen hat. Und tatsächlich: Nach einigen Tagen sieht er ihn wieder, wie er Dehnübungen macht, ziemlich genau um dieselbe Zeit wie beim ersten Mal, um acht Uhr morgens. Auch am nächsten und am übernächsten Tag ist er um diese Zeit ebenfalls dort anzutreffen; und der Eindruck erhärtet sich, es muss Leonard sein.

Seit dieser Begegnung träumt Leo fast jede Nacht von Leonard, und immer ist er Leonard, unfähig sich zu bewegen. Immer wieder sieht er sich selbst, wie er sein Leonard-Ich an den Baum fesselt, und dann Florian, der kommt und ihn einfach nur ansieht, statt ihn zu befreien. Florian reicht ihm seine Hand und er möchte sagen, „Ich kann mich doch nicht bewegen, ich bin gefesselt“, aber kein Laut kommt aus seinem Mund. Vergeblich versucht er, sich frei zu winden, mit Florian in Kontakt zu kommen, ihn zu berühren; aber er hat keine Chance, seine Fesseln auch nur ein bisschen zu lösen. „Leonard“, ruft ihn Florian und verschwindet schließlich wieder. Erst mit der Zeit fällt Leo auf, dass er im Traum beides ist, sowohl er selbst als auch Florian. Je öfter er von ihm träumt, das heißt, im Traum zu ihm wird, desto stärker wird sein Wunsch, diesem Leonard wirklich zu begegnen. Er fragt sich allerdings, welchem Leonard er begegnen möchte, dem, dem er vor einigen Wochen begegnet ist, oder dem aus seinem Traum. Immer wieder geht er an der Stelle vorbei, an der der mutmaßliche Leonard morgens seine Dehnübungen macht, nachdem er joggen war. Leo hat mit der Zeit festgestellt, dass Leonards Tagesabläufe immer die gleichen sind: Kurz nach sieben Uhr morgens geht er joggen, eine Stunde später ist er mit den Dehnübungen fertig und frühstückt, dann duscht er und geht kurz nach neun aus dem Haus, vermutlich zur Arbeit. Um sechs Uhr abends kommt er zurück, macht einen Spaziergang und schaut danach einen Film von einer DVD. Leo kann ihn genau beobachten, weil er immer die gleichen Tagesabläufe hat und seine Wohnung im Erdgeschoss ohne Vorhänge an den Fenstern gut einsehbar ist.

Das Bild, das Leo von ihm hat, passt gut zu Florians Leonard aus seinen Träumen. Es ist bereits Herbst, als er zufällig beobachtet, wie der Briefträger ein kleines Päckchen so in den Briefkasten stopft, dass das meiste davon herausragt. Leo nutzt die Gelegenheit, um sich den Adressaufkleber anzusehen; tatsächlich steht da „Leonard Walter“. Dass sein Vorname mit L beginnt, hat Leo

bereits an seinem Klingelschild ablesen können; er beobachtet ihn inzwischen schon seit mehreren Monaten. Als Student hat er die Möglichkeit, sich an Leonards Tagesabläufe anpassen und Leonard genau zu studieren. Inzwischen hat er ein recht genaues Bild von ihm bekommen. Unter der Woche trägt er immer Hemden; im Sommer waren es noch kurzärmelige gewesen, dann langärmelige, die er, seit es kälter geworden ist, mit einem Rollkragenpullover darunter trägt – das ist genau Florians Kleidungsstil. Allerdings nur wochentags; am Wochenende hat Leonard immer einen Kapuzenpullover an, sowohl im Sommer als auch jetzt im Winter. Manchmal hat er in der Wohnung die Kapuze auf. Auch zum Joggen trägt er einen Kapuzenpullover und hat dabei immer die Kapuze auf, sogar an den heißen Tagen im Sommer und seit ein paar Wochen mit einer Mütze darunter. Scheinbar hat er keine Bekannte; zumindest hat Leo in der ganzen Zeit kein einziges Mal jemanden bei ihm gesehen, keine Verabredungen, kein Besuch. Er ist wohl immer alleine, beim Joggen, bei seinen Spaziergängen und zu Hause, wenn er liest, was er am Wochenende manchmal sehr ausgiebig macht, oder sich Filme anschaut. Immer wieder begegnet er Leonard auch in seinen Träumen; dem jungen Leonard, der sich nicht sehr von dem alten unterscheidet. Immer wieder versucht er vergebens, Kontakt mit ihm aufzunehmen, während Leonard versucht, Florian nahezukommen. Ein Knoten, der sich nicht lösen lässt und der am Ende zur absoluten Bewegungslosigkeit führt. An einen Baum festgezurrte und angestarrt; an den Körper gefesselt und ausgesperrt. Traum für Traum. So oft er es versucht, Leo kann den Traum und seinen unerbittlichen Ablauf nicht verändern. Leonard und Florian sind derartig aufeinander fixiert, dass sie in immer dieselbe Geschichte gezwungen sind. Wie gerne würde er diesen Knoten durchschlagen und Leonard dazu bewegen, sich von Florian zu lösen, um frei zu werden. Vielleicht ist er, Leo, ja derjenige, der in der Lage ist, Leonards Fesseln zu lösen, damit er frei ist und zu Florian gehen kann. Vielleicht müsste Leonard sich ihm zuwenden und ihn ansprechen, „Leo“, und sofort, in diesem Augenblick würden sich die Fesseln lösen und sie zusammenkommen: Leonard und Florian als Leo und Leonard. Er erzählt Florian, dass er Leonard gefunden hat, und Florian reagiert richtiggehend erschrocken. Auf keinen Fall möchte er Leonard begegnen, erklärt er, ohne es weiter zu begründen.

Inzwischen spürt er zwischen Leonard und sich ein Gefühl der Vertrautheit und Zusammengehörigkeit, als wenn ein unsichtbares Band ihre Biographien mit-

einander verbindet; egal, ob es der Leonard in seinem Traum ist oder der reale. Ohne Zweifel hat sich Leo in diesen Leonard auf dem Foto mit dem Pfadfinderhemd verliebt, aber was ist mit dem echten Leonard jetzt, fünfunddreißig Jahre später? Nach Neujahr beschließt er, sich Leonard morgens beim Laufen anzuschließen und auf diese Weise Kontakt aufzunehmen. Es ist eisig kalt an diesem Morgen, sodass er mit seinem langen Schal seinen Kopf einwickelt und sogar eine Mütze aufsetzt, was er nur selten tut. Es ist auch gut, so verummumt zu sein; wenn es nämlich wirklich der Leonard aus Florians Jugendzeit ist, würde ihm Leos Ähnlichkeit mit Florian bestimmt auffallen. Pünktlich kommt Leonard an der Straße vorbei, in der Leo auf ihn wartet. Leo läuft zuerst hinter ihm und dann auch neben ihm; noch nie ist er ihm so nahe gewesen. Den Tag über vergleicht er immer wieder das Bild von dem realen Leonard mit Mütze und Kapuze mit dem von dem Foto und seinen Träumen; die Ähnlichkeit der beiden Leonards wirkt unwirklich, wie eine optische Täuschung, ein Bild, an dem irgendetwas nicht stimmt. Ein paar Tage später läuft er wieder mit ihm und dann noch einmal, bis ihn Leonard endlich anspricht und fragt, wer er ist. Er selbst hätte es wohl nicht geschafft, ihn anzusprechen; zu groß ist seine Verunsicherung. Als er seinen Schal herunterzieht, ist Leonard sichtlich überrascht und spricht ihn als Florian an. Leo muss aus dieser Situation fliehen, bleibt aber am nächsten Tag wieder mit Leonard stehen und verabredet sich diesmal mit ihm. Er überlegt sich lange, was er für den Besuch anziehen soll und entscheidet sich schließlich für sein Lieblingshemd darüber, das blau karierte Flanellhemd, das er wie fast alle seiner Hemden von Florian bekommen hat, das er mit einem Rollkragenpullover kombiniert. Leonard wird bestimmt irritiert sein, ihn so zu sehen, aber auf diese Weise zeigt er ihm, dass er an Florians Stelle bei ihm ist, um etwas zu einem Ende zu bringen, was sein Vater nicht zu Ende bringen kann. Von dem Moment an, an dem Leonard die Tür öffnet, fühlt es sich seltsam vertraut an, bei ihm zu sein, als wären sie alte Bekannte. Obwohl Sonntag ist, trägt Leonard keinen Kapuzenpullover, sondern ein richtig schickes Hemd in Grautönen mit abstrakten Linienmustern und einen Rollkragenpullover darunter. Es bestätigt sich, was Leo erwartet hat: Leonard ist nicht nur der Leonard aus Florians Erzählungen, er ist auch der Leonard aus seinen Träumen. Leo wird bei dieser Begegnung klar, wie eng die Gegenwart mit der Zeit von Florians Jugend verwoben ist. Es ist, als wenn sich diese Zeiten überlagern und die Geschehnisse dadurch aufeinander einwirken. Was jetzt mit ihm und Leonard geschieht, beeinflusst das, was Florian damals mit Leonard erlebte,

als die beiden noch Jugendliche waren. Das ist es, was ihm sein immer wiederkehrender Traum mitteilt. „Man träumt niemals einen Traum alleine; Träume sind immer geteilt“, sagt er und an Leonards Reaktion erkennt er, dass er es genauso erlebt. Auch er spürt, dass es diese Verbindung durch die Zeit gibt und dass sie sich in Leos Träumen äußert. Das Treffen ist unerwartet entspannt und vertraut; sie gehen zusammen spazieren und sehen sich abends einen Film an. Der erste Kontakt hätte nicht besser verlaufen können.

Am nächsten Morgen wacht Leo aus dem Traum auf: Er ist wieder Leonard gewesen und an den Baum gebunden, während Florian vor ihm steht und in einer erstarrten Geste seine Hand ausstreckt. Doch diesmal passiert etwas erschreckendes, etwas, was noch nie passiert ist: Plötzlich kann er sich aus seinen Fesseln losreißen, er geht auf Florian zu und ist gerade dabei, seine Hand zu berühren, als er auf einmal einen kräftigen Schlag spürt. Gleich danach sieht er dieselbe Szene aus Florians Perspektive, wie sich Leonard losreißt, ein paar Schritte auf ihn zu kommt und dann von einem Lieferwagen überfahren wird, der wie aus dem Nichts auftaucht, mitten im Wald. Genauso schnell wie er aufgetaucht ist, verschwindet der Lieferwagen wieder und vor ihm steht Flo, dieser geheimnisvolle Junge aus der Schule, der ihn nach wie vor fasziniert. Er steht da, als wenn nichts geschehen wäre, und nimmt Leos Hand, die immer noch in die Richtung ausgestreckt ist, in der eben Leonard überfahren wurde. Dabei sagt er, „Leo“. In diesem Moment wacht Leo auf. Der Traum lähmt ihn regelrecht; in seinen Gedanken spielt er sich immer wieder ab. Wieso taucht dieser Junge aus der Schule plötzlich auf? Leo hat schon lange nicht mehr an ihn gedacht. Er kann ihn spüren, wie er ihn im Traum berührt hat, diesen Jungen, der sich ihm früher immer entzogen hatte, Flo. Welche Rolle spielt er in dieser Verflechtung von Vergangenen und Zukünftigem? Leo muss sich beeilen, um Leonard wieder beim Joggen abzapfen. Es ist wirklich sehr angenehm, mit ihm zu laufen; sehr vertraut und selbstverständlich. Leo kann gut verstehen, dass sich Florian von ihm früher so faszinieren ließ. Seine Verschlossenheit ist in Wirklichkeit auch eine Offenheit. Es bedarf einzig und alleine einer Präsenz, einer gemeinsamen Gegenwart, so wie jetzt beim gemeinsamen Joggen, um sich so nahe und vertraut zu sein, als wenn man ein ganzes Leben miteinander geteilt hätte. Das hatte Florian früher nicht erkannt. Eigentlich sollte er Leonard erzählen, dass er Florians Sohn ist, aber Florians Reaktion auf seinen Kontakt mit Leonard verunsichert ihn sehr. „Es gibt mit Leonard ein dunkles Geheim-

nis“, hat ihm Florian erklärt und gesagt, dass er darüber nicht reden kann. Es ist wie in Leos Traum: Es geht nicht mehr darum, unsichtbare Wände zu durchdringen und Zeiten zu überwinden; es geht um Tod. Stirbt Leonard, um Florians Hand zu fassen zu bekommen oder stirbt er, um Leo den Weg frei zu machen zu seinem Leonard, zu diesem Florent, den er inzwischen schon fast vergessen hat? Soll er Leonard von diesem Traum erzählen, um ihn zu warnen, damit er nicht ahnungslos in ein Geschehen stolpert, in dem es am Ende um weit mehr geht als um ihn selbst? Am Ende ihrer Jogging-Runde machen sie zusammen Dehnübungen und verabschieden sich in ihren jeweiligen Alltag.

Leo hat diesen Traum auch in den folgenden Nächten und wacht jedes Mal an derselben Stelle auf, wenn er die Hand dieses Jungen aus seiner Schulzeit berührt. In dem Moment, in dem Leonard sich losreißt und endlich in der Lage ist, auf Florian zuzugehen, wird er überfahren und beide verschwinden. Wohin? Haben sie ihre Aufgabe erledigt und können den Traum deswegen verlassen? Die Bühne freimachen für eine andere Konstellation, für Leo und Flo? Muss der Traum-Leonard sterben, um für Florent Platz zu machen, oder der reale Leonard für den Traum-Leonard? Obwohl er erkannt hat, dass seine Träume wie Fenster in die Vergangenheit sind, ist es schwer zu verstehen, wie die beiden Seiten des Fensters aufeinander einwirken. Wenn er mit Leonard läuft, ist es als würde sein Vater mit Leonard laufen – viele Jahre früher. Die Bilder überlagern sich, überwinden die Zeit und schaffen eine Wiederholung, die eigentlich keine ist. Leo spürt, dass sich ein weiteres Fenster öffnet, ein unbekanntes Fenster, das irgendwie mit Leonards Tod verbunden sein muss – und mit dem Auftauchen dieses Jungen, der ihn früher in der Schule als Mädchen so fasziniert hat. Durch Leonards Tod erhält seine Geschichte die Chance, sich neu zu schreiben. Tatsächlich war es ein Irrtum, dass Florian und er früher nicht zusammengekommen sind; ein Irrtum, der kurz vor einer Korrektur steht. Doch wie sieht diese Korrektur aus?

Am folgenden Samstag regnet es kräftig; Leo kann sich nicht vorstellen, dass Leonard bei so einem Wetter läuft, und bleibt zu Hause. Er spürt den Impuls, wieder gegen zehn Uhr zu ihm zu gehen, kann sich aber nicht dazu durchringen. Auch wenn ihm ihr Verhältnis so vertraut vorkommt, kennen sie sich genau genommen erst seit einer Woche; zu kurz, um sich wie alte Bekannte einfach zu besuchen. Doch am Sonntag regnet es nicht weniger als am Samstag, sodass auch jetzt Joggen nicht in Frage kommt. Aber diesmal überwiegt das

Argument, dass Leonard schließlich deutlich signalisiert hat, ihn wieder treffen zu wollen. Leo achtet darauf, Punkt zehn Uhr zu klingeln. Leonard begrüßt ihn, als wenn er ihn erwartet hätte. Er ist tatsächlich trotz Regen joggen gewesen; Leo ist beeindruckt. Es fühlt sich wieder sehr vertraut an, mit ihm zusammen zu sein. Leo erzählt ihm von dem Traum, in dem Leonard von einem Auto überfahren wird. Er versucht ihm zu erklären, dass sein Tod der Durchgang zu einer neuen Geschichte sein kann, in der er und Florian sich von Neuem begegnen und diesmal zusammenzukommen. Leonard scheint es nicht zu verstehen; Leo versteht es ja auch nicht. Er spürt aber deutlich, dass er diese Geschichte von Leonard und Florian zu einem anderen Ende bringen muss und seine Träume ihm den Weg dahin zeigen. Doch Leonard hält ihn ohne Zweifel für eine Art Wiedergeburt Florians; eine Wiedergeburt, die diesmal zu einer Zeit kommt, in der er in der Lage ist, Kontakt aufzunehmen. Das ist ihnen ja auf Anhieb gelungen, dem Leonard und Florians Wiedergänger, der in Wirklichkeit sein Sohn ist. Es wird Zeit, Leonard die Wahrheit zu sagen, dass Florian sein Vater ist, dass er ihm deswegen so ähnlich sieht und so viel über ihre Geschichte weiß. Es wird Zeit, ihn mit Florian zusammenzubringen. Leo nimmt sich vor, mit Florian über seine Begegnung zu sprechen und dann Leonard alles zu erzählen; noch nicht heute, aber beim nächsten Mal. Leonard begleitet ihn noch nach Hause, obwohl es noch regnet, und fragt ihn nach einer Weile, „Und was ist mit dir? Willst du etwas von mir?“ Leo weiß nicht, was er antworten soll. Ja, er mag ihn zweifellos, aber er weiß auch, dass sie nicht zusammenkommen werden. Zum Abschied umarmt ihn Leonard; es fühlt sich eigenartig vertraut an.

In der kommenden Woche laufen sie wieder jeden Morgen zusammen, auch an diesem Mittwoch. Leonard läuft ein paar Meter vor ihm, während er in Gedanken den Traum aus der letzten Nacht durchgeht. Dort sieht er wieder das blaue Oval, das nach und nach durchsichtig wird und einen Blick nach innen zulässt, wie ein Nebel, der sich gerade lichtet und nach und nach die Konturen deutlicher hervortreten lässt. In dem Oval wird langsam eine Gestalt erkennbar, bis deutlich wird, dass es sich um Leonard handelt. Leonard streckt ihm seine Hand entgegen, aber als er seine Hand ebenfalls ausstrecken will, geht es nicht; sein Arm ist wie gelähmt, sein ganzer Körper ist gelähmt. Er versucht, Leonard zu rufen, aber seine Stimme versagt. Und dann kommt wieder der Lieferwagen. Durch seine Gedanken hindurch beobachtet Leo, wie ein Lieferwagen die Straße entlang fährt, die sie gleich kreuzen werden. Es ist der Liefer-

wagen aus dem Traum; er sieht genauso aus. Leonard scheint das Auto nicht zu bemerken und Leo ruft ihn. Leonard aber blickt zurück und ruft „Florian“. In diesem Moment wird er angefahren, schleudert einige Meter durch die Luft und bleibt regungslos liegen. Leo ist nur wenige Sekunden später bei ihm; Leonard ist tot. Wie in einem Schock nimmt Leo wahr, wie der Fahrer fassungslos auf den leblosen Körper schaut, der auf der Straße liegt, wie Rettungswagen und Polizei kommen, Leonards Körper auf eine Bahre heben und vergeblich versuchen, ihn wiederzubeleben. Die Polizisten befragen Leo und den Fahrer nach dem Unfallhergang, aber beide stehen zu sehr unter Schock, um etwas sagen zu können. Der Rettungswagen mit Leonards Körper fährt schließlich los und die Polizisten bringen Leo nach Hause.

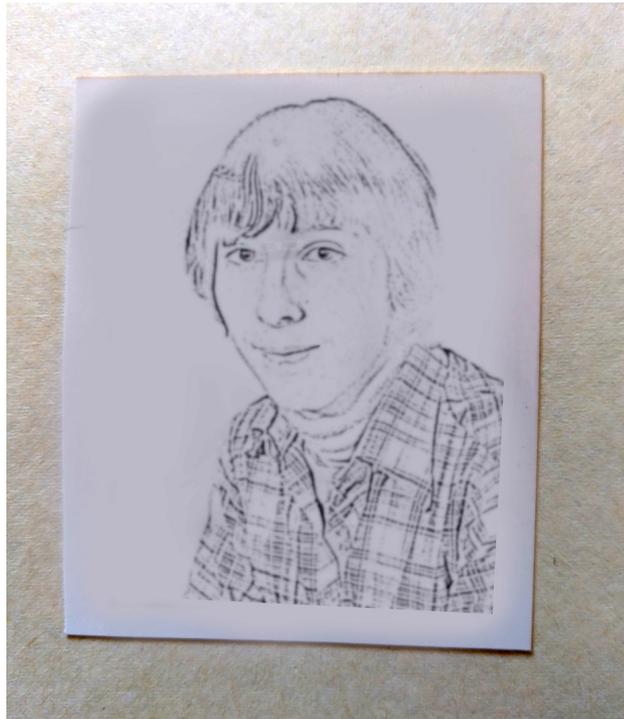
In seiner Wohnung liegt ein Brief auf dem Boden direkt hinter der Wohnungstür. Auf dem Briefumschlag steht groß „für Leo“ und dazu klein ein Name und eine Adresse. Der Schock trübt seine Wahrnehmung, sodass er sie nur verschwommen erkennen kann. Er starrt lange auf den Umschlag, den jemand unter seine Wohnungstür geschoben haben muss, während er Laufen war, und legt ihn erst einmal zur Seite. Doch die Frage, wer ihm einen Brief unter die Tür geschoben hat, lässt ihn nicht los und, als er ihn öffnet und zwei Fotos aus dem Umschlag zieht, ist er ist wie vom Schlag getroffen: Das obere Foto ist das von seinem achtzehnten Geburtstag, das er kurz darauf verloren hat, er in Lennarts Hemd mit dem Comic-Aufdruck. Auf dem anderen Foto ist ein junger Mann in seinem Alter in einem blau karierten Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter zu sehen. Es ist Flo; er muss nachrechnen: ziemlich genau dreieinhalb Jahre ist es her, seit er ihn das letzte Mal gesehen hat. Leo sieht sich das Foto genau an: Es kommt ihm merkwürdig vertraut vor und erinnert ihn an das von Leonard im Pfadfinderhemd. Er kramt Leonards Foto aus der Nachttischschublade und stellt etwas verblüfft fest, dass die beiden Fotos tatsächlich eine ähnliche Ausstrahlung haben. Flo sieht zwar anders aus als Leonard und hat längere Haare, aber auf dem Foto wirkt er auf die gleiche, sehr spezielle Art offen und verschlossen zugleich: eine Offenheit, die auf subtile Weise von einer unvorstellbar abgeschlossenen Welt erzählt. Während er die Fotos betrachtet, spürt Leo unverändert eine starke Faszination für Florent; er fühlt sich von seinem Bild direkt und unmittelbar angesprochen, genauso wie von dem jungen Leonard auf dem anderen. Nachdem er die beiden Fotos eingehend betrachtet hat, zieht er schließlich den Brief aus dem Umschlag.

Lieber Leo

Es ist schon lange her, aber vielleicht kannst du dich noch an mich erinnern. Wir gingen früher in dieselbe Schule, da warst du eine Stufe unter mir. Ich bin Florent, der Flo, der früher in der Schule als Mädchen aufgezogen wurde, weil ich ein bisschen so aussehe. Ich weiß selbst nicht, ob ich mich eher als männlich oder als weiblich empfinde; eigentlich keins von beidem. Dass ich in der Schule ein Außenseiter war, hat mich nicht gestört, weil mich die anderen Schüler nicht so interessiert haben, außer du. Du bist mir in der Schule aufgefallen, weil auch du irgendwie anders bist. Ich habe dich immer wieder auf dem Pausenhof beobachtet, das hast du bestimmt bemerkt. Auf jeden Fall hast du oft zu mir rüber geschaut. Ich wollte dich immer mal ansprechen, aber habe mich nicht getraut. In solchen Dingen bin ich ziemlich gehemmt, weil ich autistisch bin, wie ich inzwischen weiß. Die Autismus-Diagnose habe ich erst vor ein paar Monaten erhalten. Das ist nicht schlimm, es bedeutet nur, dass man mehr als andere in seiner eigenen Welt lebt.

Ich bin dir vor Kurzem auf der Straße begegnet und mir ist dabei klar geworden, dass ich dir etwas mitteilen möchte. Es fällt mir nicht leicht, es zu schreiben, aber ich denke, du sollst eine Chance haben, es zu erfahren. Ich habe mich damals in dich verliebt. Dass ich es nicht geschafft habe, dir das zu sagen oder auch nur zu zeigen, belastet mich sehr. Es war eine einsame und stumme Liebe, seit du mir in der Schule aufgefallen warst, und ich liebe dich immer noch. Das Foto von dir habe ich mitgenommen, als es dir einmal aus der Schultasche gefallen ist. Seitdem ist es die ganze Zeit auf meinem Nachttisch gestanden, bis jetzt. In dem Hemd siehst du richtig cool aus. In den letzten Jahren habe ich oft darüber nachgedacht und kann dir versichern, meine Liebe ist wirklich aufrichtig und ernst gemeint. Ich bin mir sicher, dass es vieles gibt, was uns verbindet. Ich weiß nicht, ob du mir gegenüber etwas ähnliches empfindest. Falls ja, oder wenn du mich einfach nur kennenlernen möchtest, dann schreibe mir doch zurück; die Adresse steht auf dem Umschlag. Ansonsten vergiss diesen Brief am besten. Dann habe ich dir wenigstens dein Foto wieder zurückgegeben. Egal wie du dich jetzt entscheidest, ob du mir antwortest oder nicht, in jedem Fall werde ich dich in bester Erinnerung behalten.

Florent



Das Flüstertagebuch



[31.1.1974]

Heute ist mein elfter Geburtstag und ich habe einen Kassettenrekorder von meinen Eltern als Geschenk bekommen. Mit diesem Rekorder nehme ich jetzt mein Tagebuch auf, ein ganz besonderes Tagebuch, in dem ich über meine geheime Welt tief in mir berichte. Es ist nur für mich, niemand sonst soll es hören, und deswegen muss ich flüstern; es ist ein Flüstertagebuch. Aber zuerst: Ich wohne in Gundelfingen am Stadtrand von Freiburg und mein Name ist Hans-Joachim, aber so rufen mich nur meine Eltern, meine Tanten und Onkel und die Lehrer. In der Schule werde ich einfach nur Hans oder Hansi genannt. Das gefällt mir ganz gut, weil es so kurz ist und ohne Bindestrich. Namen mit Bindestrich finde ich blöde; ich hätte lieber einen ohne Bindestrich. Unsere Nachbarn und mein Bruder nennen mich Achim, die Freunde meines Vaters Jochen und meine Großmutter Joachim. Mein Vater hat erzählt, dass ich in einem Schweizer Krankenhaus, in dem ich als Kind war, Jean-Jacques genannt wurde. Allerdings bedeutet Jacques Jakob auf Französisch, aber wenn Joachim französisch ausgesprochen wird, klingt es so ähnlich wie Jean-Jacques. So habe ich eigentlich viele Namen, weil mir meine Eltern einen Doppelnamen gegeben haben.

Letzte Woche habe ich wieder mein Klassenzimmer nicht gefunden. Meistens finde ich es, aber manchmal auch nicht. Aber letzte Woche war es besonders blöde. Da war dieses seltsame Mädchen, das da alleine in dem Flur stand, als ich nach der richtigen Tür suchte. Ich sagte ihr, dass ich mein Klassenzimmer nicht finde, und sie sagte, „Das ist Schicksal“. Was meinte sie damit? Es klingt so wichtig, als ob es irgendetwas besonderes bedeutet, dass ich meine Klasse nicht finden konnte. Am liebsten wäre ich wieder nach Hause gegangen, aber das konnte nicht machen; ich darf ja nicht einfach fehlen. Ich habe dann irgendeine Tür geöffnet. Da saßen die Schüler und schauten mich alle an, die Lehrerin auch. Ich konnte überhaupt nicht erkennen, ob das jetzt meine Klasse war oder nicht; das hat alles so fremd ausgesehen. Dann habe ich Angst bekommen und bin ohne nachzudenken an der Lehrerin vorbei zum Fenster gerannt und habe mich hinter dem Vorhang versteckt, obwohl ich weiß, dass dieser Trick nicht mehr funktioniert. Früher ging das noch so: Wenn es blöde wurde, konnte ich mich einfach irgendwo verstecken, hinter einer Tür oder auch einem Vorhang. Und dann war ich weg, einfach weg, und später bin ich dann woanders wieder aufgetaucht. Aber jetzt funktioniert das nicht mehr, jetzt verschwin-

de ich nicht mehr, wenn ich mich verstecke. Die Lehrerin zog mich hinter dem Vorhang hervor und die Klasse brüllte vor Lachen. Sie hat dann zu meinem Platz geschoben; offensichtlich war es das richtige Klassenzimmer. Die anderen Schüler konnten gar nicht mehr aufhören mit Lachen. Am liebsten wäre ich wirklich verschwunden, meinetwegen auch für immer, aber ich musste bleiben und mich auslachen lassen.

Die Schule ist eine neue Schule, ein Gymnasium; da bin ich seit den Sommerferien. Es ist aber nicht das richtige Gymnasium, denn das richtige Gymnasium ist noch gar nicht fertig gebaut. Es ist ein Ersatzgymnasium und deswegen ist es auch nicht in Gundelfingen sondern in Freiburg. Um dorthin zu kommen, muss ich mit dem Bus und der Straßenbahn fahren; das ist der leichteste Teil des Schulwegs. An der Straßenbahnhaltestelle dann in die Straßen einzutauchen um am Ende vor dem Schulgebäude wieder aufzutauchen, ist schon schwieriger, weil ich mich in Freiburg nicht gut auskenne. Ich liebe es, durch die Straßen zu tauchen; oft tauche ich dann an einer Stelle auf, mit der gar nicht gerechnet habe. So entdecke ich Stück für Stück die Welt in der ich lebe. Es ist eine Welt aus lauter kleinen Flecken, zwischen denen ich durchtauchen kann; Flecken, die auf wundersame Weise miteinander verbunden sind. Ich kann mich noch gut an den ersten Schultag in dem Ersatzgymnasium erinnern. In den Sommerferien habe ich den Weg zur Schule geübt, damit ich mich nicht verlaufe; den kannte ich deswegen schon gut. Aber der schwierigste Teil ist die Schule selbst. Am Anfang hatte ich immer Angst vor dem Gebäude und stand eine ganze Weile davor, bis ich mich überwinden konnte, durch die große Eingangstür zu gehen. Innen befindet sich ein unüberschaubares Labyrinth aus Gängen und Treppen. In meiner alten Schule, der Grundschule, gab es einen langen Flur auf jedem Stockwerk, von dem die Klassenzimmer abgingen. Hier gibt es aber viele Flure; die ganze Schule scheint hauptsächlich aus Fluren zu bestehen. Auch hier gehen überall Türen ab, aber welches ist die zu meinem Klassenzimmer? Ratlos stand ich da und beobachtete, wie die anderen Kinder eins nach dem anderen hinter einer der vielen Türen verschwinden. Schließlich war ich alleine in dem labyrinthischen Flur. Plötzlich ging eine Tür auf, „Hans-Joachim, der Unterricht hat angefangen, willst du nicht reinkommen?“ Ich folgte der Lehrerin in das Klassenzimmer. „Setz dich da an deinen Platz“, sagte sie und zeigte auf einen Tisch. Die Schüler kamen mir alle fremd vor, genauso wie die Lehrerin. Woher kannte sie überhaupt meinen Namen? Woher wusste sie,

dass ich in diese Klasse gehöre? Vor allen Dingen wissen offenbar alle Kinder, wo sie hingehören, nur ich nicht. Warum?

Ich habe bis heute nicht herausfinden können, woran ich die Klasse, in die ich gehöre, erkennen kann. Eigentlich müssten meine Klassenkameraden auch in der Grundschulklasse gewesen sein, zumindest die meisten von ihnen, aber ich kann keinen einzigen wiedererkennen. Ihre Gesichter sind unscharf, wie verschwommen. Alles andere kann ich aber gut erkennen, es sieht alles scharf aus, vielleicht ein bisschen unscharf, aber auf jeden Fall scharf genug, um es wiedererkennen zu können. Nicht aber Gesichter; die sind so unscharf, dass ich nichts in ihnen erkennen kann, gar nichts; sie sehen alle gleich aus. Schlimm ist auch diese Pausenklingel, so laut und schrill; es ist ein unbeschreiblicher Lärm, der den Raum zum Beginn und zum Ende jeder Schulstunde überflutet. Nach dem Unterricht springen alle auf und rennen wild durch das Zimmer und hinaus in den Flur. Warum machen die so etwas? Ich warte immer, bis der Lärm und der allgemeine Aufruhr sich etwas gelegt hat, bevor ich aufstehe; dann gehe ich zum Fenster und schaue auf den Schulhof, bis der Unterricht wieder weitergeht. Am besten wäre, wenn es keine Pausen gäbe, dann bräuchte man auch keine Pausenklingel. In der großen Pause darf ich aber nicht im Klassenzimmer bleiben, sondern muss wie die anderen Schüler auf den Pausenhof gehen. Ich hasse es; die vielen Kinder, die auf dem Schulhof herumlaufen, bringen mich völlig durcheinander, sie töten meinen Geist und nach der Pause kann ich kaum mehr einen klaren Gedanken fassen. Ich weiß auch überhaupt nicht, was ich da tun soll; es ist doch vollkommen sinnlos, mitten in dieser grölenden Masse herumzustehen. Die neue Schule wird mir immer fremd bleiben; mir kommt es so vor, als würde ich jeden Tag in eine andere Schule gehen mit anderen Klassenzimmern, anderen Lehrern und anderen Klassenkameraden. Dabei sind in meiner Klasse jetzt nur halb so viele Schüler wie früher in der Grundschule, aber trotzdem ist das alles noch lauter und noch unübersichtlicher. Das liegt wohl auch daran, dass die Schule größer ist.

Letzte Woche ist noch etwas blödes passiert. Meine Mutter hat den Bademantelgürtel in meinem Bett gefunden, zu einer Schlinge zusammengeknotet. „Wie kommt der denn hierhin?“, hat sie mich gefragt. Was hätte ich antworten sollen? Natürlich habe ich den Gürtel mit ins Bett genommen und die Schlinge geknotet, um mich dann selbst zu fesseln. Aber warum? Ich habe mir noch nie die Frage gestellt; ich habe es einfach gemacht. Ich mache es schon ziemlich lan-

ge, seit wir umgezogen sind, das ist über zwei Jahre her, fast zweieinhalb Jahre. Seitdem bekomme ich immer wieder diese Platz-Gefühle, da fühlt sich alles so an, als würde es gleich platzen. Als würde gleich meine Haut aufreißen und mein Inneres herausquellen. Zuerst habe ich herausgefunden, dass es hilft, wenn ich mich zwischen Möbeln einklemme, zwischen dem Sofa und der Wand oder in dem Spalt zwischen dem Wohnzimmerschrank und der Wand. Dann hörten diese Gefühle auf und kamen auch eine ganze Weile nicht wieder. Noch viel besser hilft es, die Hände gefesselt zu haben, am besten auf den Rücken; das habe ich auch schnell herausgefunden. Den Bademantelgürtel kann ich so zusammen knoten, dass ich meine Hände auf dem Rücken in der Schlinge verdrehen kann und es sich anfühlt wie richtig gefesselt zu sein. Wenn ich ein oder zwei Mal in der Woche abends so eine Weile gefesselt bin, habe ich keine Platz-Gefühle mehr. Ich habe früher nie darüber nachgedacht, aber jetzt denke ich darüber nach, weil meine Mutter den Gürtel gefunden hat. Wenn ich darüber nachdenke, kommt es mir schon merkwürdig vor. Noch merkwürdiger ist, was mir letzten Sommer passiert ist. Da lag ich wieder gefesselt abends im Bett und mein Glied drückte nach einer Weile gegen die Bettdecke. Das kommt manchmal vor, jedes zweite oder dritte Mal vielleicht. Eigentlich ein gutes Zeichen, denn dann fühle ich mich danach noch besser und entspannter. Aber diesmal fühlte es sich plötzlich an, als würde ich wirklich aufplatzen und ich musste zucken und fing an zu schwitzen. Das hörte dann mit einem Mal auf und mein Glied drückte auch nicht mehr. Dafür war es feucht; eine zähflüssige Masse, die da herauskam und nach Seife schmeckte. Ich fühlte mich so gut und entspannt wie noch nie und das gute Gefühl hielt gleich mehrere Tage an. Seitdem habe ich es noch ein paar Mal so erlebt; das letzte Mal am Abend, bevor meine Mutter den Gürtel gefunden hat.

Wenn ich so darüber nachdenke, ist mein Leben ziemlich merkwürdig. Früher habe ich nie darüber nachgedacht, aber jetzt tue ich es. Warum denke ich jetzt über mein Leben nach und habe den Eindruck, dass das alles so eigenartig ist? Warum habe ich früher nicht darüber nachgedacht? Es fühlt sich so an, als ob sich irgendetwas verändert; ich spüre es deutlich. Doch was verändert sich? Was hat das Mädchen damit gemeint, „Das ist Schicksal“, was soll das bedeuten? Hat das mit den Veränderungen zu tun und, wenn ja, woher wusste das Mädchen davon? Manchmal habe ich Angst vor dem, was kommt. Ich kann die Veränderung sehen; früher habe ich nie eine Veränderung sehen können, jetzt

kann ich sie sehen. Manchmal kann ich den nächsten Tag sehen, dann das nächste Jahr, sogar das nächste Jahrzehnt und dann das Ende. Dann bekomme ich Angst.

[1.4.1974]

Heute musste ich nachsitzen; das war wieder so eine blöde Geschichte. Ich weiß nicht, warum mir ständig so etwas passiert. Das war doch früher nicht so, oder doch? Ich kann mich nicht so genau erinnern. Die Geschichte heute hat schon letzte Woche angefangen, als wir in den Biologieraum gingen, weil der Lehrer dort einen Film zeigen wollte. Es war das erste Mal, dass wir in dem Biologieraum waren. Weil ich auf den Film richtig gespannt war, setzte ich mich ganz nach vorne. Da sagte der Klassenkamerad, der neben mir saß, „Ich will nicht neben dir sitzen, Setz dich woanders hin!“ Ich wusste überhaupt nicht, was ich tun sollte. Er forderte mich nochmal auf, mich woanders hinzusetzen, aber ich reagierte nicht, weil ich nicht wusste wie. Sollte ich aufstehen und mir einen anderen Platz suchen oder sitzen bleiben? Er darf mir das schließlich nicht verbieten, vorne zu sitzen, oder doch? Er war mir bis zu dem Tag noch gar nicht aufgefallen, obwohl er größer und stärker ist als alle anderen Jungs in der Klasse. Plötzlich packte er meine Handgelenke und drehte sie mir auf den Rücken. Dabei drückte er sie so fest zusammen, dass es richtig weh tat. Er zog meine Arme kräftig nach oben, sodass ich mich nach vorne beugen musste. „Lass ihn los, Sascha, du tust ihm doch weh“, sagte einer der anderen Jungs. Dann stand er auf und zog mich mit den Armen auf dem Rücken vom Stuhl nach oben. So schob er mich durch den Raum bis zum hinteren Ende. Die Arme hat er dabei so weit nach oben gezogen, dass ich gar nicht richtig laufen konnte. Er ließ mich schließlich los und holte meinen Schulranzen, den er mir dann vor die Füße warf. So musste ich den Film von ganz hinten ansehen.

Richtig komisch war aber, dass ich dabei spürte, wie mein Glied in der Hose drückte. Hoffentlich hat das keiner in der Klasse bemerkt. Es drückte, bis der Film zu ende war, von dem ich überhaupt nichts mitbekommen habe. Die Arme so fest auf dem Rücken zusammengedrückt zu bekommen, tat zwar weh, aber fühlte sich trotzdem irgendwie gut an. Ich musste die ganze Zeit daran denken, wie es gewesen wäre, wenn er sie mir auf dem Rücken zusammengebunden hätte, und schon bei dem Gedanken drückte mein Glied ganz schön. Abends habe ich mich wieder mit dem Bademantelgürtel gefesselt. Das habe ich schon

lange nicht mehr getan, seit meine Mutter den Gürtel gefunden hatte nicht mehr. In meinen Gedanken hörte ich dann Sascha sagen, „Ich finde dich richtig blöde und weil du so blöde bist, binde ich dir die Hände auf den Rücken. Ich binde sie erst wieder los, wenn der Film zu ende ist.“ Mein Glied drückte so kräftig gegen die Bettdecke wie noch nie; ich fing an, am ganzen Körper zu zittern und dann kam wieder diese zähflüssige Masse heraus, richtig viel diesmal.

Am Wochenende habe ich gemalt, den ganzen Samstag und Sonntag habe ich an dem Bild gearbeitet. Es ist eine Hausaufgabe gewesen, nämlich Skylla und Charybdis zu malen wie sie die Meerenge von Messina bewachen. Das Bild wurde richtig gut. Es hat wie ein richtiges Gemälde ausgesehen; ich habe gar nicht gewusst, dass ich so gut malen kann. Heute sollten wir unsere Bilder zeigen und ich hatte es heute morgen zusammengerollt mitgenommen. Es war viel zu groß für den Schulranzen. Im Bus stand aber plötzlich Sascha vor mir und sagte, „Du sitzt auf meinem Platz.“ Ich wusste gar nicht, dass im Bus die Plätze für einzelne Schüler reserviert sind. „Du bist mir ständig im Weg, mach dass du hier verschwindest“, sagte er so laut, dass es alle im Bus hören konnten. Ich überlegte mir noch, ob er mir gleich wieder die Hände auf den Rücken dreht, dann packte er mich an meiner Jacke und zog mich hoch. Er schubste mich durch den ganzen Bus und so auf einen anderen Sitz, dass ich dann auf dem zusammengerollten Bild saß. Es war völlig zerknittert.

Montags haben wir in den ersten beiden Stunden immer Sport und gehen vorher immer in das Klassenzimmer, um unsere Sachen dort abzulegen; bis auf die Sportsachen, die nehmen wir mit zur Turnhalle. Ich war richtig wütend wegen dem Bild und habe heute morgen einen Plan geschmiedet, diesen Sascha zu ärgern und vor der ganzen Klasse bloßzustellen. Ich habe gewartet, bis ich alleine in dem Klassenzimmer war und dann die Tafel aufgeklappt. Die war vollgeschrieben; ich dachte jemand hat vergessen, sie zu wischen. In der Mitte habe ich dann einen Platz frei gewischt und ein richtig hässliches Gesicht gezeichnet. Darunter habe ich geschrieben, „Sascha ist doof“. Nach dem Sport hatten wir Deutschunterricht. Ich war richtig gespannt, denn ich wollte das Gesicht sehen, wenn Sascha die Zeichnung sieht. Dann kam die Lehrerin und klappte die Tafel auf. „Das ist ja gemein“, rief sie, „Den ganzen Nachmittag habe ich gestern an dem Tafelbild gearbeitet und jetzt ist alles zerstört. Wer hat denn so etwas gemacht?“ Dann meldete sich Sascha und sagte, „Das war der Hans-Joachim“. „So etwas gemeines“, sagte sie, „Warum hast du das ge-

macht?“ Ich konnte nichts dazu sagen. Dafür musste ich heute nachsitzen und eine Stunde lang einen Text aus einem Buch abschreiben. Schlimmer ist aber, dass die Lehrerin mein Bild gar nicht sehen wollte. Alle Bilder hat sie sich angesehen nur meines nicht. Es war aber ohnehin zerknittert.

Am Nachmittag habe ich dann heftige Bauchschmerzen bekommen; sie waren so heftig, dass ich bestimmt eine Stunde auf dem Bett lag, weil die Schmerzen so stark gewesen sind. Alles hat sich verkrampft; es hat sich angefühlt, als müsste ich auf die Toilette, aber es kam nichts. Dann plötzlich drückte es doch heraus; ich habe es gerade noch rechtzeitig geschafft, bevor der Durchfall kam. Als es endlich vorbei war, war das Klo überall vollgespritzt und ich musste es sauber machen, damit es meine Eltern nicht sehen. Hinterher bin ich richtig erschöpft gewesen.

Nächste Woche fangen zum Glück die Osterferien an. Ich hasse die Schule, weil ich da ständig solche blöden Sachen erlebe. Ganz besonders schlimm ist der Sport. Wenn dort die Fußballmannschaften ausgewählt werden, bin ich immer der, der am Ende überbleibt. Die Mannschaften würden am liebsten ohne mich spielen, aber der Lehrer bestimmt dann eine Mannschaft, die mich aufnehmen muss. Aber auch die anderen Sportarten sind nicht besser. Beim Bockspringen bin ich der einzige in der Klasse, der es nicht kann. Ich bin „wie ein nasser Sack“, hat der Lehrer neulich gemeint. Dabei möchte ich es wirklich schaffen und strenge mich richtig an, aber es klappt nicht. Die anderen können einfach darüber springen oder eine Rolle über den Kasten machen, aber ich kann es einfach nicht. In den Osterferien habe ich viel Zeit, um Gitarre zu spielen. Es fühlt sich gut an, einen Ton zu spielen und ihm nachzuhören, bis er völlig abgeklungen ist und danach einen zweiten Ton dazu zu spielen. Töne und Zahlen haben viel miteinander zu tun. Ich denke manchmal, Töne sind Zahlen, klingende Zahlen. Wenn die Töne ein Verhältnis 1:2 haben, klingen sie am längsten. Dann kommt 3:2 und dann 4:3. Aber es gibt auch Töne mit anderen Zahlenverhältnissen, die dann nicht so lange klingen aber dafür sehr geheimnisvoll sind. Ganz besonders mag ich das Verhältnis zwischen 3:2 und 4:3, also 17:12. Das klingt richtig geheimnisvoll, das ist mein Klang.

[11.6.1974]

Heute stand ich wieder in der großen Pause auf dem Schulhof und schaute den Kindern zu, wie sie dort herumtoben. Plötzlich ist mir dann ein Schüler auf-

gefallen, der auch einfach nur dastand und die anderen Schüler beobachtet hat. Immer wieder musste ich in seine Richtung sehen; irgendetwas besonderes war mit ihm, aber ich konnte es zuerst nicht erkennen, was es war. Dann war endlich die Klingel zu hören und die Pause zu ende. Ich ging zum Eingang und mit einem Mal stand ein anderer Schüler dicht vor mir; fast wäre ich mit ihm zusammengestoßen. Wir standen eine ganze Weile dicht voreinander. Der Schüler hatte keine Jacke an, obwohl es über das Wochenende ziemlich kalt geworden ist. Letzte Woche bin ich noch nur im Hemd in die Schule gegangen, aber diese Woche musste ich meine dicke Jacke anziehen. Ich stand eine ganze Weile vor dem Schüler, bis ich plötzlich gemerkt habe, dass es dieser Junge ist, der mir kurz vorher aufgefallen war. Und dann konnte ich ihn auf ein Mal deutlich erkennen, vor allen Dingen sein Gesicht, klar und deutlich. Noch nie habe ich so klar und deutlich ein Gesicht gesehen. Es ist das erste Gesicht, das nicht verschwommen und wie in einen Nebel gehüllt ist. Ich habe es immer noch klar und deutlich vor Augen, es wirkt völlig unnatürlich, richtig geheimnisvoll, so scharf, klar und ohne Nebel. Ich habe mir dieses Gesicht genau angesehen und plötzlich ist mir aufgefallen, dass der Junge einen Rollkragenpull-over unter seinem Hemd anhatte; ein helles kariertes Hemd in Blautönen und ein dunkelblauer Rollkragenpullover. Das ist sehr ungewöhnlich; normalerweise wird ein Hemd unter einem Pullover getragen, höchstens mit einem Unterhemd darunter. Doch dieser Junge trug einen richtigen Pullover unter dem Hemd, sogar einen Rollkragenpullover; was eigentlich nach Innen gehört, trägt er außen. Der Junge sagte, „Hallo“, doch ich war unfähig zu antworten; zu viele Gedanken, die mir gleichzeitig durch den Kopf gingen. Schließlich drehte sich der Junge um und ging ins Schulgebäude. „Das ist verkehrt herum“, musste ich immer wieder denken. Wenn ich die Augen schließe, habe ich ihn wieder deutlich vor Augen, wie er „Hallo“ sagt, sich umdreht und dann im Gebäude verschwindet.

Den ganzen Tag muss ich heute an diesen Jungen denken; vom restlichen Unterricht habe ich kaum etwas mitbekommen. Der Junge mit dem deutlichen Gesicht geht mir nicht mehr aus dem Kopf. Er ist der einzige Mensch, der wie ich ein Gesicht hat, das nicht verschwommen ist; es muss ein Mensch sein, der so wie ich ist. Allem Anschein nach der einzige Mensch, der so wie ich ist; zumindest bin ich bislang keinem anderen begegnet. Bis heute bin ich mir sicher gewesen, alleine auf dieser Welt zu sein, alleine unter Lebewesen, die mir zwar

ähnlich sehen, aber völlig anders sind, so anders, dass man es sich gar nicht vorstellen kann. Sie können unmöglich derselben Spezies angehören wie ich. Und jetzt gibt es diese Begegnung mit einem Jungen, der wie ich ist; ich muss ihn wieder treffen. Hoffentlich treffe ich ihn morgen wieder; es wird nicht schwer sein, ihn wiederzuerkennen. Nicht nur das klare Gesicht, auch das Hemd mit dem Rollkragenpullover darunter sind eindeutige Zeichen. Daran werde ich ihn erkennen.

[21.6.1974]

Jetzt ist es fast zwei Wochen her, dass ich diesen Jungen mit dem klaren Gesicht gesehen hatte. Ich habe ihn nicht mehr wieder getroffen, er war einfach nicht mehr da. In jeder großen Pause habe ich den Schulhof abgesucht; er muss doch da irgendwo sein, schließlich müssen die Schüler ja alle in der großen Pause auf den Hof, außer natürlich, es regnet, dann sind alle in der Eingangshalle. Die Schule ist ja groß, aber irgendwann hätte ich ihn doch irgendwo treffen müssen. Ist er vielleicht krank? Oder geht er vielleicht gar nicht in diese Schule, aber warum war er dann auf dem Pausenhof? War diese Begegnung vielleicht ein Traum? Ich träume ja oft, auch tagsüber; vielleicht habe ich nur von diesem Gesicht geträumt? Aber es ist so wirklich gewesen, so klar und deutlich zu erkennen, das kann kein Traum gewesen sein. Ich muss ihn unbedingt wieder treffen und dann frage ich ihn nach seinem Namen; ich muss wissen, wie er heißt. Das Schuljahr ist bald zu ende und das neue Schuljahr beginnt nach den Ferien in der neuen Schule in Gundelfingen. Dann habe ich wohl keine Chance mehr, den Jungen mit dem klaren Gesicht wieder zu treffen. Er geht mir nicht mehr aus dem Kopf und jedes Mal, wenn ich an ihn denke, habe ich den Eindruck, er hat sich ein klein wenig verändert. Und ich habe schon oft an ihn gedacht; ich denke ständig an ihn. Das klare Gesicht ist ein bisschen trüber geworden, nicht viel, aber ich bin sicher, es ist nicht mehr so scharf und deutlich wie vor zwei Wochen. Hat er wirklich einen blauen Rollkragenpullover unter seinem Hemd angehabt? Oder war der Pullover grau? Wenn ich wenigstens wüsste, wie er heißt.

Wer bist du mit dem besonderen Gesicht? Bist du einer wie ich? Wo kommen wir her und was machen wir hier, so alleine in dieser Welt? Wieso sind wir hier, weißt du das? Ich denke jeden Abend an dich, dann sehe ich dich vor mir und du streckst deine Hand aus und sagst, „Ich heiße“ – und dann bricht der Traum

ab. Ich muss deinen Namen kennen. Ich bin mir sicher, dein Name hat sieben Buchstaben, denn 7 ist eine besondere Zahl. Mein zweiter Name hat auch sieben Buchstaben, aber das weißt du bestimmt. Bitte, komm wieder.

[30.8.1974]

Jetzt sind die Ferien schon seit einer Woche vorbei und seit einer Woche bin ich in der neuen Schule. Die ist besser als die alte, viel besser. Ich kann da hinlaufen oder mit dem Fahrrad fahren und muss nicht den Bus nehmen. Vor allen Dingen finde ich da gleich das Klassenzimmer; es ist im dritten Stock ganz rechts. In den Ferien waren wir in Jugoslawien. Dort habe ich einen Jungen kennen gelernt, der Florian heißt. Was für ein toller Name, Florian, ein Name mit sieben Buchstaben. Ich möchte auch Florian heißen. Hans-Joachim mit dem Bindestrich ist irgendwie ein merkwürdiger Name; niemand hat sonst einen Namen mit Bindestrich. Aber Joachim ist in Ordnung, auch ein Name mit sieben Buchstaben; nur rufen mich alle Hansi oder Hans, bis auf meine Großmutter, die mich als einzige Joachim nennt. Ich wollte mit diesem Florian befreundet sein und habe ihm die Felsen mit den Seeigeln gezeigt und die römischen Ruinen, die man kaum sehen konnte. Aber dann war er mit anderen Kindern zusammen und ich habe ihm nur aus der Ferne beim Spielen zugesehen. Einmal hat er auf mich gezeigt und gesagt, „Mit dem kann man gar nicht spielen.“ Warum hat er das gesagt? Ich wollte doch mit ihm spielen. Irgendwann habe ich ihn gar nicht mehr getroffen, den Florian. Er ist bestimmt nicht der Richtige gewesen für eine Freundschaft. Sein Gesicht ist auch nicht scharf und außerdem spricht er so einen eigenartigen Dialekt. Es gab aber auch so viele Dinge zu entdecken, dafür brauche ich eigentlich keine Freundschaft. Am besten sind aber die Höhlen gewesen; die sind so groß, dass man mit einem Zug hineinfahren kann und voll mit Tropfsteinen, die an der Decke und auf dem Boden wachsen.

Heute muss ich wieder an den Jungen mit dem klaren Gesicht denken. Ist er der Richtige für eine Freundschaft? Bedeutet Freundschaft, dass man das Gesicht des anderen klar und deutlich erkennen kann? Bestimmt hat es damit zu tun, dass man sich nicht so fremd ist, dass man sich ähnlich ist oder sogar gleich, so wie Zwillinge. Seit ich den Jungen in der großen Pause gesehen habe, habe ich den Wunsch, ihn wieder zu treffen. Er kann mich aus meiner Einsamkeit holen, mit ihm zusammen bin ich nie wieder alleine, so wie ich jetzt

bin; jetzt bin ich immer alleine. Dass ich ihn getroffen habe, muss ein Zeichen sein, dass er wiederkommt und mit mir diese Einsamkeit überwindet. Vorher habe ich über so etwas nie nachgedacht. Ich habe nie unter meiner Einsamkeit gelitten, sie war mir noch nicht einmal aufgefallen. Es war so, wie es eben war: Ich alleine unter den mir fremden Menschen, ein Wesen, das durch einen Irrtum in diese Welt gekommen ist – wie auch immer das passieren konnte. Das war die natürliche Ordnung, in der ich lebte, ich habe sie einfach akzeptiert und auch nie hinterfragt; es war einfach so – bis ich diesem Jungen auf dem Schulhof begegnet bin. Eigentlich spielt es keine Rolle, ob es ihn wirklich gegeben hat oder ob es sich doch um einen Traum handelt. Mit dieser Begegnung ist klar geworden: Es muss jemanden in dieser fremden Welt geben, der so wie ich ist, jemanden, mit dem eine echte Begegnung möglich ist, jemanden, der mich aus meiner Isolation holt. Es ist schon merkwürdig: Früher habe ich diese Isolation nie gespürt, aber jetzt spüre ich sie deutlich, sobald andere Menschen in meiner Nähe sind: Sie ist wie eine unsichtbare Wand, die mich von allem abschottet, die ich überwinden muss – mit Hilfe des Jungen mit dem deutlichen Gesicht.

In meiner Erinnerung ist sein Gesicht schon ziemlich unscharf geworden. Ich habe zu oft daran gedacht und es zu oft vor Augen gehabt. Inzwischen hat es sich abgenutzt und ist fast so wie die anderen Gesichter auch. Aber ich werde den Jungen trotzdem erkennen können, nämlich daran, dass er sein Hemd über einem Pullover trägt. Das, was nach innen gehört, trägt er außen. Und er hat bestimmt einen Namen mit sieben Buchstaben; vielleicht heißt er ja Florian.

[20.12.1974]

Am Montag ist einer meiner Klassenkameraden in einem Hemd mit einem Pullover darunter in die Schule gekommen. Es ist das erste Mal, dass ich einen anderen Schüler gesehen habe, der ein Hemd mit einem Pullover darunter trägt. Der Klassenkamerad ist Hendrik; er wohnt in meiner Nachbarschaft und daher sind wir uns schon öfter außerhalb der Schule begegnet. Ich war sogar schon einmal bei Hendrik zu Hause; er hatte mich nach der Schule gefragt, ob ich nachmittags zu ihm kommen möchte. Das war im letzten Schuljahr und ich kann mich nicht mehr genau erinnern, was wir da zusammen gemacht haben. Der Pullover, den er unter dem Hemd trägt, ist ein Pullover mit einem Stehkragen, der vorne zugeknöpft wird. Es ist kein richtiger Rollkragenpullover, aber er

sieht fast wie einer aus. Hendrik trägt sonst immer nur ein Hemd ohne etwas darunter, noch nicht einmal ein Unterhemd, und das im Sommer wie im Winter. Warum trägt er jetzt so einen Pullover unter seinem Hemd? Er kann nicht der Junge sein, den ich vor einem halben Jahr gesehen habe; der hatte nämlich dunkle Haare und Hendriks Haare sind hellblond. Aber ist er womöglich auch ein besonderer Junge, auch einer, der so wie ich ist? Ich finde Hendrik ganz umgänglich, vor allen Dingen weil er mich schon einmal zu sich nach Hause eingeladen hat; das hat noch kein anderer meiner Klassenkameraden getan. Allerdings ist Hendriks Gesicht wie das der anderen unscharf und nebelverhangen; ich habe es mir genau angesehen. Aber er hat ein Hemd mit einem Pullover darunter an; in der ganzen Woche ist er so in die Schule gekommen. Obendrein hat er einen Namen mit sieben Buchstaben. Kann Hendrik jemand sein, der mir hilft, meine Isolation zu überwinden? Doch wie kann ich es herausfinden? Ich kann ihn ja nicht einfach fragen; wonach sollte ich ihn überhaupt fragen? Ob er auch alle Gesichter unscharf sieht so wie ich? Und wie sieht er dann mein Gesicht, auch unscharf? Ich glaube, die Kleidung ist die einzige Möglichkeit, dass wir uns erkennen können. Nach den Ferien werde ich auch einen Pullover unter dem Hemd tragen, einen Rollkragenpullover wie der Junge in der großen Pause. Wenn Hendrik wirklich so wie ich ist, muss er mich wiedererkennen. Und wenn wir uns wiedererkannt haben, dann werden wir bestimmt auch unsere Gesichter klar und deutlich sehen, so wie ich das Gesicht des Jungen vor einem halben Jahr gesehen habe.

[13.1.1975]

Letzte Woche ist meine Mutter mit mir zusammen in die Stadt gefahren, um im Winterschlussverkauf neue Kleidung zu kaufen. Ich habe eine neue Hose bekommen, eine blaue Cordhose, die um 30% reduziert war. Es gab im Kaufhaus auch einen Tisch mit Rollkragenpullovern in unterschiedlichen Farben, die alle um 50% reduziert waren. Als ich davor stand, fragte mich meine Mutter, ob ich einen davon haben möchte. „Dann hast du einen zum Wechseln. Das sieht ja ganz schick aus mit einem Wollpullover darüber und du hast doch so schöne Wollpullover. Mit so einem Unterziehpullover drunter kratzen sie auch nicht.“ Ich habe mir einen dunkelblauen ausgesucht, der so ähnlich aussieht wie der, den der Junge in der großen Pause anhatte. Jetzt habe ich nicht nur eine neue Hose, sondern auch einen zweiten Rollkragenpullover zusätzlich zu meinem hellblauen.

Heute Morgen habe ich ihn zum ersten Mal angezogen zusammen mit der neuen Cordhose und meinem graublauen Hemd. Zuerst hat es sich etwas merkwürdig angefühlt, einen Pullover unter dem Hemd zu tragen, aber es sieht richtig gut aus, finde ich. Wenn ich mich im Spiegel sehe, kommt es mir vor, als würde der Junge mit dem faszinierenden Gesicht. Normalerweise finde ich es immer ziemlich merkwürdig, mich in einem Spiegel zu sehen, aber der Junge mit dem Hemd und dem Rollkragenpullover gefällt mir. Diese Kombination passt zu mir; es sieht ziemlich stark aus. Meine Mutter hat aber gleich protestiert, als ich zum Frühstück kam. „Wie hast du dich denn angezogen? Willst du ernsthaft so in die Schule gehen?“, fragte sie, „Zieh den Rollkragenpullover aus. Das Hemd kannst du ja mit einem Wollpullover drüber tragen, wenn dir kalt ist.“ Doch ich habe einfach widersprochen und gesagt, dass ich es so tragen möchte, mit dem Rollkragenpullover. „Dann brauchst du dich nicht wundern, wenn dich die anderen in der Schule komisch finden“, sagte meine Mutter. Aber ich glaube nicht, dass mich meine Klassenkameraden komisch finden, weil ich einen Rollkragenpullover unter dem Hemd trage. Es ist vielleicht ein bisschen unüblich, aber ich finde, es passt gut zusammen. Dieser Junge hatte es ja auch so angehabt und ich möchte so sein wie er. Beim Mittagessen hat mir meine Mutter erklärt, dass Rollkragenpullover unter einem Pullover oder einem Pullunder getragen werden, genauso wie Hemden. „Unter einem Hemd trägt man höchstens ein Unterhemd“, hat sie gesagt, „Man trägt ja auch keine zwei Hemden übereinander. Wo kämen wir denn hin, wenn alle anziehen, was ihnen gerade einfällt?“ Egal; morgen ziehe ich mich wieder so an.

[3.2.1975]

Heute ist Hendrik wieder mit einem Pullover unter seinem Hemd in die Schule gekommen; diesmal sogar mit einem richtigen Rollkragenpullover. Bis letzte Woche habe ich meinen neuen Rollkragenpullover unter dem Hemd angehabt, aber Hendrik hat wie gewohnt immer nur ein Hemd getragen. Heute habe ich wieder wie vor den Ferien ein Hemd mit einem Pullover darüber getragen, aber dafür hat Hendrik einen Rollkragenpullover unter dem Hemd getragen. Was soll das bedeuten? Ist es vielleicht ein Test; vielleicht, um zu sehen, wie ich darauf reagiere? Auf dem Weg nach Hause ist mir auf jeden Fall klar geworden, dass ich darauf reagieren muss; irgendetwas muss es bedeuten. Gleich nach dem Mittagessen habe ich mir einen Rollkragenpullover unter das Hemd gezogen und bin zu Hendrik gegangen; einfach so. Ich bin noch nie einfach so

bei einem Klassenkameraden gewesen, ohne dass ich eingeladen wurde. Hendrik war zu Hause und hat sich scheinbar auch über den Besuch gefreut; das hat er zumindest gesagt. Aber was soll ich mit ihm anfangen? Worüber soll ich reden? Wir sind eine ganze Weile auf dem Sofa im Wohnzimmer gesessen und haben kein Wort miteinander geredet. Offensichtlich hat Hendrik auch nicht gewusst, was er sagen soll. Dann hat er den Fernseher einschaltet, seine Schulsachen geholt und Hausaufgaben gemacht; vor dem Fernseher. Ich mache meine Hausaufgaben nie vor dem Fernseher. Von dem Fernsehprogramm habe ich nicht viel mitbekommen; ständig musste ich zu Hendrik hinübersehen. Aber ich habe nichts besonderes gespürt; auch sein Gesicht ist wie immer gewesen. Es ist auf jeden Fall nicht so wie bei dem Jungen, den ich auf dem Schulhof gesehen hatte, nicht klar und auch nicht besonders. Das Einzige, was passt, ist dass Hendrik einen Rollkragenpullover unter seinem Hemd trägt. Ich bin bis zur Abendessenszeit bei ihm geblieben. Der Besuch ist ziemlich ernüchternd gewesen; immerhin weiß ich jetzt, dass Hendrik nicht der Junge ist, der mich aus meiner Einsamkeit holen wird.

Letzten Samstag habe ich eine Geburtstagsparty gegeben. Fast die ganze Klasse ist dagewesen. Wir haben Schallplatten gehört und getanzt. Zum Geburtstag habe ich meine erste Schallplatte bekommen, „Deep Purple in Rock“, das fetzt richtig. Als ich die am Samstag aufgelegt hatte, haben ein paar von den Jungs so wild getanzt, dass sie ein paar mal gegen die Möbel gestoßen und dabei umgefallen sind. Für mich war diese Party aber eher blöde. Ich habe nicht gewusst, was ich tun soll, so wie vorhin bei Hendrik. Alles fühlte sich so weit weg an. Ich habe zugeschaut, wie alle tanzten, lachten und redeten, und es fühlte sich wieder an, als wenn eine unsichtbare Wand zwischen mir und den anderen wäre. Bei dieser Party ist es besonders schlimm gewesen; so schlimm, dass ich geweint habe, nachdem alle weg waren. Was ist das für ein blödes Leben. Soll das jetzt immer so bleiben?

Mir ist klargeworden, dass ich eigentlich unbemerkt einen unvorstellbaren Wandel erlebt habe. Mein Leben, bevor ich den Jungen mit dem klaren Gesicht gesehen hatte, war ein vollkommen anderes als mein jetziges Leben. Ich habe noch nie so darüber nachgedacht, aber ich lebe jetzt in einer völlig anderen Welt. Heute Abend habe ich mich wieder in dem großen Spiegel im Flur angeschaut, während meine Eltern im Wohnzimmer ferngesehen haben. Im Spiegel habe ich einen Jungen gesehen in einem blau-karierten Hemd über einem dun-

kelblauen Rollkragenpullover. Ich konnte das Gesicht gar nicht klar erkennen; wenn ich genau hingesehen habe, hat sich so ein Nebel darüber gelegt. Es wirkt ähnlich verschwommen wie das der anderen Menschen. Auch das Gesicht des Jungen auf dem Schulhof ist inzwischen völlig verschwommen. Alle Gesichter sind jetzt verschwommen, es gibt in meinem Leben keine Gesichter mehr. Es gibt keine Hoffnung; oder doch? Wahrscheinlich war das alles nur ein Traum. Wenn es aber wirklich nur ein Traum war, stellt sich die Frage, wie es kommen konnte, dass der Junge diese besondere Kleidung trug, das Hemd mit dem Pullover darunter, genauso wie ich jetzt. Es muss diese Begegnung gegeben haben; so etwas kann kein Traum sein. Das war ja gerade das Besondere daran, dass da draußen plötzlich jemand auftauchte, der mir für einen Moment nahe war; was niemand sonst sein kann, mir nahe sein. Auch der Junge im Spiegel ist unendlich weit entfernt und wirkt so eigenartig fremd. Der Blick starr; er versucht zu lächeln, aber was ich sehe, ist eine groteske Grimasse, so wie ich es schon einmal in einem Stummfilm gesehen habe. Vor der Begegnung mit dem Jungen war ich eins mit seiner Welt; meine Welt war wie ein buntes Kaleidoskop, Träume, Phantasien und Wirklichkeit in einer sich ständig ändernden Collage vereinigt und ich ein Teil davon, bunt und in ständiger Bewegung, in ständiger Veränderung. Dagegen hat die Welt jetzt eine klare Ordnung, Träume und Wirklichkeit sind voneinander getrennt und die Dinge sind da, wo er sie hingehören. Aber diese Ordnung bedeutet offenbar auch Isolation, diese unüberwindbare Distanz zu allem, vor allen Dingen zu den Menschen. Das Einzige, was mir nahe ist, sind Zahlen und Buchstaben. Früher ist mir diese Distanz nie aufgefallen; jetzt spüre ich sie deutlich, ganz besonders nach diesem Nachmittag bei Hendrik. Während ich mein Bild im Spiegel beobachtet habe, ist dann noch meine Mutter aus dem Wohnzimmer gekommen und hat mich gefragt, was ich da tue. „Findest du wirklich, das sieht gut aus?“, hat sie gefragt, „So ein Rollkragenpullover gehört wirklich nicht unter ein Hemd. Du bist doch der Einzige im Dorf, der so herumläuft. Warum ziehst du nicht einen deiner schönen Wollpullover drüber? Das sieht doch gut aus.“ Vielleicht hat sie ja recht: Hemden werden unter einem Pullover getragen und nicht darüber.

[6.4.1975]

Heute Nachmittag bin ich von der Pfadfinderfahrt aus der Schweiz zurückgekommen. Insgesamt waren wir zehn Tage in Kandersteg. Bevor es losging, hatte ich richtig Angst, weil ich die anderen Pfadfinder gar nicht kenne, ich mei-

ne, nicht richtig kenne. Ich bin ja schon öfter bei diesen Pfadfindertreffen gewesen, aber als es losging, konnte ich keinen einzigen wiedererkennen. Zum Glück ist aber mein Vater dabei gewesen, als Pfadfinderleiter; deswegen bin ich ja mitgefahren, weil mein Vater eine Pfadfindergruppe leitet. Aber die Fahrt war gut. Die Pfadfinder waren wirklich nett zu mir; ich wurde kein einziges Mal geärgert. Und es war interessant; die hohen Berge und die Bergseen gefallen mir richtig gut. Interessanterweise kann man alles unter einem Pfadfinderhemd tragen, nicht nur Rollkragenpullover, sondern auch andere Pullover oder Hemden. Einer der Pfadfinder hatte sogar ein Hemd und einen Pullover unter dem Pfadfinderhemd an. Leider habe ich kein Pfadfinderhemd; dafür müsste ich ein Pfadfinder werden und ich glaube nicht, dass das klappt. Ich weiß ja nicht einmal, wie man Pfadfinder wird, obwohl ich schon öfter bei den Treffen gewesen bin. Die Fahrt fing richtig spannend an, denn am zweiten Tag machten wir ein Geländespiel. Eigentlich ein einfaches Spiel: Die Pfadfinder bildeten mehrere Mannschaften und liefen dann alle in den Wald, wo sie bestimmte Stellen finden und Rätsel lösen mussten. Sie durften Pfadfinder aus anderen Mannschaften fangen und zum Lagerplatz bringen, damit sie nicht mehr mitspielen können; wer versuchte zu fliehen, durfte gefesselt werden. Es ging sehr schnell, bis ich gefangen wurde. Ich versuchte zu fliehen, aber die Pfadfinder hielten mich so fest, dass ich keine Chance hatte; deswegen wurde ich nicht festgebunden. Die Vorstellung, gefesselt zu werden, finde ich richtig aufregend, richtig gefesselt, sodass ich mich nicht selbst befreien kann. Am Lagerplatz war mein Vater und er sagte, dass die Pfadfinder mich wieder laufen lassen sollen. Ich bin dann mit zwei Pfadfindern aus meiner Gruppe zusammen gewesen, die aufpassten, dass ich nicht nochmal gefangen wurde.

Am Ende gab es einige gefangene Pfadfinder, aber nur einer von ihnen war gefesselt; er hatte die Hände auf den Rücken gebunden bekommen. Ich musste die ganze Zeit zu ihm hinsehen, bis er losgebunden wurde. Während ich ihn beobachtete, fühlte es sich so an, als würde ich an seiner Stelle sitzen und die Hände auf den Rücken gebunden haben. Ich hielt meine Hände auf den Rücken, um genau zu spüren, wie es sich anfühlte. Und wieder drückte mein Glied. Abends im Zelt, als ich darüber nachdachte und mich selbst in Gedanken gefesselt auf der Bank sitzen sah, war es so stark, dass wieder diese Flüssigkeit herauskam. Leider wurde das Spiel nicht noch einmal gespielt. Hat sich dieser Junge auch so gefühlt wie ich? Drückte sein Glied auch, während er auf

der Bank saß und darauf wartete, wieder losgebunden zu werden? Wahrscheinlich nicht; ziemlich sicher nicht. Wenn es sich für die anderen so anfühlen würde wie für mich, dann würden sie sich sicher öfters fesseln und es hätte nicht nur einer der Gefangenen die Hände auf den Rücken gebunden gehabt. Dann hätte bestimmt mal einer darüber geredet, dass es etwas besonderes ist, gefesselt zu sein. Scheinbar ist das aber nur für mich so. Die anderen finden es sicher merkwürdig, wenn jemand sich gut fühlt, wenn er gefesselt ist; da bin ich mir ganz sicher.

Ich komme mir vor wie in einer Blase, wie in einer Glaskugel, aus der heraus ich beobachte, wie sich alles nach Gesetzmäßigkeiten bewegt und verändert, die ich nicht verstehe. Wie in einem Film beobachte ich diese Welt um mich herum. Ich selbst stehe dabei still; in meiner Blase herrscht absolute Stille. Könnte ich nicht hinaussehen und die Veränderungen um mich herum beobachten, gäbe es keine Zeit. Es gäbe nur mich als stilles Abbild dieses Jungen mit dem verheißungsvoll klaren Gesicht. Seit den Weihnachtsferien ziehe ich manchmal einen Rollkragenpullover unter das Hemd, aber nicht oft; es gibt ja niemanden, der mich wiedererkennt. Kurz vor den Osterferien habe ich wieder Hendrik besucht. Ich dachte, dass ich vielleicht diesmal einen Schritt weiter komme, heraus aus meiner Isolation. Aber es war wie beim ersten Mal. Hendrik hatte wieder seinen Pullover mit dem geknöpften Stehkragen unter seinem Hemd an; seit langem mal wieder. Er trägt nach wie vor nur selten einen Pullover unter dem Hemd, auch nicht, wenn es kalt ist. Die Kälte kann nicht der Grund sein, dass er sich einen Pullover unter das Hemd zieht, aber was ist dann der Grund? Ich möchte mit ihm befreundet sein, aber wie geht das? Wie schaffen es meine Klassenkameraden, miteinander befreundet zu sein? Ich kann ja sehen, wie sie in den Pausen zusammen sind, und bekomme auch mit, dass sie sich gegenseitig besuchen. Was tun sie dann? Bestimmt machen sie dann etwas zusammen oder sie reden, aber was? Ich weiß auf jeden Fall nicht, was ich tun oder reden soll. Wenn ich bei Hendrik bin, beobachte ich ihn, wie er fernsieht oder Hausaufgaben macht. Ich möchte wirklich mit ihm befreundet sein, auch wenn er nur selten einen Pullover unter seinem Hemd trägt und kein klares Gesicht hat; das ist mir egal. Ich möchte einfach mit irgendjemandem befreundet sein und Hendrik ist ein guter Kandidat dafür; zumindest hat er nichts dagegen, dass ich ihn besuche.

[27.5.1975]

Letzte Woche gab es im Biologieunterricht etwas richtig merkwürdiges, den Sexualkundeunterricht. Ich hatte zuerst keine Ahnung, was er meinte, als der Biologielehrer sagte, dass es jetzt um Sexualität geht. Er sagte auch, dass es wichtig wäre, dass wir uns damit auskennen. Dann erklärte er, es gehe darum, dass die Männer ihr Glied bei den Frauen irgendwo hineinstecken, irgendwo zwischen die Beine. Was für eine eigenartige Vorstellung. Wieso sollten Männer so etwas tun? Das tut doch weh. Mir tut es schon weh, wenn ich versuche, mir so etwas vorzustellen. Vor allen Dingen behauptete er auch, dass auf diese Weise Kinder entstehen, die dann neun Monate später geboren werden. Dann wäre ich geboren, weil mein Vater sein Glied in meine Mutter gesteckt hat? Das ist die verrückteste Theorie, von der ich etwas gehört habe. Ich bin danach zu unserer Deutschlehrerin gegangen, die ja einen ganz vernünftigen Eindruck macht, und habe sie gefragt, was sie von dieser Theorie hält. Sie hat mir keine Antwort geben können, dafür hat sie mir einen Brief an meine Eltern mitgegeben. Nachdem mein Vater den Brief gelesen hatte, fragte er mich, was denn da vorgefallen war. Ich habe ihm von dem Sexualkundeunterricht erzählt und dann ist er mit mir ins Badezimmer gegangen, um mir etwas zu zeigen. Im Badezimmer hat er seine Hose heruntergezogen, sodass sein Glied zum Vorschein kam. Es ist wirklich riesig; ich habe es zum ersten Mal gesehen. Dann hat er die Haut vorne zurückgezogen; schon vom Zusehen ist es mir wie ein Stromschlag durch den Körper geschossen. Niemals soll so etwas mit meinem Glied passieren. Ich bin dann auch weggerannt und habe mich in meinem Zimmer versteckt, damit ich so etwas nicht mit meinem Glied machen muss.

Scheinbar hat niemand Zweifel an dem, was der Biologielehrer erzählt hat; die anderen Lehrer, meine Eltern und sogar die Klassenkameraden glauben, dass es wirklich so ist. Ob die anderen Jungs das auch so machen, dass sie die Haut an ihrem Glied zurückziehen oder gar davon träumen, irgendwann einmal ihr Glied einer Frau zwischen die Beine zu stecken? Jetzt dürfen sie es ja noch nicht tun, weil sie zu jung sind, hat der Biologielehrer erzählt. Ich bin wirklich anders als die anderen, ganz anders. Ich kann mir überhaupt nicht erklären, wie ich überhaupt hierher komme. Wieso sehe ich aus wie ein Mensch, obwohl ich gar keiner bin, so wie es aussieht? Ich komme mir wirklich vor, als käme ich von einem anderen Planeten. Es muss irgendein kolossaler Irrtum gewesen sein oder ein Unfall, dass ich hier gestrandet bin. Alleine unter lauter fremden

Lebewesen. Und Hendrik? Wahrscheinlich gehört er auch zu ihnen – nur der Junge, den ich vor fast einem Jahr in der großen Pause gesehen habe, er kommt auch von woanders her. Da bin ich ganz sicher; deswegen haben wir uns erkannt, weil wir beide nicht von hier sind. Vielleicht ist er der einzige, der so wie ich ist; vielleicht sind wir zu zweit hier gestrandet und wurden als Kinder voneinander getrennt. Wir müssen uns finden.

[19.11.1975]

Ich habe jetzt schon lange nichts mehr in das Tagebuch gesprochen. Es passiert irgendwie auch nichts mehr, auf jeden Fall nichts gutes mehr. Vor Kurzem war mein Vater in der Schule wegen dem Sportunterricht; wieder einmal. Mein Sportlehrer hat gesagt, dass er beim Oberschulamt eine Eingabe machen will, damit Schüler, die im Sport so schlecht sind wie ich, kein Abitur machen können. Das war in der ganzen Schule ein Diskussionsthema, sodass jetzt nicht nur die Lehrer, sondern auch alle Schüler wissen, dass ich im Sport der schlechteste Schüler bin, den es jemals gegeben hat. Mein Vater hat es von meinem Onkel erfahren, weil das Thema sogar im Gemeinderat besprochen wurde und mein Onkel dort Abgeordneter ist. Er hat sich richtig darüber aufgeregt und gesagt, dass der Sportlehrer eigentlich ins Gefängnis gehört. Dabei möchte ich im Sport gut sein und gebe mir doch Mühe, die Übungen zu schaffen. Aber es nützt nichts: Trotzdem bin ich immer der, den niemand in der Mannschaft haben möchte und der noch nicht einmal richtig rennen oder eine Rolle machen kann, ohne zur Seite zu kippen, und das wird wohl auch so bleiben. Wenigstens darf ich trotzdem Abitur machen, weil mein Vater der Schule gedroht hat, in dieser Angelegenheit die Polizei einzuschalten.

In der letzten Zeit habe ich immer wieder diese starken Bauchschmerzen bekommen. Dabei verkrampft sich der Bauch und die Schmerzen sind so stark, dass ich denke, ich werde ohnmächtig. Aber ohnmächtig bin ich noch nicht geworden. Es drückt dann auch so, dass ich nie weiß, ob jetzt etwas kommt oder nicht; ich sitze dabei oft lange auf dem Klo und habe den Eindruck, dass mir die Schmerzen den Verstand rauben. Wenn es weniger drückt, lege ich mich ins Bett und streichle meinen Bauch. Das tut ein bisschen gut, aber nach kurzer Zeit drückt es wieder so stark, dass ich mich auf das Klo setzen muss. Irgendwann kommt es dann ganz plötzlich wie Durchfall, der richtig heraus spritzt, sodass ich das Klo immer hinterher sauber machen muss. Vor ein paar

Wochen ist es passiert, als ich gerade mit ein paar Klassenkameraden im Supermarkt einkaufen war. Ich bin dann auf das Klo dort gerannt, aber es war zu spät, es ging viel in die Hose. Das ganze Klo war verschmiert und, während ich versucht habe, alles mit Klopapier aufzuwischen, kamen die Klassenkameraden, um nachzusehen, was ich so lange auf der Supermarkttoilette machte. Als sie mich sahen, ekelten sie sich und rannten davon. Ich hatte keine Chance, das Klo wieder sauber zu bekommen und erst recht nicht meine Kleidung.

Ich möchte nicht mehr anders sein; warum kann ich nicht einfach sein wie die anderen? Ich trage meine Rollkragenpullover nicht mehr unter einem Hemd; statt dessen ziehe ich sie jetzt unter einen Pullover oder einen Pullunder, genauso wie die Hemden. Hendrik trägt auch keine Pullover mehr unter dem Hemd. Seit diesem Schuljahr trägt er überhaupt nur noch selten Hemden, sondern kommt meistens im T-Shirt in die Schule, auch jetzt, wenn es kalt ist. Ein bisschen anders ist er schon, aber nur ein bisschen, und im Sport ist er nur mittelmäßig, aber das genügt ja. Er hat trotzdem Freunde und ist in den Pausen immer mit den anderen zusammen. Irgendwie fühle ich mich auch mit ihm befreundet, aber offensichtlich weiß er nichts davon. Es ist eine stille Freundschaft, eine, die nur in meinen Gedanken stattfindet, und ich denke oft an Hendrik. Ich denke auch oft an diesen Jungen, den ich in der großen Pause getroffen habe; fast eineinhalb Jahre ist es jetzt her. Obwohl ich ihn nur einmal gesehen habe, und das höchstens ein paar Minuten lang, muss ich immer wieder an ihn denken. Auch wenn ich mich nicht mehr sein Gesicht erinnern kann und seinen Namen nicht kenne. Er hat bestimmt einen richtig guten Namen, einen mit sieben Buchstaben, so wie Florian; das ist ein richtig guter Name.

Seit diesem Schuljahr bin ich in der Redaktion der Schülerzeitung. Unsere Deutschlehrerin hat mich gefragt, ob ich nicht dabei sein möchte. Die meisten Schüler in der Schülerzeitung kommen aus meiner Klasse, aber es sind auch ein paar aus anderen Klassen dabei. Ich habe sogar schon einen Artikel geschrieben, der in der letzten Ausgabe veröffentlicht wurde; den ersten Teil einer Gitarrenschule, damit auch andere Gitarre lernen können. Sonst fertige ich Zeichnungen an, die für die Werbeanzeigen verwendet werden können. Die sind sehr wichtig, denn dafür bekommt die Schülerzeitung das Geld, mit dem sie die Ausgaben drucken lassen kann. Die Deutschlehrerin ist eigentlich sehr nett; ich glaube, sie versteht mich ein bisschen. Aber letzte Woche hat sie etwas komisches gesagt. Sie hat mich mit ins Lehrerzimmer genommen und ge-

fragt, was mit mir los sei. Was sollte ich dazu sagen? Hätte ich ihr das alles erzählen sollen, von dem Jungen mit dem Rollkragenpullover unter dem Hemd, den Treffen mit Hendrik und dem Sexualkundeunterricht? Hätte ich ihr das mit dem Fesseln erzählen sollen, und dass manchmal so eine Flüssigkeit aus meinem Glied kommt, die kein Urin ist? Ich habe versucht, ihr etwas zu erklären, denn sie möchte mich ja verstehen. Dann sagte sie, ich sollte am besten mal zu einem Psychologen gehen. Sie erklärte mir, dass es Kinder gibt, die schizophren sind, und dass ich so ein Kind sein könnte. Was soll das bedeuten? In einem Psychologiebuch habe ich gelesen, dass schizophren bedeutet, dass man Dinge sieht oder hört, die es gar nicht gibt. Aber das ist nicht so. Das, was ich sehe und höre, das gibt es auch; so wie diesen Jungen. Es kann gar nicht sein, dass es ihn nicht gibt, denn dann gäbe es auch keine Hoffnung mehr, dann würde ich bis zu meinem Lebensende einsam bleiben; ein fremdes Lebewesen ganz alleine unter den Menschen. Warum sagt die Lehrerin so etwas?

[26.12.1975]

Vor Kurzem habe ich im aktuellen Herbst- und Winterkatalog einen Jungen entdeckt, der ein dickes, braunes Flanellhemd anhat, das mir richtig gut gefällt, mit einem dunkelroten Rollkragenpullover darunter. Auch sonst sieht der Junge irgendwie besonders aus. Ich weiß nicht, wie ich darauf komme, aber ich habe mir das Bild so oft angesehen und bin mir sicher, dieser Junge ist auch anders; vielleicht ist er so wie ich? Das Foto habe ich mir gleich ausgeschnitten und sehe es mir jeden Tag an; ich hätte diesen Jungen wirklich gerne kennengelernt. Letzte Woche hat mich meine Mutter zum Einkaufen mitgenommen, damit ich mir als Weihnachtsgeschenk etwas zum Anziehen aussuche. Sofort habe ich dabei an den Jungen aus dem Katalog gedacht; so ein Hemd wollte ich haben. Gleich im ersten Kaufhaus habe ich ein dickes, braunes Flanellhemd gefunden, das dem im Katalog sehr ähnlich war; es hat mir auf Anhieb gefallen. Als ich es anhatte und mich im Spiegel betrachtete, stellte ich mir vor, wie es mit einem Rollkragenpullover darunter aussehen würde, so wie es der Junge im Katalog trägt. Ich überlegte noch, wie ich meine Mutter überzeugen könnte, mir einen dazu zu kaufen, als die Verkäuferin plötzlich sagte, „Diese Flanellhemden gibt es auch zusammen mit einem Unterziehrolli als Set, für nur fünf Mark mehr.“ Das hatte ich wirklich nicht erwartet, dass es das Hemd mit einem Rollkragenpullover zusammen als Set gibt. „Mein Sohn braucht für das Hemd keinen Unterziehrolli“, entgegnete meine Mutter, „Er trägt seine Hemden

nur mit Unterhemd.“ Aber zum Glück ließ die Verkäuferin nicht locker, „Der Rollli kostet eigentlich vierzehn neunzig; er ist hochwertig verarbeitet, aus reiner Baumwolle, mit Ärmelbündeln und einem langen, zweilagigen Rollkragen. Der hier hat die passende Größe und Farbe zum Hemd.“ Sie reichte uns einen dunkelroten Rollkragenpullover, „Fünf Mark mehr, wenn Sie beides zusammen nehmen. Er muss ja nicht das Hemd drüber tragen; mit einem Pullunder sieht er auch richtig schick aus.“ Bei Angeboten kann meine Mutter nur schwer widerstehen, und noch während sie überlegte, habe ich den Pullover einfach genommen.

Seit letztem Frühjahr habe ich keinen Rollkragenpullover mehr unter einem Hemd getragen, weil ich in der Schule der Einzige wäre, der so angezogen ist. Seit ich vor eineinhalb Jahren diesem besonderen Jungen in der großen Pause begegnet bin, ist Hendrik der Einzige gewesen, den ich mit einem Rollkragenpullover unter dem Hemd gesehen habe. Ich wäre am liebsten so wie dieser Junge, aber er ist wie ein Traum, der immer blasser wird. Auch ich komme mir manchmal vor wie ein Traum, der immer blasser wird. Ich sollte so sein wie die anderen, das wäre das Einfachste, aber das bin ich nicht und werde es auch nie sein. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich es anstellen soll, und selbst wenn ich es wüsste, würde ich es sehr wahrscheinlich nicht hinbekommen. Ich schaffe es noch nicht einmal, überhaupt irgendjemand zu sein. Aber seit ich diesen Jungen im Katalog gesehen habe, denke ich immer öfter, dass die Begegnung mit diesem besonderen Jungen eine Bedeutung haben muss. Irgendwo muss es jemanden geben, der wie ich ist und mich aus meiner Einsamkeit holt; ich muss ihn nur treffen. Ich muss lernen, ich selbst zu sein, damit ich in der Lage bin, jemanden zu finden, der so ist wie ich; ich selbst mit einem Rollkragenpullover unter dem Hemd wie der Junge im Katalog.

An Heilig Abend durfte ich das Hemd anziehen, schon am Nachmittag, bevor meine Großmutter zum Kaffeetrinken kam. Meine Mutter war mit dem Vorbereiten sehr beschäftigt und hat gar nicht mitbekommen, dass ich auch den neuen Rollkragenpullover darunter anhatte – bis meine Großmutter ins Wohnzimmer kam. „Das ist ja ein schönes Hemd, das der Joachim anhat“, sagte sie, „und der Rollkragenpullover drunter passt gut dazu.“ Meine Mutter hat sie dann richtig angefahren, „Misch dich doch nicht ständig in unsere Angelegenheiten ein. Ich versuche ihm beizubringen, wie man sich richtig benimmt und anzieht, und du stellst das immer wieder mit deinen Kommentaren in Frage.“ „Die jungen

Leute tragen es eben so“, widersprach meine Großmutter, „Ich finde, es steht dem Joachim gut.“ Sie ist immer auf meiner Seite; wir verstehen uns richtig gut. Als wir vor einigen Wochen mit ihr zusammen Kaffeetrinken waren und meine Mutter wieder mit mir schimpfte, weil ich in der Nase bohrte, sagte sie, „Lass ihn doch; mich stört das nicht.“ Darüber hatte sich meine Mutter ziemlich aufgeregt genauso wie vorgestern. „Wer trägt denn hier Hemden über einem Rollkragenpullover?“, fragte sie und wurde dabei laut, „Das kann man vielleicht in der Stadt anziehen, aber wir sind hier auf dem Land. Da muss man sich anpassen.“ „Hendrik trägt auch manchmal einen Unterziehpullover unter dem Hemd“, entgegnete ich. „Ausgerechnet Hendrik; die sind auch aus der Stadt zugezogen“, erwiderte meine Mutter, „Herr und Frau Doktor Gross. Es ist sinnlos, darüber weiter zu diskutieren; du findest ja für alles Argumente.“ Trotzdem habe ich auch gestern zum gemeinsamen Weihnachtsessen mit meinen Tanten, Onkel und Cousins den Rollkragenpullover unter das Hemd gezogen. Meine Mutter sagte nichts dazu, bis das Gespräch auf die Weihnachtsgeschenke kam. „Das Hemd hat er sich ausgesucht. Wegen mir kann er ja Flanellhemden tragen, nur mit dem Rollkragenpullover drunter sieht es unmöglich aus; einfach eine blöde Mode. Ich verstehe nicht, warum sich Hans-Joachim so anzieht, aber er muss seinen Dickkopf durchsetzen, da kann ich reden, soviel ich will. Was soll's; in dem Alter kann ich ihm ja nicht mehr vorschreiben, was er anzieht.“ „So ist halt die Jugend“, sagte einer meiner Onkel und lachte. Wenn es wirklich so unmöglich aussieht, warum werden dann im Kaufhaus und im Katalog Hemd und Rollkragenpullover zusammen angeboten? Ich werde auf jeden Fall gleich wieder den Rollkragenpullover unter das Hemd ziehen.

[24.4.1976]

Seit ein paar Wochen gebe ich Silvano Gitarrenunterricht. Er geht auch in meine Klasse und hat mich gefragt, ob ich ihm das Gitarrenspielen beibringen möchte, weil er den Artikel in der Schülerzeitung gelesen hat. Er hat mir erzählt, dass er eine Band gründet, und mich gefragt, ob ich auch mitmachen möchte, weil ich so gut Gitarre spiele und Noten lesen kann. Neben Silvano ist auch Hendrik dabei und Kai, der Schlagzeug spielt. In den Osterferien haben wir uns dann fast jeden Tag getroffen, um zusammen zu üben. Anders als die anderen habe ich ein großes Zimmer unter dem Dach, wo wir Platz haben und auch laut spielen können, ohne dass es jemanden stört. Silvano und Hendrik haben nur ein kleines Zimmer, von Kai weiß ich es nicht. Das Spielen ist noch

ziemlich improvisiert, weil wir alle keine richtigen Instrumente haben. Silvano und ich spielen Gitarre, Hendrik hat aus einer Kindergitarre einen Bass angefertigt, indem er zwei Saiten entfernt und die anderen tiefer gestimmt hat, und Kai hat sich sein Schlagzeug aus Karton gebastelt. Zum Üben habe ich das Beatles-Songbook mitgebracht, aber wir haben auch versucht, etwas von Deep Purple zu spielen; allerdings haben wir dafür keine Noten und auch nicht die richtigen Instrumente. Immerhin kann Silvano so hoch singen und schreien wie der Sänger von Deep Purple.

Neulich meinte Silvano beim Gitarrenunterricht, dass es nicht gut aussieht, einen Rollkragenpullover unter dem Hemd zu tragen. Ich war erstaunt, dass er die gleichen Vorstellungen hat wie meine Mutter, zumindest was Hemden angeht. Dabei trägt er manchmal so richtig bunte Hemden, dass es auch etwas merkwürdig aussieht; finde ich jedenfalls. Sein Elternhaus scheint eher konservativ zu sein; auf jeden Fall trägt sein Vater immer einen Anzug, auch zu Hause. Seine Eltern kommen ursprünglich aus Italien und ich glaube, in Italien sind die Leute eher konservativ. Aber meine Mutter ist auch eher konservativ, nicht nur was die Kleidung betrifft. Mein Vater nicht so, dem ist so etwas eher egal. Trotzdem hat mich Silvanos Bemerkung verunsichert und zu den Proben in den Ferien habe ich keinen Rollkragenpullover unter das Hemd gezogen, obwohl ich es eigentlich gerne getan hätte. Ich sollte es nicht zu ernst nehmen, was andere sagen. Was wissen sie schon von mir? Schließlich ist es ja meine Entscheidung, was ich anziehen möchte, auch wenn es ein Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter ist.

[7.6.1976]

Zwei Jahre ist es jetzt ungefähr her, dass ich diesen Jungen in der großen Pause gesehen habe, und seitdem spüre ich deutlich meine Einsamkeit, das Gefühl, unendlich weit weg von den anderen zu sein. Auch in der Band ist es so. Meistens komme ich mir bei den Proben vor, als würde ich alleine spielen, als wäre ich in einer unsichtbaren Blase gefangen und die anderen Bandmitglieder hören gar nichts von mir. Ich habe es schon ein paar Mal ausprobiert und absichtlich falsch gespielt; ein einziges Mal haben sie es bemerkt. Manchmal denke ich lange Zeit nicht an den Jungen, dem ich vor zwei Jahren begegnet bin, heute denke ich ständig an ihn. Wie sehr wünsche ich mir, mit so einem Jungen befreundet zu sein, mit einem, der wie ich ist, der mich versteht. Vor allen

Dingen auch einen, bei dem ich keine unsichtbare Wand spüre, die mich von ihm trennt. Ein einziger würde ja schon reichen; ich brauche nicht viele Freunde, ich brauche nur einen, aber es muss dann der Richtige sein. In den Sommerferien wollen wir in der Stadt auf der Straße spielen und das Geld verdienen, das wir brauchen, um richtige Instrumente kaufen zu können. Die Idee, dass wir Stücke von den Beatles spielen, stammt von mir; Ich habe das Beatles Songbook und die meisten Stücke sind nicht schwer zu spielen. Aber ich weiß nicht, ob die Band das Richtige für mich ist. Es ist schon richtig gut, in der Band zu sein, aber nach den Proben fühle ich mich immer schlecht, manchmal so schlecht, dass ich weinen muss. Diese unsichtbare Wand, das Gefühl, von den anderen so weit entfernt zu sein, das ist alles sehr schwierig. Ich weiß nicht, was ich dagegen tun kann. Ich habe auch den Eindruck, dass ich immer öfter diese Krämpfe im Darm bekomme; fast jedes Mal auch nach diesen Proben. Das Leben macht mich krank, das Leben hinter dieser unsichtbaren Wand.

[22.7.1976]

Heute ist es ganz schön kühl gewesen, dafür dass eigentlich Hochsommer ist. Wir haben heute wieder in der Stadt, in der Einkaufsstraße, gespielt, den ganzen Tag. Ich habe mir den dicken Rollkragenpullover unter das Hemd gezogen, den ich im Frühjahr bekommen habe, und trotzdem ist mir ab und zu kalt geworden. Silvano hat gesagt, dass er morgen Handschuhe anzieht; das ist vielleicht doch übertrieben. Immerhin haben wir viel Geld verdient, richtig viel. Es stand wie jeden Tag immer eine Traube von Leuten um uns herum, während wir Beatles-Lieder spielten. Damit der Gesang laut genug ist, singen Silvano und Hendrik zusammen. Letzte Woche kam eine ältere Frau mit verfilzten Haaren und Zahnlücken und hat in die Geldschüssel gegriffen; dabei hat sie bestimmt nicht wenig Geld ergattert. Silvano ist ihr noch hinterher gelaufen, aber er hat sie nicht mehr erwischt. Wir haben aber auch so genügend Geld zusammenbekommen. Diese Woche wollen wir noch Spielen und dann reicht es. Ich habe mir bereits eine E-Gitarre und einen Verstärker gekauft. Ein Bekannter von Kai hat sie zu einem günstigen Preis verkauft und meine Eltern haben mir das Geld vorgestreckt. Wenn wir unsere Einnahmen aufgeteilt haben, werde ich den Betrag wieder zurückbezahlen. Die E-Gitarre klingt schon stark; wenn ich den Verstärker nur leicht aufdrehe, wird es schon richtig laut. Spannend sind auch die Effekte, die ich einstellen kann, der Hall und der Verzerrer – dann klingt die Gitarre wie auf der Deep Purple-Platte.

Vorhin habe ich mich wieder im Spiegel angeschaut. Eigentlich wollte ich nur sehen, wie der dicke Pullover unter dem Hemd aussieht. Er ist gestrickt mit einem Muster vorne und bestimmt nicht zum Unterziehen gedacht. Aber er wirkt gar nicht so dick, weil das Flanellhemd recht groß ist. Der Junge, den ich da im Spiegel gesehen habe, sieht eigentlich gut aus, vor allen Dingen in dem Flanellhemd über dem Rollkragenpullover; alles in Brauntönen, auch die Cordhose. Aber das bin nicht ich. Er sieht aus wie ein fremder Junge, der wie durch ein eigenartiges Wunder die gleichen Bewegungen macht wie ich; ein fremder Junge, aber nicht ich. Manchmal kommt mir mein Spiegelbild besonders fremd vor; meistens dann, wenn ich mich so genau und ausgiebig betrachte wie vorhin. Ich habe auch herausgefunden, woran das liegt, nämlich weil ich nicht lächeln oder lachen kann. Wenn ich versuche zu lächeln, sieht es aus, als wenn ich irgendwelche absurden Grimassen schneide. Noch schlimmer sieht es aus, wenn ich lache. Nur wenn ich ganz normal schaue, sieht es nicht komisch aus. Dann sieht der Junge im Spiegel sogar gut aus, finde ich, aber es fällt mir trotzdem schwer zu glauben, dass er ich sein soll. Vielleicht finden mich die anderen auch deswegen so merkwürdig, weil ich solche Grimassen schneide anstatt zu lächeln. Ich sollte darauf achten, nicht zu lächeln und auch nicht zu lachen, damit ich normal aussehe.

[11.8.1976]

Letzte Nacht hatte ich einen denkwürdigen Traum. Ich habe mich als Erwachsenen gesehen, ein wenig undeutlich, aber es war eindeutig ich. Offenbar hatte ich in dem Traum eine Sonnenfinsternis beobachtet; ich konnte genau sehen, wie der Mondschaten angerast kam und nach und nach die Sonne bedeckte. Schließlich war die Sonne völlig bedeckt und es wurde dunkel, richtig dunkel. In dem Moment, als der Mond die Sonne verdunkelte, bekam ich heftige Schmerzen; sie waren so heftig, dass ich nicht beschreiben kann. Ich fiel auf den Boden und krümmte mich und dann war ich tot; nach der Verfinsterung ist es nicht wieder hell geworden, es blieb vollkommen dunkel. So bin ich heute Morgen aufgewacht. Die nächste totale Sonnenfinsternis in Süddeutschland findet am 11. August 1999 statt, auf den Tag genau heute in 23 Jahren. Ist das auch mein Todestag? Habe ich von meinem Tod geträumt? Ich habe oft Schmerzen; manchmal kommt es mir vor, als wäre mein ganzes Leben ein einziger Schmerz, ein stummer Schmerz. Dazu passt es gut, am Ende unter solchen Schmerzen zu sterben, mit 36 Jahren. Selbst wenn ich ein normales Alter errei-

che ist das die einzige totale Sonnenfinsternis, die ich in Deutschland erleben werde; die nächste danach gibt es erst wieder am 3. September 2081.

[15.9.1976]

Heute ist ein Klassenkamerad mit Rollkragenpullover und Hemd in die Schule gekommen. Es ist nicht Hendrik, es ist Matze, der eigentlich Mathias heißt, aber von allen Matze gerufen wird. Ich habe heute auch mein Flanellhemd über einem Rollkragenpullover angehabt, weil es deutlich kälter geworden ist. In den Pausen bin ich immer nahe bei ihm gewesen und es fühlt sich so an, als würden wir uns schon lange kennen, als wären wir Freunde. Dabei ist er mir bisher noch gar nicht aufgefallen. Das ist sehr merkwürdig, denn ich bin mir sicher, dass er ein besonderer Junge ist. Ich kann es spüren; es ist genauso wie bei dem Jungen in der großen Pause. Wie dieser Junge hat Mathias heute ein hellblaues kariertes Hemd und einen dunkelblauen Rollkragenpullover angehabt. Auch wenn ich mich nicht mehr an sein Gesicht erinnern kann, wenn ich meine Augen schließe, kann ich noch genau sehen, was der Junge getragen hatte, obwohl es schon über zwei Jahre her ist. Mathias ist ein richtig guter Name, sogar besser als Florian. Er wird mit nur einem t geschrieben, damit er sieben Buchstaben hat. Schade, dass ihn alle Matze nennen, was überhaupt nicht zu ihm passt; für mich heißt er Mathias. Wieso ist er mir bisher nicht aufgefallen? Wie kann es sein, dass in den ganzen Jahren ein so besonderer Junge in meiner Klasse ist, ohne dass ich es bemerkt habe? Aber jetzt habe ich es bemerkt. Wir haben heute beide einen Rollkragenpullover unter dem Hemd getragen. Das muss ihm auch aufgefallen sein, zumal ich mir sicher bin, dass er das erste Mal überhaupt Hemd und Rollkragenpullover angehabt hat; das wäre mir sonst mit Sicherheit nicht entgangen. Mathias ist richtig gut in Sport, er ist der beste in der Klasse, wahrscheinlich sogar in der ganzen Schule. Dafür ist er in den anderen Fächern schlecht. Mir ist erst heute aufgefallen, dass er stottert; bislang war es mir gar nicht bewusst, dass ich einen Klassenkameraden habe, der stottert; wahrscheinlich weil er deswegen so wenig spricht. Aber ich bin trotzdem erstaunt, dass ich es bisher nicht bemerkt habe. Mich stört sein Stottern jedenfalls nicht, im Gegenteil: Man kann mit ihm zusammen sein, ohne zu reden, und es ist völlig in Ordnung. Es ist anders als mit Hendrik; mit Hendrik fühlt es sich komisch an, ohne zu reden zusammen zu sein. Reden muss für Mathias sehr anstrengend sein, zumindest sieht es so aus, und wenn er dann endlich einen Satz fertig ausgesprochen hat, dann lächelt er ein wenig. Ganz

wenig, gerade so, dass ich es erkennen kann; die anderen erkennen es sicher nicht. Wenn ich an ihn denke, sehe ich sein Gesicht mit diesem kaum wahrnehmbaren Lächeln. Ich finde, es passt zu Mathias, dass er stottert.

[27.10.1976]

Heute hat Silvano bei der Probe gesagt, dass ich nicht so steif rumstehen soll, „Das sieht doch bescheuert aus“, meint er. Hendrik hat ihn darin bestätigt und gesagt, „Der Hans ist einfach so, der ändert sich nicht mehr.“ Wenn die Probe nicht bei mir gewesen wäre, wäre ich gleich wieder gegangen. Aber wir haben den ganzen Tag geprobt, denn heute sind Herbstferien. Es ist inzwischen auch klar, dass Silvano die erste Gitarre spielt, obwohl ich besser spiele als er. Ich habe sogar die Noten von den Gitarrensolos aufgeschrieben, die Ritchie Blackmore auf der Deep Purple-Platte spielt. Die ganz schnellen Läufe kann ich noch nicht so richtig, aber sonst klingt es schon fast so wie auf der Schallplatte. Trotzdem darf ich die Solos nicht spielen, sondern Silvano, obwohl er einfach nur irgendetwas spielt, was kaum Ähnlichkeit mit den Solos auf der Platte hat. Aber das ist scheinbar egal, denn er macht die bessere Show. Weil ich so steif in der Gegend herumstehe, darf ich nur Begleitgitarre spielen. Ich habe immer wieder vor dem Spiegel versucht, mich beim Spielen zu bewegen, aber das sieht immer richtig komisch aus. Mal sieht es so aus wie ein Roboter, mal so, als wenn ich irgendwelche Lähmungen hätte. So wie Silvano und Hendrik kann ich mich beim Spielen nicht bewegen. Wahrscheinlich bin ich deswegen so schlecht im Sport, weil ich so steif bin. Ich kann auch nicht so lächeln wie die beiden; die lächeln oder lachen eigentlich ständig und, wenn sie Grimassen schneiden, sieht es gut aus und nicht so eigenartig wie bei mir. Warum komme ich mir vor dem Spiegel so fremd vor? Hat die Deutschlehrerin recht und ich bin wirklich schizophran? Ich habe mir wieder ein Psychologiebuch ausgeliehen, in dem steht, dass Schizophrenie bedeutet, eine gespaltene Persönlichkeit zu haben. Ist meine Persönlichkeit womöglich auch gespalten? Sieht deswegen mein Spiegelbild so aus, als wenn es jemand anderes wäre? Eigentlich habe ich das Gefühl, überhaupt keine Persönlichkeit zu haben. Ich weiß noch nicht einmal genau, was das ist und wie man eine bekommt. Die anderen haben sicher eine Persönlichkeit, ganz besonders Silvano und Hendrik. Die haben eine Persönlichkeit, die lacht und lächelt, die auf der Bühne eine Show macht und ohne Probleme Freunde findet; neuerdings auch Freundinnen. Kai ist da ein

bisschen anders; er lächelt auch selten, aber das fällt nicht so auf, wenn er hinter seinem Schlagzeug sitzt.

Mathias kommt fast jeden Tag mit Rollkragenpullover und Hemd in die Schule und immer in blau; meistens mit einer Jeans oder dunkelblauen Cordhose und mindestens einem blauen Oberteil, oft sind beide blau. Das scheint seine Lieblingskleidung zu sein. In den Pausen bleibt er meistens an seinem Platz sitzen, während die anderen herumtoben. Ich bin dann immer in seiner Nähe; gestern habe ich mich sogar auf seinen Tisch gesetzt und er hat mich gefragt, was ich so mache. Ich habe ihm dann ein bisschen von der Band und von der Schülerzeitung erzählt. Er turnt sehr gerne; Geräteturnen mag er beim Sport am liebsten. Aber gut ist er in allem; er ist der Beste beim Fußballspielen, in der Leichtathletik und erst recht beim Turnen. Er ist der Beste und ich bin der Schlechteste. Aber das scheint ihn nicht zu stören; ich glaube, er mag mich. Er redet nicht viel, weil es ihn sehr anstrengt, und ich nicht, weil ich oft nicht weiß, was ich sagen soll. Das passt irgendwie gut zusammen. Wenn ich ihn ansehe, kommt es mir manchmal vor, als wenn ich mein Spiegelbild sehe, aber ein Spiegelbild, das mir nicht fremd vorkommt. Er lächelt auch nur ein kleines bisschen, so dass man es kaum erkennen kann. Wenn er stottert, zeigt sein Gesicht auch Grimassen, so wie meins, wenn ich vor dem Spiegel versuche zu lachen. Sein Gesicht ist so klar und deutlich zu sehen; es ist so wie mit dem Jungen, den ich vor langer Zeit in der großen Pause gesehen habe, noch in der alten Schule. Jetzt muss ich diesen Jungen nicht mehr wieder treffen, denn jetzt gibt es Mathias. Er ist irgendwie so wie ich obwohl er auch anders ist. Vor allen Dingen ist er so, wie ich sein möchte, stark und selbstbewusst. Er steht einfach über allem; es scheint ihm egal zu sein, ob er dazugehört oder nicht.

Nachmittags darf er in die Turnhalle gehen und dort Geräteturnen üben. Das macht er ziemlich häufig, bestimmt drei oder vier Mal in der Woche. Ich gehe jetzt meistens auch nachmittags zur Turnhalle, um zu sehen, ob er dort ist und turnt. Es sind immer auch andere Schüler dort, um sich zu treffen, oder einfach nur jemanden beim Sport zuzusehen. Mathias beim Turnen zuzusehen, ist wirklich faszinierend. Er kann so unglaublich gut turnen; ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man es hinbekommen soll, solche Übungen am Reck oder am Barren zu machen, wie er sie macht. Manchmal warte ich, bis er fertig ist und begleite ihn dann nach Hause. Er wohnt an einem anderen Ende des Dorfes als ich, sodass wir eigentlich keinen gemeinsamen Nachhauseweg von der

Schule aus haben. Trotzdem begleite ich ihn manchmal, auch nach der Schule. Wir reden zwar sehr wenig, so gut wie gar nicht eigentlich, aber wir spüren uns. Ich spüre ihn sehr genau und bin mir sicher, dass er mich auch spürt; mir ist es ein Rätsel, warum er mir nicht schon früher aufgefallen ist. Von meinen Klassenkameraden ist er auf jeden Fall der einzige, der zu mir passt, ich denke, er ist der einzige an der ganzen Schule und vielleicht sogar überhaupt. Vielleicht ist es ja so, dass wir uns erst erkennen mussten, bevor wir spüren können, dass wir zusammen gehören. Erst als wir beide, er und ich, mit einem Rollkrausenpullover unter dem Hemd in die Schule kamen, haben wir uns erkannt, erst dann waren wir bereit, uns zu spüren, ich Mathias und Mathias mich.

[9.1.1977]

In den Weihnachtsferien bin ich mit meinem Onkel und meinem Cousin zum Skifahren in der Schweiz gewesen. Weil mein Onkel im Gegensatz zu meinen Eltern viel Geld hat, hat er mir die Skier und die Skischuhe geschenkt. Er hat meinen Cousin und mich zu einem Hotel in den Alpen gebracht und ist dann aber woanders hingefahren. Erst am Ende der Ferien ist er wieder gekommen und mit uns zurück nach Hause gefahren. Timo, mein Cousin, ist zweieinhalb Jahre jünger als ich. Er hat lauter Unsinn im Kopf und so haben wir auch ziemlich viel Unsinn getrieben. Deswegen wären wir fast aus dem Hotel geflogen; nur weil wir versprochen haben, niemanden mehr im Hotel zu ärgern, durften wir bleiben. Timo hat einen Parka angehabt, der richtig gut aussieht. Es gibt auch in der Schule einige Schüler, die einen Parka haben, auch Hendrik hat einen, allerdings einen ohne Kapuze. Timos Parka hat eine Kapuze und Timo hat sie jedes Mal aufgesetzt, wenn wir draußen waren. Dabei hatte er eine Mütze und zog die Kapuze über die Mütze. Ich dachte immer, das nur kleine Kinder zusätzlich zur Mütze eine Kapuze aufhaben. Ich hatte als Kind nie etwas aufgehabt, keine Mütze und erst recht keine Kapuze. Auch jetzt setze ich nur dann eine Mütze auf, wenn es richtig kalt ist, wie in den Skiferien. Zusammen mit der Skiausrüstung habe ich von meinem Onkel auch eine Skimütze bekommen, eine ohne Troddel – vermutlich, damit man eine Kapuze überziehen kann. Ich hatte die Kapuze von meiner Skijacke nur einmal über die Mütze gezogen, als wir ankamen; es war der einzige Tag, an dem es geschneit hatte, sonst war es trocken. Die Kapuze von meiner Skijacke ist aber keine richtige Kapuze; sie ist sehr dünn und kann in der Jacke verstaut werden, wenn sie nicht benötigt wird. Sie ist eigentlich nur ein Schutz vor Nässe, anders als die

von Timos Parka, die sicher auch richtig wärmt. Einmal, als Timo gerade unter der Dusche stand, habe ich seinen Parka anprobiert und die Kapuze aufgesetzt mit meiner Mütze darunter. Es fühlt sich richtig gut an, so eingepackt zu sein; richtig geborgen und geschützt. Ich muss dabei an meine Kindheit denken, da muss ich mich genauso gefühlt haben, geschützt und geborgen in meiner eigenen Welt. Doch seit ich auf dem Gymnasium bin, fühle ich mich nicht mehr so. Um genau zu sein, seit ich den Jungen mit dem Rollkragenpullover unter dem Hemd gesehen habe, nicht mehr. Irgendwie bin ich da aus meiner Welt gefallen, so fühlt es sich an. In dem Parka mit Mütze auf und Kapuze darüber ist es ein bisschen so, als wäre ich in die Welt meiner Kindheit zurückgekehrt. Ich war überrascht, wie gut es sich anfühlt.

Ich würde gerne wieder zurückkehren in meine Kindheit und wieder Kind sein. Da war noch alles irgendwie in Ordnung, nicht so wie jetzt, wo alles so komisch ist und ich mir so anders vorkomme. So alleine und anders – die anderen sehen es auch so, sie sagen es zumindest. Silvano findet mich auf jeden Fall komisch, das merkt er auch immer wieder an, und Hendrik auch. Bei Kai bin ich mir nicht sicher; er ist ziemlich verschlossen und redet auch sehr wenig. Ich glaube, Mathias ist der einzige, der mich nicht komisch findet. Es fühlt sich so selbstverständlich an, wenn wir zusammen sind, so als wenn wir Freunde wären. Wir sind ja auch Freunde, obwohl wir kaum miteinander reden; man muss ja nicht viel reden, um befreundet zu sein. Wir beide sind auch die einzigen in unserer Klasse, vielleicht sogar in der Schule, die Rollkragenpullover unter ihren Hemden tragen, so können alle sehen, dass wir befreundet sind. In seiner Nähe zu sein, gibt mir richtig viel Kraft, und ich bin oft in seiner Nähe. Dann spüre ich ihn genau, fast als könnte ich seine Gedanken lesen. Er spürt mich auch, da bin ich sicher, er spürt genau, dass er mir so wichtig ist. Trotzdem sollte ich es ihm auch mal sagen. Nur was genau soll ich ihm sagen? Dass ich mit ihm befreundet sein möchte? Eigentlich geht es um viel mehr als nur darum, befreundet zu sein. Es geht darum, dass wir zusammen gehören, dass er so wie ich ist und ich so wie er und dass wir uns aus unserer Isolation befreien. Wenn ich an Mathias denke, fühle ich mich nicht mehr einsam; ich bin dann auch nicht mehr einsam. Ich schließe meine Augen und sehe ihn vor mir, Mathias in seiner blauen Cordhose und dem blauen Rollkragenpullover unter dem Hemd. Ich freue mich schon darauf, dass demnächst die Ferien zu ende sind und ich ihn wieder treffe.

[30.1.1977]

Heute war ich wieder den ganzen Tag im Wald. Ich bin gerne im Wald, weil ich mich da wie Zuhause fühle. Wenn ich einen Tag im Wald verbringe, fühle ich mich anschließend richtig gut und das Gefühl hält dann gleich mehrere Tag an. Der Wald gibt mir Kraft, anders als die Menschen, die mir meine Kraft rauben. Besonders meine Mutter raubt mir meine Kraft; ich komme mit ihr immer schlechter zurecht. Ständig hat sie etwas an mir auszusetzen. Gestern erzählte sie beim Abendessen, meine Tante wollte nicht mehr mit uns essen gehen, weil es ihr peinlich ist, dass ich in meinem Alter noch in der Nase bohre und den Popel esse. Sie sagte wohl, es würde sie ekeln, in meiner Nähe zu sein. Das hat meine Mutter zum Anlass genommen, wieder einmal alles an mir zu kritisieren. Sie hat gesagt, ich wäre eigentlich nicht erziehbar und gefragt, was sie mit so einem Kind machen sollte. Als mein Vater anmerkte, dass es so schlimm auch wieder nicht wäre, hielt ihm meine Mutter vor, nie zu Hause zu sein, weil er immer arbeitete. Ich habe mich gestern für den Rest des Abends in mein Zimmer eingeschlossen und mich richtig schlecht gefühlt. Ich hätte besser in den Wald gehen sollen; da komme ich auf andere Gedanken, meine Eltern und überhaupt die Familie sind dann weit weg.

Manchmal übernachtete ich im Wald; ich kenne da ein paar Stellen, wo das ganz gut geht. Aber dann sind meine Eltern immer richtig ärgerlich, weil sie sich Sorgen machen, wenn ich abends nicht nach Hause komme. Doch heute war es etwas ganz besonderes, im Wald zu sein, weil ich nämlich meinen neuen Parka anhatte. Den habe ich zu meinem Geburtstag bekommen; schon letzte Woche, obwohl ich erst morgen Geburtstag habe. Im Wald habe ich die Kapuze übergezogen, über die Mütze. Die Kapuze ist so groß, dass sie ohne Probleme über die Mütze passt, sogar über die mit dem Troddel. Für unter die Kapuze ist die Skimütze besser geeignet, aber ich habe lieber die andere auf, weil sie sich weicher anfühlt. Es ist ein richtig gutes Gefühl, den Parka zu tragen. Wenn ich so eingepackt durch den Wald laufe, ist es wie früher, als wenn ich in meine Kindheit zurückgekehrt wäre. Die Welt, in der ich als Kind lebte, ist meine Welt, ganz anders als die Welt, in der ich jetzt lebe, die einfach nur fremdartig und absurd ist. Allerdings kann ich mich nur noch sehr schlecht an meine Kindheit erinnern. Die Kindheitszeit ist blass geworden, genauso wie der Junge, den ich damals in der großen Pause gesehen habe. Da habe ich meine Kindheitswelt verlassen, weil ich hoffte, ich würde ihn wieder treffen. Aber ich habe ihn nicht

wieder getroffen. Statt dessen habe ich mich plötzlich so unbeschreiblich einsam gefühlt, wie in einer Glaskugel eingeschlossen. Ich glaube, als Kind war ich nicht in einer Glaskugel eingeschlossen; zumindest habe ich es nicht gespürt. Aber jetzt spüre ich es, jeden Tag, außer wenn ich in Mathias' Nähe bin, dann spüre ich diese unsichtbare Wand nicht. Mathias. Ich habe immer wieder den Gedanken, dass es vielleicht besser gewesen wäre, in meiner Kindheitswelt zu bleiben, aber dann hätte ich vermutlich nicht bemerkt, dass Mathias und ich zusammengehören. Für Mathias lohnt es sich, in dieser Welt der Menschen zu leben, auch wenn es wirklich nicht einfach ist.

[26.3.1977]

Gestern Abend ist wieder etwas richtig blödes passiert. Kai hat mich nach der Bandprobe gefragt, ob ich noch bleiben möchte. Er hat mir dann den Dachboden gezeigt, zu dem man über eine Leiter durch eine Falltür kommt. Als wir oben waren, hat der die Falltür geschlossen und gesagt, dass wir jetzt ungestört sind. Dann hat er sich ausgezogen und mich aufgefordert, mich auch ausziehen. Wir haben uns nebeneinander gelegt und er hat angefangen, mich zu streicheln. Das hat sich richtig komisch angefühlt; ich bin komplett steif geworden, als wenn ich plötzlich gelähmt gewesen wäre. Dann hat er mein Glied in die Hand genommen und ich habe einen Schmerz gespürt wie ein elektrischer Schlag. Ich musste so heftig zucken, dass ich mir dabei den Kopf am Boden angeschlagen habe. Der Schmerz war so stark, dass ich noch nicht einmal mehr schreien konnte. Kai hat dann gleich aufgehört und ist aufgestanden. Er hat mir sein Glied gezeigt und bei sich die Vorhaut zurückgezogen. „Geht das bei dir nicht?“, hat er gefragt. Dann hat er sich wieder angezogen, ohne etwas zu sagen; ich lag noch eine ganze Weile auf dem Boden, bevor ich mich auch anziehen konnte. Dann bin ich gegangen. Die ganze Zeit über habe ich diesen Schmerz gespürt, auf dem Weg nach Hause und zuhause auch. Letzte Nacht musste ich auf dem Bauch schlafen, weil ich es sonst nicht ausgehalten hätte. Erst heute Morgen ging es wieder; nur wenn ich daran denke, ist der Schmerz wieder da, wenn ich mich ablenke, spüre ich eigentlich nichts mehr. Ganz offensichtlich ist meine Vorhaut nicht dafür gedacht, zurückgezogen zu werden. Schon als im Sexualunterricht das Thema auftauchte, dass Männer ihr Glied in eine Scheide stecken und dabei die Vorhaut nach hinten geschoben wird, fand ich die Vorstellung ziemlich unangenehm. Aber dass es so schmerzhaft ist, so extrem, das war mir nicht klar.

Ich habe schon lange keinen Samenerguss mehr gehabt; ich klemme mich auch nur selten zwischen Möbeln ein, und selbst dann bekomme ich keinen Samenerguss mehr. Fesseln tue ich mich schon lange nicht mehr, aber wenn ich daran denke, gefesselt zu sein, spüre ich, wie mein Glied steif wird. Es ist auch steif geworden, als mich Kai zwischen den Beinen gestreichelt hat. Aber dann hat er die Vorhaut zurückgezogen und damit diesen extremen Schmerz verursacht, als wenn er mit lauter Nadeln hineingestochen hätte; so hat es sich angefühlt. Selbst wenn ich darüber schreibe, spüre ich diesen Schmerz; mein ganzer Körper verkrampft sich dabei. Wenn er mir statt mit meinem Glied zu spielen die Hände auf den Rücken gefesselt hätte, so richtig, dass ich mich nicht selbst befreien kann, dann wäre mein es auch steif geworden und ich hätte ganz sicher auch zu einem Samenerguss bekommen. Aber scheinbar ist so etwas nicht normal. Normal ist scheinbar, sich oder anderen die Vorhaut zurückzuziehen, so wie es mir mein Vater nach dem Sexualkundeunterricht zeigte und wie es Kai gestern mit mir gemacht hat. Ist Mathias auch normal? Zieht er sich auch seine Vorhaut zurück oder lässt sie sich von anderen zurückziehen? Oder bekommt er wie ich ein steifes Glied und manchmal einen Samenerguss, wenn er sich vorstellt, gefesselt zu werden? Womöglich fesselt er sich ab und zu selbst, so wie ich es früher gemacht habe; vielleicht wünscht er sich, gefesselt zu werden. Irgendwie klingt das alles merkwürdig. Ich glaube nicht, dass er gerne gefesselt werden möchte. Aber normal ist er bestimmt auch nicht. Er ist auch ein Außenseiter, so wie ich. Nur ihm macht es nichts aus, er ist gar nicht daran interessiert, mit den anderen etwas zusammen zu machen. Er ist zufrieden, wenn er turnen kann. Bei mir ist es anders; ich würde gerne etwas mit den anderen machen und ich probiere es ja auch, in der Schülerband oder der Schülerzeitung, aber bei mir ist es immer so komisch, so blöde; irgendwie klappt es nicht so richtig. Ich mache etwas mit anderen zusammen, aber es fühlt sich überhaupt nicht so an. Obwohl ich mit den anderen zusammen bin, fühlt es sich an, als wäre ich nur für mich. Manchmal denke ich, ich fühle mich umso mehr alleine, je mehr ich mit anderen zusammen bin. Nur mit Mathias ist es nicht so; bei ihm fühle ich mich nicht alleine.

[30.4.1977]

Gestern sind wir aus dem Landschulheim zurückgekommen. Die Klassenfahrt war eigentlich ganz gut. Dabei hatte ich vorher richtig Angst, weil ich nicht gerne wegfare und auch nicht wusste, wie es dort in diesem Landschulheim ist.

Vor allen Dingen wurde mir auch bei der Vorstellung mulmig, mit den anderen Klassenkameraden den ganzen Tag zusammen zu sein. Aber das funktionierte ganz gut. Inzwischen gibt eine richtige Clique in der Klasse, da sind Hendrik und Silvano dabei, aber auch ein paar andere. Die haben richtig wild herumge-
tobt, sodass es Löcher in den Wänden gab und auch ein paar Schränke kaputt gegangen sind. Ich war da meistens dabei; ich musste dafür nichts tun, es genügte, einfach dabei zu sein. Aber Mathias war nicht dabei; er war meistens für sich. Ab und zu habe ich ihn gesucht und auch gefunden. Er hat im Freien viel Sport getrieben, da konnte ich nicht mithalten. Vielleicht denkt er, ich gehöre auch zur Clique, weil ich oft mit den anderen zusammen war. Er mag die Clique nicht; er mag überhaupt keine Cliquen. Ich mag auch keine Cliquen, aber ich möchte auch kein Außenseiter sein. Mathias ist kein Außenseiter, obwohl er sich klar und deutlich von der Clique distanziert. Ich glaube nicht, dass es bei mir auch so funktionieren kann. Ich bin ein Außenseiter, obwohl ich mich nicht von der Clique distanzieren und eigentlich gerne dabei wäre. Ich bin ein Außenseiter, weil ich anders bin und mich die anderen merkwürdig finden. Mathias ist auch anders, aber sein Anderssein ist stark; alle bewundern ihn, weil er so gut im Sport ist, weil er sich für Gerechtigkeit einsetzt und immer fröhlich wirkt, obwohl ich glaube, dass er es gar nicht ist. Ich glaube, mich bewundert niemand; dass ich gut in Mathematik bin, interessiert eigentlich niemanden. Mein Anderssein ist schwach und daher bin ich eigentlich genau das Gegenteil von Mathias; aber trotzdem gehören wir zusammen, das spüre ich. Vielleicht gehören wir deswegen zusammen, weil wir auf unterschiedliche Weise anders sind, weil wir uns ergänzen. Ja, mit Mathias werde ich ganz, er ist genau der Teil von mir, der mir fehlt, und ich bin der Teil, der ihm fehlt. Wir sind eigentlich eine Person, wurden aus irgendwelchen Gründen getrennt; aber wir haben uns wiedergefunden. Ich hätte ihm auf der Klassenfahrt deutlich machen sollen, dass ich zu ihm gehöre. Ich muss einen Weg finden, ihm deutlich zu machen, dass wir eigentlich eine Person sind; eine Persönlichkeit.

Diese Schmerzen an meinem Glied habe ich fast jeden Abend. Es sind keine realen Schmerzen, denn ich bekomme sie nur, wenn mir vorstelle, wie meine Vorhaut zurückgezogen wird. Aber dann sind sie genauso stark, wie sie waren, als Kai mir die Vorhaut zurückgezogen hat. Abends kann ich nicht anders, als daran zu denken; manchmal gehe ich ins Bett und denke dabei, dass ich nur nicht an meine Vorhaut denken darf. Ich versuche dann, an etwas anderes zu

denken, und beiße mir manchmal sogar auf die Züge, aber früher oder später tauchen diese Bilder von der zurückgezogenen Vorhaut auf und drängen sich in den Vordergrund. Ich kann tun, was ich will, ich kann diese Bilder nicht unterdrücken, und mit den Bildern kommen diese Schmerzen, die meine ganzen Körper durchdringen. Wie bei Kai kann ich nicht einmal schreien, weil alles verkrampt ist, sogar meine Stimmbänder. Zum Glück geht das auch immer wieder vorbei. Was ist das nur mit meiner Vorhaut? Ich glaube, es ist nicht normal, dass sie so eng ist. Wie so vieles an mir nicht normal ist. Vielleicht ist das auch der Grund, warum das mit der Sexualität bei mir anders ist. Niemals werde ich zulassen, dass mir nochmal jemand die Vorhaut zurückzieht. Ich wünschte, solche absurden Sachen wie die Sexualität würde es gar nicht geben, dann hätte ich auch nicht diese Schmerzen.

[7.6.1977]

Mathias bleibt sitzen! Heute haben wir die letzte Lateinklausur zurückbekommen. Der Lateinlehrer hat ihm das Arbeitsheft auf den Tisch geworfen und gesagt, „Das ist eine glatte Fünf“. Ich habe ihn genau beobachtet, wie er auf das Heft starrt und ihm die Tränen kommen. Ich habe sie gespürt; ich habe seine Tränen gespürt, als wenn sie mir die Wangen herunterlaufen würden. Ich habe genau gespürt, wie er sich fühlt und ich musste mich sehr zusammenreißen, damit ich nicht auch anfangen zu weinen. Nach der Lateinstunde habe ich mich zu ihm auf seinen Tisch gesetzt und das Heft angeschaut. Er hat wirklich viele Fehler in der Übersetzung gemacht. Dann habe ich ihm in die Augen gesehen und er hat mir in die Augen gesehen. „Ich bleibe sitzen“, hat er leise gesagt; es war das erste Mal, dass er einen ganzen Satz gesagt hat, ohne zu stottern. Zumindest das erste Mal, dass ich es mitbekommen habe. Dabei lief ihm wieder eine Träne über die Wange; auch ich habe eine Träne auf meiner Wange gespürt, aber diesmal ist es wirklich meine gewesen. Mathias bleibt sitzen. Was wird dann mit uns, wenn wir nicht mehr in die gleiche Klasse gehen?

Die letzten Wochen waren richtig gut. Mathias geht oft schwimmen, sodass ich ihn in der Schwimmhalle treffen kann. Er schwimmt viel schneller als ich, aber das macht nichts; wir stehen dann zusammen unter der Dusche oder ich sehe ihm einfach nur beim Schwimmen zu. Einmal bin ich sogar mit ihm zusammen Tennis spielen gewesen. Das lief überhaupt nicht gut; wenn ich den Ball überhaupt getroffen habe, flog er irgendwohin, nur nicht dahin, wo er sollte. Aber

Mathias war geduldig und hat mir immer wieder gezeigt, wie man den Schläger hält und den Ball richtig trifft. Wichtig ist auch, dabei richtig zu stehen und eine gute Balance zu haben. Neulich hat er ein richtig starkes Hemd angehabt, ein kurzärmeliges in Blau mit lauter unterschiedlichen Aufnähern. Das sieht wirklich gut aus, vor allen Dingen weil er einen weißen Rollkragenpullover darunter getragen hat. Bald sind schon Sommerferien und dann kommt ein neues Schuljahr – ohne Mathias. Ich muss ihm sagen, dass ich mit ihm befreundet sein möchte, aber wie? Was soll ich ihm sagen? Im Grunde genommen sind wir ja schon befreundet. Auch wenn wir kaum reden, sind wir oft zusammen, in den Unterrichtspausen, auf dem Nachhauseweg, wenn ich ihn begleite, in der Turnhalle oder in der Schwimmhalle. Einfach zusammen sein; das ist schon gut so. Soll ich ihm sagen, dass ich mit ihm weiter zusammen sein möchte, so wie im letzten Schuljahr? Eigentlich sollte ich ihm sagen, dass ich mich mit ihm verbunden fühle, dass ich seine Gefühle fühlen und seine Gedanken denken kann. Es klingt vielleicht komisch, aber es ist wirklich so. Ich kann sogar seine Tränen spüren. Es ist jetzt drei Jahre her, dass ich den Jungen in der großen Pause getroffen habe. Er hatte ein blaues Hemd an und einen dunkelblauen Rollkragenpullover darunter, genauso wie Mathias es häufig trägt. Kann es sein, dass dieser Junge Mathias gewesen ist? Warum hat es dann aber so lange gedauert, bis ich ihn wiedererkannt habe? Wie kann es sein, dass er die ganze Zeit mit mir zusammen in der gleichen Klasse war und ich es nicht bemerkt habe? Das klingt ziemlich unwahrscheinlich, aber sonst passt es gut zusammen, Mathias und der Junge. Auf jeden Fall aber ist Mathias jemand, der in einer ähnlichen Welt lebt wie ich. Vielleicht weiß er es gar nicht, weil er ja nicht wissen kann, in was für einer Welt ich lebe. Ich spiele in der Schülerband und arbeite bei der Schülerzeitung mit; er denkt bestimmt, ich bin wie die anderen auch. Ich muss ihm sagen, dass wir zusammengehören.

[8.8.1977]

Heute war der erste Tag im neuen Schuljahr; ein Schuljahr ohne Mathias, ich kann es mir gar nicht vorstellen. Ich musste immer wieder zu dem Platz sehen, auf dem er früher gesessen ist; er ist nicht mehr da. Wie soll das jetzt funktionieren mit unserer Freundschaft, wenn ich nicht mehr in den Pausen bei ihm bin und ihn auch nicht mehr nach der Schule ein Stück nach Hause begleite? Zum Glück kann ich ihn wirklich spüren. Ich kann spüren, wenn er in der Turnhalle ist oder ins Schwimmbad geht; in den Sommerferien hat es gut geklappt,

dass ich ihn dort antreffe, wo er meinem Gespür zufolge gerade war. Nicht immer, aber meistens, zumindest haben wir uns recht oft getroffen. Kann ich wirklich seine Gedanken lesen? Ich kann sie jedenfalls nicht so lesen, dass sie zu mir sprechen; die Gedanken, die ich lesen kann, sprechen nicht. Aber ich kann sie spüren; ich kann ihn spüren, wie es ihm gerade geht und was er gerade fühlt, und daraus kann ich meine Schlüsse ziehen, wo er gerade ist. So spüre ich es genau, wenn er turnt, und weiß dann, dass er in der Turnhalle sein muss. Auch wenn er schwimmt, kann ich gut spüren. Einmal hat mir mein Gespür gesagt, dass er gerade im Wald spazieren geht, und nicht nur das, sondern auch, wo genau. Und genau da habe ich ihn getroffen. Kann er mich auch spüren? Das muss eigentlich so sein, ich kann es mir anders nicht vorstellen. Dieses Gespür ist das, was uns zusammenbringt; wir spüren einander wie wir uns selbst spüren. Sprache dagegen trennt uns. Sprache trennt alle Menschen und macht sie einsam. Vielleicht müssen sie deswegen so viel reden, damit sie ihre Einsamkeit nicht spüren. Mathias und ich müssen nicht reden; wir tun es auch kaum. Weil wir zusammen sind, weil wir zusammengehören und weil wir deswegen nicht mehr einsam sind.

[8.2.1978]

Heute habe ich Mathias mit Mütze und Kapuze gesehen. Ich habe vor dem Schuleingang gewartet, bis er kommt, und gleich als er zur Tür herauskam, hat er sich die Kapuze von seiner Winterjacke übergezogen, über die Mütze. Ich habe dann auch gleich die Kapuze über meine Mütze gezogen; das war erste Mal, dass ich in der Schule Mütze und Kapuze auf gehabt habe. Sonst traue ich mich nicht so richtig, weil eigentlich niemand in der Schule beides aufhat, auch nicht, wenn es richtig kalt ist. Eigentlich habe nur kleine Kinder gesehen, die beides aufhaben – mit Ausnahme von meinem Cousin und jetzt Mathias. Dabei fühlt es sich richtig gut an, vor allen Dingen weil der Parka eine ziemlich dicke Kapuze hat, die groß genug ist, um sie über eine Mütze zu ziehen. Manchmal gehe ich nachmittags in den Wald und ziehe mir dort die Kapuze über. Mit Mütze und Kapuze auf fühle ich mich immer ganz bei mir. Eigentlich könnte ich mir schon auch mal auf dem Weg zur Schule die Kapuze überziehen, wenn es schneit oder windig ist. Aber meine Klassenkameraden fänden es bestimmt komisch, wenn ich mit Mütze und Kapuze in die Schule käme, von meiner Mutter ganz zu schweigen; sie findet ja schon Jacken mit Kapuze blöde. Die anderen finden mich so schon ziemlich merkwürdig und ich möchte nicht noch mehr auf-

fallen. Es ist ja scheinbar nicht zu übersehen, dass ich anders bin, und ich muss diesen Eindruck ja nicht noch verstärken. Auch Mathias zieht sich sonst nie die Kapuze über; er hat auch nur manchmal eine Mütze auf. Wenn es richtig kalt ist, zieht er sich den Schal bis über die Nase, aber die Kapuze bleibt immer unten. Dass er sie heute übergezogen hat, ist sehr ungewöhnlich. Ob er sich mit Kapuze auf auch so gut fühlt wie ich? Fühlt er sich auch wie in seiner Kindheit, wenn er so eingepackt ist? Bestimmt zieht er sich auch die Kapuze nur deswegen nicht über, weil es sonst niemand so macht. Ich bin dann mit Mathias zusammen zum Abstellplatz für die Fahrräder gegangen. Inzwischen kommt er fast nur noch mit dem Fahrrad in die Schule, sodass wir auch nicht mehr zusammen nach Hause gehen. Aber heute hat er gesagt, dass er nachmittags schwimmen geht, und mich gefragt, ob ich mitkommen möchte. Ich glaube, es ist das erste Mal, dass er mich gefragt hat; ich bin mir nicht sicher, aber ich kann mich nicht erinnern. Klar gehe ich nachher in die Schwimmhalle und auf dem Weg dorthin ziehe ich mir die Kapuze über die Mütze.

[3.4.1978]

Mathias habe ich die ganzen Osterferien über nicht getroffen; ist er weg gewesen, mit seinen Eltern im Osterurlaub vielleicht? Heute habe ich ihn nach der Schule nur kurz gesehen. Er hat gesagt, dass er es eilig hat, und ist an mir vorbeigelaufen. Sonst bleibt er immer kurz stehen und wir gehen dann zusammen zum Abstellplatz für die Fahrräder oder manchmal, wenn er mal ohne Fahrrad in die Schule gekommen ist, gehen wir auch ein Stück zusammen nach Hause. Ich weiß ja, wann sein Unterricht zur selben Zeit endet wie meiner; das ist immerhin drei Mal in der Woche der Fall. Donnerstags hat er eine Stunde länger Unterricht. Ich habe diese Stunde einmal abgewartet, aber dann hat er mich gefragt, warum ich noch in der Schule bin. Vielleicht hätte ich sagen sollen, „Weil ich auf dich gewartet habe“, aber ich habe gesagt, dass ich noch etwas für die Schülerzeitung machen musste, was nicht stimmte. Als ich dann heute auf dem Weg nach Hause war, spürte ich ihn plötzlich wieder; auf einmal so intensiv, dass mir klar war, da musste etwas passiert sein. Ich hatte auch genau gespürt, wo das passiert ist, an einer Kreuzung in der Nähe des Hauses, wo er mit seiner Familie wohnt. Ich bin da sofort hingelaufen, im Dauerlauf, und dort stand an der Kreuzung mit seinem Rad in der Hand. „Ist dir was passiert?“, habe ich gefragt und er sagte, dass er nochmal Glück gehabt hatte. Er ist von einem Auto angefahren worden und vom Fahrrad gefallen. Das Hinterrad ist

ein bisschen verbogen, aber Mathias hat sich nicht verletzt. Das Fahrrad kann er reparieren, sagte er. Ich habe ihn dann noch bis nach Hause begleitet und bin dann auch nach Hause gegangen.

Heute Nachmittag habe ich wieder gezeichnet, das heißt, eine Figur gezeichnet, einen Menschen. Das mache ich schon seit einigen Wochen und die Ergebnisse werden immer besser; die Proportionen und die Perspektiven bekomme ich inzwischen gut hin. Dabei zeichne ich mich immer selbst. Heute habe ich mich zuerst von vorne gezeichnet, in meinem Parka mit Kapuze auf und Mütze darunter. Allerdings ist die Mütze nicht richtig zu erkennen; es könnten auch meine Haare sein, die bis zu den Augenbrauen reichen. Die zweite Zeichnung ist richtig anspruchsvoll gewesen: Ich habe mich von hinten gezeichnet, während ich den Kopf zur Seite drehe und mein Gesicht im Profil zu sehen ist. Der Clou ist, dass ich meine Hände auf den Rücken gefesselt habe. Während ich noch am Zeichnen war, war mein Vater in mein Zimmer gekommen, ohne dass ich es bemerkte; so sehr war ich konzentriert. Als ich ihn dann bemerkte, muss er schon eine Weile hinter mir gestanden und beim Zeichnen zugesehen haben. Dabei hat er beide Zeichnungen gesehen, die so gut wie fertig waren. Ich wusste nicht, was ich tun sollte; die Bilder abzudecken oder wegzuräumen wäre ja sinnlos gewesen. So habe ich ihm zugesehen, wie er die beiden Bilder ausgiebig musterte, und abgewartet, was er wohl dazu sagt. Aber er sagte nichts dazu, das heißt er sagte, dass ich zum Abendessen kommen sollte. Was er wohl über diese Zeichnungen denkt?

Meine Einsamkeit kann ich manchmal nicht mehr aushalten. Ich denke dann, dass ich am liebsten sterben würde. Manchmal denke ich sogar darüber nach, mir das Leben zu nehmen, um das Leiden zu beenden. So komme ich mir vor, wie ein Tier, das man seinem Leiden überlässt und das sich nur noch wünscht, eingeschläfert zu werden. Ich weine dann still vor mich hin; niemand sieht mich dabei. Ob Mathias auch manchmal still und heimlich weint, so wie bei der Lateinklausur? Er ist ja so stark und eigentlich immer froh, ein fröhlicher Junge und das, obwohl er stottert. Das Stottern scheint ihm nicht so viel auszumachen. Aber ich spüre, dass es hinter seiner fröhlichen Fassade einen anderen Mathias gibt. Er ist nicht der fröhliche Junge, für den ihn alle halten; er ist im Gegenteil sehr verletzlich und verletzt. Das spüre ich ganz deutlich. Seinetwegen möchte ich auch weiterleben; ich möchte für ihn da sein. Das ist es, was

mich am Leben hält, für ihn da zu sein; er ist das Einzige, was mir etwas bedeutet, alles andere ist mir egal, aber Mathias nicht.

[9.5.1978]

Mit der Band klappt es immer schlechter. Ich verstehe sie einfach nicht; es geht doch um Musik, aber das sehen die anderen nicht so. Da geht es um die Show und vor allen Dingen um Mädchen. Ich finde das ganz schön merkwürdig. Vermutlich geht es tatsächlich darum, das Glied da reinzustecken. Silvano hat es einmal sogar so gesagt: Da geht es nicht um Freundschaft oder so etwas. Vor allen Dingen, was hat das damit zu tun, auf der Bühne eine Show abzuziehen, und wofür muss man dann Musik spielen? Das ist alles ganz schön merkwürdig, und ich habe schon gedacht, das mit dem Fesseln wäre merkwürdig, oder dass ich mich gut fühle, wenn ich dick eingepackt bin, mit Mütze und Kapuze auf. Aber das mit dem Glied und der Musik ist noch viel merkwürdiger. Ich bekomme richtig Schmerzen zwischen den Beinen, wenn ich nur daran denke. Ob das Kai auch so sieht? Er ist ja ziemlich verschlossen; keine Ahnung, ob er auch Schlagzeug spielt, weil er Mädchen kennenlernen möchte, in die er sein Glied stecken kann. Auf jeden Fall fühlt es sich blöde an, bei den Proben ständig so komische Anspielungen zu hören. Ich habe mir schon überlegt, ob ich aufhören soll, in der Band zu spielen.

Überhaupt fühlt sich eigentlich alles blöde an gerade. Ich komme mir vor, als wenn ich in einem unsichtbaren Gefängnis eingesperrt wäre. Alles ist so fremdartig und unreal, wie ein Alptraum, aus dem ich nicht erwachen kann. Neulich habe ich geträumt, wie ich mit Mathias durch das Dorf laufe und dann plötzlich ein Polizeiwagen neben uns anhält. Die Polizisten sind ausgestiegen und haben uns verhaftet. Dabei haben sie uns Handschellen angelegt, mit den Händen auf den Rücken, und ich habe gespürt, wie mein Glied in der Hose drückt. Wenn ich die Augen schließe, kann ich immer noch uns beide mit den Händen auf den Rücken nebeneinander sitzen sehen. Was für ein merkwürdiger Traum. Am Ende waren Mathias und ich aneinander gekettet; wir sollten für immer zusammenbleiben. Vielleicht ist ja alles nur ein Traum, auch Mathias. Vielleicht kann ich gar nicht seine Gedanken spüren, sondern bilde mir alles nur ein. Dass wir uns ständig treffen und uns einander spüren, vielleicht ist das auch alles Einbildung. Ich glaube manchmal wirklich, mein Leben ist so ein bizarrer Traum, ein Alptraum, aus dem ich erst aufwache, wenn ich sterbe. Viel-

leicht bin ich tatsächlich schizophren und merke es nur nicht, weil ich nicht weiß, was Traum ist und was Wirklichkeit, weil ich beides nicht auseinanderhalten kann. Das Einzige, was zweifellos wirklich ist, sind meine Darmkrämpfe. Wenn ich sie habe, ersticken sie aber alles drumherum, alles verschwindet bis auf die Schmerzen. Wie sehr wünsche ich mir, schreien zu können, aber wer soll mich hören?

[13.6.1978]

Heute bin ich bei ihm gewesen; bei Mathias. Es hat mich ganz schön Überwindung gekostet, zu ihm zu gehen, und stand eine Ewigkeit vor dem Haus, bis ich mich getraut habe, bei ihm zu klingeln. Für ihn war es aber scheinbar nichts besonderes, dass ich zu ihm gekommen bin. Es war, als wenn es selbstverständlich wäre, als wenn ich schon oft bei ihm gewesen wäre. Und es war richtig gut, bei ihm zu sein. So nah und deutlich habe ich ihn schon lange nicht mehr gespürt, so gut habe ich mich schon lange nicht mehr gefühlt. Ich würde sagen, ich bin regelrecht glücklich, so glücklich, dass ich an nichts anders mehr denken möchte. Wenn ich meine Augen schließe strömen diese angenehmen, warmen Gefühle durch meinen Körper, strömt er durch meinen Körper. Ich fühle mich so offen, dass ich die ganze Welt in mir aufnehmen kann, als wenn ich mich auflösen würde und zusammen mit ihm die Welt durchdringe, bis in den letzten Winkel, mit ihm, Mathias. Was für ein toller Name, Mathias; ich lausche dem Klang, und er klingt lange nach, richtig lange. Ich habe auch seinen Wecker noch genau vor Augen, mit dem durchsichtigen Gehäuse, sodass man die ganze Mechanik innen sehen konnte. Ich kann mich sehen, wie ich neben ihm auf dem Bett sitze und durch das Gehäuse hindurch die Mechanik des Weckers betrachte. Ich kann mich durch seine Augen sehen.

[3.8.1978]

Heute hat Mathias Geburtstag; er ist fast genau ein halbes Jahr älter als ich. Nach der Schule habe ich ihn wieder abgepasst. In den Sommerferien haben wir uns nicht so oft gesehen, aber immerhin hat es ein paar Mal geklappt, dass ich ihn aufgespürt habe. Ich habe ihm auch zu seinem Geburtstag gratuliert und er hat sich gefreut, dass ich daran gedacht habe. Ich habe gehofft, dass er mich zu seiner Geburtstagsfeier einlädt, aber er hat nichts gesagt. Vielleicht feiert er keinen Geburtstag, aber das wäre schon etwas ungewöhnlich, denn er wird ja schließlich sechzehn. Alle feiern ihren sechzehnten Geburtstag und so-

gar ich denke darüber nach, meinen sechzehnten Geburtstag im Januar zu feiern, obwohl ich keine Geburtstage mag. Bestimmt feiert er seinen Geburtstag am Samstag. Ich bin mir sicher, dass dann viele Geburtstagsgäste bei ihm sind, so beliebt wie er ist. Nur ich werde nicht dabei sein.

In den Sommerferien war ich ab und zu auf Veranstaltungen mit Leuten, die ich über die Schülerzeitung kennengelernt habe. Sie sind politisch aktiv und gehen an andere Schulen in Freiburg. Zum Teil kenne ich sie schon seit einem Jahr, weil ich sie immer wieder mal getroffen habe. Es gibt ein richtig großes Netzwerk von politisch aktiven Schülern, nicht nur in Freiburg, sondern in der gesamten Bundesrepublik. In Freiburg sind es die Jungdemokraten, die dieses Netzwerk bilden. Bei diesen Schülern ist es anders als in meiner Klasse; da gibt es keine Außenseiter, weil alle irgendwie Außenseiter sind. Aus unterschiedlichen Gründen zwar, aber das macht nichts. Außenseiter zu sein, verbindet irgendwie. Auch diese Schüler sind nach meinem Empfinden weit von mir entfernt und nicht selten bin ich eigentlich mit ihnen zusammen, aber fühle mich alleine, weil mich diese unsichtbare Wand von ihnen trennt. Sie ist immer da, diese Wand; außer bei Mathias. Aber den politisch aktiven Schülern macht es nichts aus; da stört sich niemand daran, ganz anders als in der Band, wo das für die anderen ganz offensichtlich ein Problem ist. Hier ist es nur für mich ein Problem – wenn nur ich mich auch nicht daran stören würde, wäre eigentlich alles in Ordnung. Auf jeden Fall passt es mit den politisch aktiven Schülern besser als mit meinen Klassenkameraden. Trotzdem störe ich mich daran. Ich möchte nicht von einer unsichtbaren Wand umgeben sein.

[26.11.1978]

Vorhin bin ich aus Oberhausen zurückgekommen und bei der Fahrt habe ich herausgefunden, was mit mir ist; das ganze Geheimnis: Ich bin schwul. So einfach ist es und ich habe immer gedacht, die Art und Weise, wie ich anders bin, ist so kompliziert und schwer zu verstehen, dass ich es niemandem erklären kann, nicht einmal Mathias. Auf dem Weg nach Oberhausen habe ich im Zug das Heft gesehen, den „stern“: 50 Männer sagen, „Ich bin schwul“, das ist echt stark, und ich sage das jetzt auch. Und dann habe ich mein Meerschweinchen gespürt, nicht einfach nur gespürt, ich war in Kontakt mit ihm und dabei habe ich gespürt, wie es gestorben ist. Als ich vorhin nach Hause zurückgekehrt bin, ist es nicht mehr da gewesen. Ich habe meine Eltern gefragt: Es ist wirklich ge-

storben, während ich im Zug nach Oberhausen saß und es dabei spürte; während mir klargeworden ist, dass ich schwul bin. In Oberhausen bin ich dann erst einmal spazieren gegangen. Dabei habe ich mich mir die Kapuze übergezogen, über die Mütze, und in dem Moment hatte ich diesen Gedanken in aller Klarheit vor Augen: Ich bin schwul und ich liebe Mathias. Das ist unser Geheimnis, dass ich ihn liebe. Liebt er mich auch? Es muss so sein, denn Liebe ist sicher etwas beidseitiges, sonst würde sie ja keinen Sinn machen. Es wäre Unsinn, jemanden zu lieben, der mich nicht liebt. Ich hätte für die Fahrt das Hemd mit einem Rollkragenpullover tragen sollen. Mit Mathias bin ich mir wieder so unsicher geworden, dass ich schon lange keinen Rollkragenpullover mehr unter einem Hemd getragen habe; das letzte Mal vor über einem halben Jahr, als ich bei einem Fotografen ein Foto von mir machen lassen habe. Eigentlich wollte ich es Mathias schenken, aber der Fotograf hat darauf bestanden, dass ich auf dem Foto lächle, und ein Foto gemacht, auf dem ich richtig blöde grinse. Das ist wirklich ärgerlich, denn ich habe da mein Lieblingshemd mit dem dunkelroten Rollkragenpullover an; das sieht richtig gut aus – wenn ich nicht so bescheuert grinsen würde. Auf der Fahrt habe ich mein braunes Flanellhemd mit einem Nickipullover angehabt, so wie auf den Passfotos von vor zwei Wochen. Da grinse ich auch nicht und sehe richtig gut aus, vor allen Dingen auch, weil ich dabei den Parka anhabe. Am Abend nach meiner Ankunft in Oberhausen habe ich das Hemd über den Pullover angezogen. Das ist richtig gut gewesen: Mit dem Flanellhemd über dem weichen Nickipullover und der Kapuze über der Mütze habe ich Mathias wieder deutlich gespürt: Jetzt muss ich es ihm nur noch sagen: Mathias, ich liebe dich.

Jetzt habe ich auch verstanden, was es mit der Sexualität auf sich hat. Das, was wir im Sexualkundeunterricht gelernt haben, stimmt tatsächlich, die Männer stecken dabei wirklich ihr Glied in die Scheide von Frauen, um ihnen ihre Samenflüssigkeit zu geben. Aber das machen natürlich nur die Männer, die nicht schwul sind. Schwule Männer tun so etwas nicht; das wäre ja auch ziemlich widersinnig. Wieso sollte ich einem anderen Jungen meine Samenflüssigkeit geben; was soll er damit anfangen? Bei schwulen Männern geht es nicht ums Kinderkriegen. Es geht es darum, dass man sich angezogen fühlt, weil man sich verbunden fühlt, weil man zusammengehört, wie zwei Teile, die getrennt wurden und sich wiedergefunden haben. Wenn sie sich begegnen, erkennen sie, dass sie zusammengehören und in Wirklichkeit ein Teil sind, das ir-

gendwann getrennt wurde. In Oberhausen habe ich auf der Tagung auch gleich erzählt, dass ich schwul bin. Das war bei der Vorstellungsrunde am Samstagvormittag; „Ich heiÙe Hans-Joachim, bin fünfzehn Jahre alt und schwul“, habe ich gesagt; dabei habe ich das Hemd über meinem Pullover angehabt. Ich glaube, ich war dort der einzige Schwule; zumindest hat es sonst niemand erwähnt. Nur ein etwas älterer Jugendlicher hat mir später gesagt, er findet es ganz schön mutig, dass ich in meinem Alter schon mein schwules Coming-out hatte. Es gibt wohl nur wenige Schwule und ich bin einer von den wenigen; das sollen jetzt alle wissen, damit sie verstehen, wer ich bin.

[3.2.1979]

Heute Nachmittag ist meine Tante dagewesen, sie war ziemlich aufgeregt. Ich habe im Flur gestanden und mitgehört, wie sie meinen Eltern erzählt hat, dass im Dorf das Gerücht umgeht, ich wäre homosexuell. Ich habe es schon vor Weihnachten in der Schule erzählt, aber es hat sich offensichtlich niemand darüber gewundert. Nur Silvano hat darauf reagiert, als ich das Thema in der großen Pause ansprach; „Der Hans wieder“, hat er gesagt. Sieht man es mir an? Offensichtlich passt es zu mir, schwul zu sein, weil es eben auch bedeutet, anders zu sein. „Der Hans-Joachim wieder mit seinen Spleens“, hat meine Mutter meiner Tante geantwortet, „Du kennst ihn doch, für ihn ist keine Verrücktheit zu verrückt. Bestimmt hat er das irgendwo gelesen.“ Meine Tante bestand aber darauf, dass es alles andere als harmlos ist, „Der gerät noch auf die schiefe Bahn“, sagte sie. „Ach was“, hat mein Vater geantwortet, „das ist doch alles Geschwätz, das ist so schnell wieder vergessen wie es hochgekommen ist. Am besten ist es, wir reden nicht darüber.“ Immerhin scheint es jetzt das ganze Dorf zu wissen und dann weiß es Mathias auch. Dann erkennt er auch, dass ich ihn liebe, und sollte darauf reagieren – wenn er mich auch liebt.

Aber bisher hat er nicht reagiert. Ich hätte ihn gerne zu meiner Geburtstagsfeier eingeladen, aber ich habe mich nicht getraut, es ihm direkt zu sagen. Ich habe ihm nur gesagt, dass alle eingeladen sind, die kommen möchten. Mal sehen, ob er nachher kommt. Überhaupt bin ich gespannt, wer nachher zur Geburtstagsfeier kommt; vielleicht kommt ja gar niemand, das würde zu mir passen. Je älter ich werde, desto schwieriger wird es mit den anderen. Ich komme mit ihnen nicht zurecht und sie nicht mit mir. Besonders schlimm war der Bandauftritt beim Weihnachtsgottesdienst. Der Auftritt war voll und ganz Silvanos Show bis

zum Höhepunkt, als er dieses völlig übersteuerte Gitarrensolo spielte und die Zuschauer vor Schreck aufstanden. In der Klasse, nein in der ganzen Schule, ist er damit zu einem regelrechten Star geworden; alle haben ihm beim Vorbeigehen für den Auftritt gratuliert. Ich stand neben ihm und habe ein bisschen vor mich hin geklumpert; mein Verstärker war so leise, da war es egal, was ich gespielt habe; es hat niemand gehört. Hendrik meinte nach dem Konzert auch, dass ich überflüssig gewesen bin. Inzwischen ist ja Michael dabei, der Orgel spielt; da wird eine zweite Gitarre nicht mehr gebraucht. Niemand braucht mich, wahrscheinlich noch nicht einmal Mathias. Benötigt er vielleicht nur Zeit für sein Coming-out? Vielleicht muss er sich erst noch darüber klar werden, dass er auch schwul ist, bevor er erkennen kann, wie sehr wir uns brauchen; wie sehr ich ihn brauche. Ohne ihn gibt es nichts mehr in meinem Leben.

Nach Silvester ist es richtig Winter geworden. Ich komme jetzt öfter mit Mütze und Kapuze in die Schule; dass ich der Einzige bin, der so kommt, macht ja nichts, ich bin ja in vielerlei Hinsicht der Einzige. Meinen Parka mag ich richtig gerne; es ist an jedem Tag die schönste Zeit, wenn ich ihn trage. Dabei ist es fast egal, ob ich die Kapuze aufhabe oder nicht, obwohl es sich mit Kapuze auf schon richtig gut anfühlt. Wenn ich so eingepackt bin, bin ich ganz bei mir. Dann fühle ich mich nicht so fremd und so komisch wie sonst immer. Letzte Woche stand ich in der großen Pause mit Mütze und Kapuze auf neben Mathias. Der hatte seinen dicken Schal um, seine Mütze auf und seinen schwarzen Anorak an, aber die Kapuze hat er sich nicht übergezogen.

Nachtrag: Es sind doch mehr aus meiner Klasse zu meiner Geburtstagsfeier gekommen als erwartet, sogar Hendrik. Aber Mathias ist nicht gekommen.

[5.6.1979]

Ich habe schon darauf gewartet, dass so etwas passiert, und heute ist es soweit gewesen. Eigentlich hatten wir uns wieder zu intensiven Proben in den Pfingstferien verabredet und ich habe ein paar neue Stücke vorbereitet, die wir spielen könnten. Aber heute, zu Beginn der Probe, sagte Hendrik, dass sie mit mir reden müssten. Er sagte mir, dass wir nicht zusammenpassen, dass es menschlich nicht funktioniert und musikalisch auch nicht. „Du bist so verrückt, da kommt kein Mensch mehr mit“, hat Silvano gesagt. Kai und Michael haben sich nicht dazu geäußert. Ich stand da und habe nicht gewusst, was ich antworten soll, bis Hendrik gesagt hat, „Am besten, du gehst jetzt.“ Ich glaube, ich

habe mich noch nie schlecht gefühlt, wie ich mich jetzt fühle. Den ganzen Abend kommen mir die Tränen, ich kann es gar nicht stoppen. Dabei fühle ich mich in der Band schon lange nicht mehr wohl. Im Grunde genommen ist es gut, dass es jetzt vorbei ist; die letzten Male hatte ich auf dem Weg zur Probe immer richtige Bauchschmerzen. Es wäre aber besser gewesen, wenn ich von mir aus gegangen wäre; so rausgeschmissen zu werden, fühlt sich richtig beschissen an. Danach hatte ich Darmkrämpfe, die waren so stark und langanhaltend wie noch nie; bestimmt vier Stunden. Am Ende lag ich heulend auf dem Bett; die Schmerzen und meine Verzweiflung haben sich endgültig gegen mich verbündet. Es gibt keinen Ausweg mehr.

Wenn es jetzt wenigstens Mathias gäbe, aber da passiert auch nichts. Ich denke so oft an ihn, Tag und Nacht, und hoffe, dass von ihm irgendeine Reaktion kommt, irgendetwas. Aber nichts passiert. Er muss doch mitbekommen haben, dass ich schwul bin, alle haben es mitbekommen, und er muss doch auch merken, dass ich ihn mag, dass ich ihn liebe. Er muss sich doch etwas dabei denken, dass ich ihn nach der Schule abpasse, in der großen Pause bei ihm stehe und ihm nachmittags beim Turnen zusehe. Warum reagiert er nicht darauf? Weil er das alles merkt, aber nicht in mich verliebt ist? Weil er vielleicht nicht schwul ist oder es nicht wahrhaben möchte? Vielleicht möchte er gar nicht so anders sein, wie ich es bin. Tag für Tag drehen sich meine Gedanken im Kreis. Das Beste wäre, ihn einfach direkt zu fragen, „Du, Mathias, ich bin in dich verliebt, wie ist es bei dir?“ Wie soll ich dann damit umgehen, wenn er sagt, dass er nicht in mich verliebt ist? So, wie es jetzt ist, kann ich wenigstens in seiner Nähe sein und von ihm träumen; wenn er mir sagt, dass er meine Liebe nicht erwidern kann, kann ich dann noch seine Nähe suchen oder muss ich mich dann von ihm fernhalten? Dann ist doch auch der Traum zu ende. Dann habe ich noch nicht einmal das. Ohne den Traum habe ich gar nichts mehr; dann gibt es keinen Ausweg mehr, dann bleibe ich mein restliches Leben alleine. Vertrieben aus der Heimat meiner Kindheit in einem Niemandsland, ein Niemand im Niemandsland; so komme ich mir vor. Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Ich habe das Bild von dem Jungen in Rollkragenpullover und Hemd wieder hervorgeholt, das ich damals aus dem Katalog ausgeschnitten habe. Es liegt versteckt unter dem Teppichboden in meinem Zimmer. Wie könnte dieser Junge wohl heißen, Florian, oder auch Mathias – mit einem t, damit der Name sieben Buchstaben hat? Ich glaube, es gibt keinen Mathias in meinem Leben und

auch keinen Florian. Ich bin am Ende ganz alleine in einer Welt, in die ich nicht gehöre. Meine Liebe ist die Liebe eines Einsamen; sie hat nichts zu tun mit dem, was andere unter Liebe verstehen. Sie ist die Suche nach jemanden, den ich irgendwann verloren habe und wiederfinden muss, um jemand ganzes zu werden, eine Persönlichkeit, vor allen Dingen auch, um aus dem gläsernen Gefängnis herauszukommen, das immer enger wird, so eng, dass ich mich kaum mehr darin bewegen kann. Es ist die Suche nach etwas, was es wahrscheinlich gar nicht gibt. Auch meine Zeichnungen habe ich unter dem Teppichboden versteckt. Am besten gefällt mir das von dem Jugendlichen im Parka, der die Hände auf den Rücken gefesselt hat; das bin ich. So fühle ich mich, wie gelähmt und stumm, wie gefesselt und geknebelt; warum kommt denn niemand und befreit mich? Wenn ich das Bild mit dem Jungen aus dem Katalog ansehe, ist es als wenn ich mich selbst in einem Spiegel sehe, mich selbst in einem braunen Hemd mit einem roten Rollkragenpullover darunter. Das habe ich schon lange nicht mehr getragen. Ich trage überhaupt keine Hemden mehr mit Rollkragenpullover, weil es mich traurig macht, wenn ich es trage. Ich habe Mathias verloren – für immer. Selbst meinen Parka zu tragen, macht mich traurig, obwohl es sich so gut anfühlt, ihn anzuhaben. Dieses Jahr hat es bis in den April immer wieder kalte Tage gegeben, an denen ich auf dem Weg in die Schule die Kapuze über die Mütze gezogen habe, manchmal sogar in der großen Pause. Das fühlt sich schon stark an, den anderen zu zeigen, das bin ich, da komme ich her. Aber auch traurig, weil ich meine Kindheit und damit auch meine Herkunft verloren habe – ebenso endgültig wie Mathias. Mein Parka ist wie ein Freund, aber er ist ein stummer Freund, der aus einer Zeit kommt, die verloren ist. So wie Mathias ein stummer Freund aus einer verlorenen Zeit ist.

[30.9.1979]

Wenn ich meine Augen schließe, träume ich von Mathias. Wie ich ihn in den Sommerferien getroffen habe und er mir erzählt hat, dass es ihm in Wirklichkeit sehr schlecht geht, auch wenn man es ihm nicht anmerkt. Dann hat er seine Oberarmmuskeln angespannt und gesagt, „Ich bin Löwe.“ Ja, dir kann niemand etwas anhaben; du bist so stark. Ich wäre auch gerne so stark, ich wäre auch gerne Löwe. In der letzte Ausgabe der Schülerzeitung habe ich über Schwulsein geschrieben. Ich hatte gehofft, dass Mathias den Artikel liest und mich fragt, „Bist du wirklich schwul?“ Ich könnte ihm dann meinen Arm um die Hüfte legen und sagen, „Ja, und du bist der, den ich liebe.“ Aber er hat mich nicht ge-

fragt. Ich habe ihn öfters in den Sommerferien getroffen und jetzt auch wieder in der Schule, aber von ihm kommt nicht einmal eine vage Andeutung. Es muss einen Grund geben, warum er es nicht anspricht. Hat er Angst davor, schwul zu sein? Jemand, der so stark ist wie er? Oder ist er gar nicht schwul und möchte mich nicht verletzen? Solche Fragen sind wie ein Strudel, der mich in einer Kreisbewegung festhält; ich komme nicht mehr heraus, weil er zu stark geworden ist, aber er ist trotzdem nicht stark genug, um mich in die Tiefe zu ziehen. So kreise ich immer wieder um diese Fragen, Tag für Tag.

In diesen Sommerferien habe ich viel mit den Leuten aus der politischen Schülerzeitungsszene gemacht. Ich habe dabei auch einen Schüler aus Ravensburg getroffen, der kifft und sich für die Legalisierung von Cannabis einsetzt. So mutig wäre ich auch gerne. Vor allen Dingen wäre ich gerne so mutig, Mathias einfach zu sagen, „Du, ich liebe dich.“ Wenn ich den Mut dazu hätte, würde sich das wenigstens klären; so stagniert unser Verhältnis, wie eingefroren, wie ein Traum, der nicht mehr aufhört und sich dabei langsam von einem Wunschtraum zu einem Alptraum entwickelt. Ich muss aufhören zu träumen. Es wird Zeit, dass mein Leben real wird, dass ich real werde, einfach ein Mensch unter den anderen und nicht so ein Traumwesen, eingesperrt in ein gläsernes, unsichtbares Gefängnis, gefangen in einer Realität, die es nur für mich gibt. Mit den politisch aktiven Schülern aus Freiburg kann es etwas werden. Bei ihnen ist es ganz anders als in meiner Klasse. Da kann ich einfach ich sein. Die nehmen mich so, wie ich bin; die finden es sogar mutig, dass ich so anders bin und mich nicht verstecke. Dabei bin ich wirklich alles andere als mutig. Aber auch bei den Freiburger Schülern spüre ich die unsichtbare Wand, ich höre sie vor allen Dingen auch, weil mir bei fremden Leuten noch viel mehr als sonst auffällt, wie verzerrt meine Stimme klingt. Aber es ist da in Ordnung, so zu sein, so isoliert und für sich. Es ist ok.

Ja, ich werde ein reales Leben beginnen, als realer Mensch. Dann macht es keinen Sinn mehr, das Tagebuch weiterzuführen. Es ist zu einem Ende gekommen; mehr gibt es nicht mehr zu sagen.

[10.7.1980]

Vor ein paar Wochen bin ich neben Mathias auf einer Matratze gelegen, dicht neben ihm. Da war eine Schulparty und ich war schon ziemlich betrunken, als ich ein Zimmer suchte, um mich zurückzuziehen. Dann kam ich in das Zimmer

ohne Licht, in dem lauter Matratzen lagen, und auf einer davon lag er. Ich habe mich einfach neben ihn gelegt, mich an ihn geschmiegt und ihn umarmt. Er war wohl mindestens so betrunken wie ich. So lagen wir jedenfalls eine Weile, bis jemand kam, den ich nicht kannte und sagte, „Da sind ja zwei Schwule, da leg ich mich dazu.“ Das tat er auch und legte sich neben Mathias, den er dann regelrecht bedrängte. Mathias stand dann auf und ging aus dem Zimmer. Ich lief ihm hinterher und stütze ihn ab, weil er ziemlich schwankte. Wir setzten uns dann nebeneinander auf ein Sofa, wo er einschlief. Nach einer Weile wachte er wieder auf und ging nach Hause. An den Tagen danach war ich mir nicht sicher, ob ich das alles nur geträumt hatte, bis ich den Jungen sah, der sich zu Mathias und mir legte. Das heißt, er hat mich gesehen und gesagt, „Das ist doch der Schwule von neulich.“ Ich habe ihn sofort an der Stimme erkannt. Dabei hat er gelacht und gleich gesagt, dass das nur ein blöder Scherz sei und ich es ja nicht ernst nehmen soll. Er geht in die Klasse über mir und scheint neu zu sein. Ob sich Mathias an diese Begebenheit erinnern kann?

Letzte Woche stand ich während der großen Pause mit ein paar Leuten von der Schülerzeitung zusammen. Da hat er sich von hinten an mich gedrückt, seine Hände in meine Hosentasche gesteckt und ins Ohr geflüstert: „Wenn ich dich so anmache, denkst du bestimmt, ich bin schwul, aber vielleicht will ich dir nur das Portemonnaie aus der Tasche ziehen.“ Wenn er flüstert, stottert er deutlich weniger als sonst. Dann hat er das Portemonnaie aus meiner Hosentasche gezogen. Ich habe meinen Arm um seine Hüfte gelegt und ihn an mich gedrückt. Das hat sich richtig gut angefühlt, ihn so zu spüren, so in der Hand zu haben. Im Nachhinein kommt es mir vor, als wenn es ein Traum gewesen wäre. Ich kann an nichts anderes mehr denken; wieso kann dieser Traum nicht einfach bleiben? Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen und bald sind ja schon Ferien. Ich werde auf jeden Fall an seinem Geburtstag zu ihm gehen; es ist sein achtzehnter. Ich habe ja geplant, mit einem Schülerzeitungskollegen und seinem Bruder eine Interrail-Tour zu unternehmen. Ursprünglich wollten wir zu Beginn der Sommerferien losfahren, aber ich konnte den Beginn auf den 4. August verschieben, damit ich am 3. August zu Mathias gehen kann, an seinem achtzehnten Geburtstag. Die beiden fanden es nicht so gut, die Fahrt auf das Ende der Ferien zu legen, aber ich konnte sie überzeugen, dass es mir wichtig ist, zu der Geburtstagsfeier zu gehen. Ich bin fest entschlossen, ihm diesmal zu sagen, was ich für ihn empfinde. Es ist auch ganz egal, was ich

dann sage, auch wenn es nur ein „Ich liebe dich“ ist. Diesmal wird es klappen. Wenn ich daran denke, dass es jetzt vielleicht doch noch etwas werden mit uns beiden, komme ich regelrecht in Hochstimmung. Eigentlich habe ich schon aufgegeben, aber diesmal werde ich zu ihm gehen und ihm etwas sagen wie, „Ich mag dich richtig gerne, Mathias; ich möchte mit dir befreundet sein.“

[3.8.1980]

Heute ist es soweit gewesen: Ich war bei Mathias auf seiner Geburtstagsfeier. Ich fühle mich immer noch wie berauscht. Ich bin einfach hingegangen, ohne Einladung, aber es ist in Ordnung gewesen. Er hat sogar gesagt, dass es ihn freut, dass ich gekommen bin. Aber ich habe es nicht geschafft, ihm zu sagen, warum ich gekommen bin und wie sehr ich ihn mag. Ich war kurz davor; gleich mehrere Male gab es eine Gelegenheit, bei der ich angesetzt habe, es ihm zu sagen, aber dann stockte es. Das war richtig blöde; es hätte gut gepasst und er hätte mit Sicherheit gesagt, dass er mich auch mag. Da bin ich ganz sicher. Dass wir nicht zusammenkommen, scheitert letztlich immer nur an mir. Aber ich werde es nochmal versuchen. Wenn ich wieder von der Reise zurück bin, sage ich ihm, dass ich ihn liebe. Dann ist es soweit, endgültig. Trotzdem war es richtig gut, bei ihm zu Hause zu sein, im Garten seiner Eltern; es fühlt sich wie eine echte Freundschaft an. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll, ich bin einfach nur glücklich, so glücklich wie noch nie in meinem Leben. Und das obwohl ich nicht geschafft habe, was ich vorhatte.

[15.9.1980]

Das habe ich schon lange nicht mehr so erlebt. Heute Nachmittag habe ich wie in einem Tagtraum Mathias gesehen, wie er auf einer Bank sitzt. Es war deutlich erkennbar, wo die Bank steht und ich bin sofort mit dem Fahrrad dort hingefahren. Und da ist er auch gesessen. Ich habe mich zu ihm gesetzt; er hat sehr traurig ausgesehen. Das ist ungewöhnlich, denn Mathias sieht normalerweise nicht traurig aus. Ich glaube, als er die Lateinarbeit bekam, wegen der er sitzen geblieben war, und letztes Jahr, als er mir gesagt hatte, dass es ihm so schlecht geht, waren die einzigen Male, dass ich ihn traurig gesehen habe. Ich habe seine Traurigkeit wieder deutlich gespürt und ihn gefragt, was mit ihm ist. Zuerst hat er gesagt, dass er nur am Nachdenken ist, aber dann, dass er sich nach einer Freundin sehnt. Das hat mich getroffen wie ein elektrischer Schlag. Ich bin überhaupt nicht mehr in der Lage gewesen, etwas zu sagen; mit einem

Mal war da so ein Chaos in meinem Kopf; alles schrie und lärmte. Eine Freundin. Nach einer Weile habe ich an ihn gelehnt und meine Hand auf seinen Oberschenkel gelegt und so sind wir ganz schön lange nebeneinander gesessen; meine Hand auf seinem Oberschenkel. Jetzt, wo es nichts mehr zu verlieren gibt, weil alles verloren ist, traue ich mich; wenn es nicht überflüssig gewesen wäre, hätte ich sagen können, „Ich liebe dich doch, Mathias“, es hätte mich so gut wie keine Überwindung gekostet. Jetzt, wo es nichts mehr zu sagen gibt. Vier Jahre ist es her, dass er mir aufgefallen ist, Mathias mit dem Hemd und dem Rollkragenpullover darunter, und in dieser ganzen Zeit war die Vorstellung, neben ihm zu sitzen, die Hand auf seinen Oberschenkel zu legen und ihn zu spüren, das Höchste, was ich mir vorstellen konnte. Mein Leben hätte ich für so einen Moment gegeben, und jetzt, wo ich es genauso erlebt habe, kann ich es nicht mehr genießen. Mathias sehnt sich nach einer Freundin.

Ansonsten, die Interrail-Tour war gut – jeden Tag an Mathias gedacht; ich habe ihm auch eine Postkarte geschickt. Es gab in den unterschiedlichen Ländern auch andere Jungs, die ich ziemlich ansprechend fand; was auch immer das bedeutet. Die Welt ist groß und es gibt sicher irgendwo noch andere Jungs, die zu mir passen, vielleicht sogar einen anderen Mathias. Es wird höchste Zeit, dass ich in dieser Welt hier ankomme. Es macht keinen Sinn, ständig meiner Heimat nachzutrauern, aus der ich vertrieben wurde; letztlich wird die Fremde eben meine Heimat werden. Heute Abend bin ich noch lange im Wald spazieren gewesen, in meinem Parka. Im Wald habe ich mir auch die Kapuze aufgesetzt, obwohl es noch nicht so kalt ist. Es fühlt sich gut an, so als wenn ich wieder in der Welt meiner Kindheit wäre. Aber ich mag dieses Gefühl nicht mehr, weil es nicht real ist. Ich werde nicht mehr zurückkehren in diese Welt und Mathias ist endgültig nicht der verlorene Zwilling Bruder, den ich wiedergefunden habe. Er ist die Sehnsucht nach etwas, was es gar nicht gibt, und diese Sehnsucht macht alles nur noch schlimmer. Es wird Zeit, das alles so zu akzeptieren, wie es ist; es ist halt mein Leben, alleine und isoliert in einer fremden Welt zu sein. Auch dass sich Mathias nach einer Freundin sehnt, muss ich akzeptieren. Es ist jetzt endgültig Zeit, dass ich in einem wirklichen Leben ankomme, und auch Zeit, das Tagebuch zu beenden.

[18.4.2021]

Ich habe tatsächlich Kontakt aufgenommen mit ihm, Mathias. In den letzten Jahren hatte ich immer wieder mal darüber nachgedacht, ob ich es tun soll. Dadurch dass ich wegen der Krankheit meiner Eltern recht oft in Gundelfingen war, dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, ist mir diese Zeit mit ihm wieder recht nahe gerückt, obwohl sie schon über vierzig Jahre zurückliegt und ich mich wirklich anstrengen muss, mich daran zu erinnern. Und dann kam letzten Monat diese Email von „stayfriends“, wo ich einen unbenutzten Account habe. Zuerst dachte ich, ich hätte ihn gefunden, aber es war ein anderer Mathias; „mein“ Mathias ist nirgendwo im Internet aufzufinden. Aber der Kontakt über seinen Vater hat funktioniert. Ich kann es immer noch nicht richtig fassen, dass er mir geantwortet hat. Und wie er mir geantwortet hat; er ist ohne Zweifel genau der, den ich in meiner Erinnerung habe. Er kann sich leider kaum an mich erinnern, wie er schreibt, überhaupt an die Schulzeit nicht mehr, weil sie ihn zu sehr verletzt hatte. Daher hat er auch kein Interesse, mich kennenzulernen; vielleicht habe ich ihm auch zu direkt geschrieben, was er für mich bedeutet. Ich hätte ihm aber nichts anderes schreiben können, denn das ist es, was mich beschäftigt. Immer wieder treibt mich diese Frage um: War das, was ich mit ihm erlebt habe, diese erfahrene Nähe bis zum gemeinsamen Spüren und Sich-Erspüren, war das real? Das heißt, findet es in Mathias eine Entsprechung, hat er womöglich mir gegenüber etwas ähnliches verspürt? Genau diese Frage hat er mir beantwortet. Er hat offenbar genauso wie ich die Fähigkeit, in einen solchen direkten Kontakt mit anderen Menschen zu kommen, generell mit anderen Lebewesen: „Hunde und Katzen merken das komischerweise zuerst“, schreibt er. So wie er es beschreibt, ist er in dieser Hinsicht vielleicht sogar feinfühlicher als ich. Er muss mich gespürt haben damals, ganz sicher. Allerdings hatte es für ihn eine andere Bedeutung; vermutlich war es für ihn viel selbstverständlicher als für mich, andere Menschen zu spüren, weil er nicht aus dieser abgeschlossenen autistischen Welt gekommen ist. Für mich war diese direkte Verbindung unmittelbar mit der Verheißung verbunden, meine Isolation überwinden zu können; für ihn ist es die Grundlage für seinen prägenden, grundsätzlich offenen und anderen Lebewesen zugewandten Charakter.

Ich habe auch erfahren, dass sein Stottern für ihn eine sehr schwerwiegende Sache war, die er inzwischen überwinden konnte. Dadurch haben seine und meine Biographien erstaunliche Parallelen, insbesondere fand seine zentrale

Auseinandersetzung mit seinem Stottern zur gleichen Zeit statt wie meine mit meinem Autismus und für uns beide bildete diese Auseinandersetzung die Voraussetzung dafür, in unserem Leben herauszufinden und umzusetzen, was uns jeweils entspricht. Wirklich erstaunlich ist, dass ich bisher noch nie darüber nachgedacht hatte, dass Stottern ja auch mit Sprache zu tun hat, damit, wie man sozusagen „in der Sprache wohnt“ – so wie Autismus. Darüber hinaus hat es genauso wie Autismus damit zu tun, dass bestimmte Aspekte des Denkens im Bewusstsein stattfinden, die bei den meisten unbewusst ablaufen. Diese Erfahrung hat uns damals mit Sicherheit irgendwie zusammengebracht. Allerdings ist sie als Erfahrung zu komplex, als dass wir in der Lage gewesen sein konnten, sie zu verstehen. Wir hatten sozusagen „real“ keine Berührungspunkte, keine gemeinsamen Interessen, keine sich überschneidenden Freundeskreise, eigentlich nichts, woran wir anknüpfen hätten können. Trotzdem haben wir uns einander nahe gefühlt und sind es auch gewesen, ohne es zu verstehen. Das ist mir jetzt erst richtig klargeworden.

Und noch etwas: Mathias ist definitiv der Junge, dem ich mit elfeinhalb Jahren in der großen Pause begegnet bin, der Junge mit dem Rollkragenpullover unter dem Hemd, dem ich später, als Vierzehnjähriger, zum ersten Mal wieder begegnet bin. Dass es mehr als zwei Jahre gedauert hat, bis ich Mathias als einen meiner Klassenkameraden wieder getroffen und nicht wiedererkannt habe, zeigt, wie schwer es mir damals fiel, andere Menschen wiederzuerkennen; da war die Kleidung naheliegenderweise ein wichtiges Merkmal. Der Junge, der mich veranlasst hatte, meine abgeschlossene Kindheitswelt zu verlassen, das weiß ich jetzt, das ist Mathias. Er ist auch der, der mein schwules Coming-out mit fast sechzehn Jahren angestoßen hatte, obwohl er, wie er mir jetzt wieder bestätigt hat, offensichtlich nicht schwul ist. Gleich nachdem ich ihn – nach seinem achtzehnten Geburtstag – aus den Augen verloren hatte, fing ich an, nach ihm zu suchen. Ich suchte ihn in meiner Oberstufenzeit in Jochen und etwas später in Adrian, um festzustellen, dass sie es beide nicht waren. Die Suche nach diesem Jungen hat wie kaum etwas anderes mein Leben geprägt, und ich habe ihn wiedergefunden, gleich zwei Mal: 16 Jahre nach dieser ersten Begegnung in Hajo fast 22 Jahre danach in Steffan. Diese Suche ist auch unmittelbar damit verbunden, dass ich mit Andreas ein Gegenmodell zu dieser Begegnung als Partner habe, einen „Anti-Mathias“ sozusagen. „Anti-Mathias“ in der Hinsicht, dass Andreas real ist, ein realer Beziehungspartner, ein realer Mensch,

der sich auch bei aller Nähe nicht durchdringen lässt. Mathias dagegen ist durch seine Abwesenheit mein Spiegelbild geblieben, derjenige, nach dessen Bild sich meine Persönlichkeit entwickelt hat. Dadurch gehört er zu den bedeutendsten Menschen in meinem Leben und es fühlt sich gut an, das von einem so besonderen Menschen wie ihm sagen zu können.



Zwischen Nicht und Ich



Die Begegnung

Ich heie Adrian Reimert und bin am 3. August 1962 geboren; das heißt, ich war gerade 12 Jahre alt geworden, als ich meine erste denkwürdige Begegnung mit Torben hatte. Mich hielten alle für einen fröhlichen Jungen, der immer freundlich war und häufig lachte, aber in Wirklichkeit war ich oft traurig. Wenn ich von der Schule nach Hause kam, ging ich nicht selten zuerst in mein Zimmer, weil ich weinen musste. Nicht nur weil ich der schlechteste Schüler in der Klasse war, obwohl ich mich für die Schule wirklich anstrenge. Ich stotterte auch und konnte mich nicht richtig ausdrücken. Ich konnte mich den anderen nicht zeigen; sie sahen in mir alle nur den freundlichen, fröhlichen Jungen, den ich ihnen vorspielte, weil ich mich nicht traute zu zeigen, wie einsam und verzweifelt ich mich in Wirklichkeit fühlte. Ich spielte ihnen etwas vor, was ich gar nicht war; ich wusste selbst nicht, was ich war und mochte mich auch selbst nicht leiden. Nur beim Sport fühlte ich mich gut, da konnte ich alles andere ausblenden. Vor allen Dingen beim Geräteturnen war ich vollkommen konzentriert und bei mir, da war ich ich, so wie ich sein wollte. Meine Traurigkeit kam auch daher, dass ich so offen und sensibel bin; das wurde mir erst in letzter Zeit klar. Manchmal kam es mir vor, als würde ich die Traurigkeit der anderen Menschen um mich herum wie ein Schwamm aufsaugen. Ich konnte mir noch nicht einmal einen Liebesfilm ansehen, ohne dass ich dabei weinen musste; sogar dann, wenn der Film völlig lächerlich war. Meine Schwester sah sich gerne Liebesfilme an und fand es lustig, wenn mir dabei die Tränen kamen. Ja, das war ich wohl, nach innen ein stotterndes und bersensibles Häufchen Elend, nach außen ein fröhlicher, sportlicher Junge mit einem coolen Namen, wie meine Schwester meinte, und einer coolen Schwester. Sie war zwei Jahre älter als ich, wirkte aber älter, richtig abgeklärt und fast schon erwachsen. Und sie mochte mich; immer wieder sagte sie, ich wäre der beste Bruder, den man haben konnte. Sie gab mir immer viele Tipps, wie ich Freundschaften finden und in der Schule besser werden konnte. Aber sie konnte mir nicht wirklich helfen, schon gar nicht in der Schule. Anders als ich hatte sie es nicht auf das Gymnasium geschafft und war auf der Hauptschule.

Einmal, beim Frühstück, sagte sie, „Du musst unbedingt an deinem Stil arbeiten.“ Ich verstand nicht, was sie meinte, und sie erklärte, dass meine Kleidung ziemlich „altbacken“ aussah. „Heute Nachmittag mache ich eine Stilberatung mit dir“, schlug sie mir vor; warum nicht? Sie zeigte mir dann ein Heft mit Lie-

besgeschichten, zu denen es viele Fotos gab. Während sie darin blätterte, erklärte sie, „Ich finde ja Jeans besser als Cordhosen.“ Tatsächlich trugen die meisten Jungs auf den Abbildungen Jeans in unterschiedlichen Farben, aber manche auch Cordhosen. Mir gefielen Cordhosen besser, auch weil sie angenehm zu tragen waren; meine beiden dunkelblauen Cordhosen waren meine Lieblingshosen. Ich mochte am liebsten blaue Kleidung; warum, kann ich nicht sagen, aber als Farbe gefiel mir Blau mit Abstand am besten. „Die Cordhosen gehen ja noch, aber deine Pullis sind eine Katastrophe“, sagte sie, „Die trägst du schon seit deiner Einschulung und dann die Hemden drunter bis oben zugeknöpft; unmöglich.“ In dem Heft meiner Schwester trugen die Jungs alle ihre Hemden offen, auch der Junge, der jetzt auf einem großen Foto zu sehen war. „Schau mal er hier“, sagte sie, „Er sieht doch richtig cool aus. So solltest du deine Hemden tragen.“ Das grau-schwarz karierte Hemd gefiel mir gut, aber der Junge hatte noch einen Rollkragenpullover darunter an, was sehr ungewöhnlich aussah. Ich hatte auf jeden Fall noch nie jemanden gesehen, der sein Hemd über einem Rollkragenpullover trug. „Wirklich?“, fragte ich, „Ich meine, man zieht doch keinen Rollkragenpulli unter das Hemd; bist du sicher, dass man das so tragen kann?“ „Was verstehst du schon von Mode?“, entgegnete meine Schwester und blätterte um. Auf der nächsten Seite war eine große Porträtaufnahme des Jugendlichen. „Stille Wasser gründen tief. Hinter Matthias' freundlicher Fassade verbirgt sich ein nachdenklicher, fast schon geheimnisvoller Junge“, stand darunter. „Das Hemd sieht mit dem Rollkragenpulli drunter echt klasse aus, viel besser als mit einem Pullover drüber“, erklärte sie, „Das ist individuell, das trägt nicht jeder so. Ich finde, vom Aussehen her ist er derselbe Typ wie du, offen und freundlich, aber auch sensibel und ein bisschen tiefgründig. Dazu passt diese Kombination richtig gut. Hast du nicht auch so einen Rolli?“ Sie ging zu meinem Kleiderschrank und holte meinen Rollkragenpullover heraus. „Probier es aus; ich bin ganz sicher, dass es dir gefällt. Fehlt noch das passende Hemd. Du hast ja echt coole Hemden; sie kommen nur nicht zur Geltung, so wie du sie immer trägst.“ Sie zeigte mir mein hellblau kariertes Hemd, „Das passt doch farblich perfekt zur Hose und dem Rolli.“ Als ich es anhatte, betrachtete sie mich von allen Seiten und rief, „Wow, schau dich mal im Spiegel an.“ Mich so im Spiegel zu sehen, war allerdings ziemlich merkwürdig. Es kam mir vor, als würde ich einen fremden Jungen sehen, mit einem Rollkragenpullover unter dem Hemd, der fast die gleiche blaue Farbe hatte wie seine Cordhose. Es war, als wäre dieser Junge ein Tagtraum, und plötzlich hörte ich

leise und weit entfernt seine Stimme: „Du bist ich.“ „Ich finde, das steht dir richtig gut“, mischte sich die Stimme meiner Schwester in den Traum, „Das hellblaue Hemd und der dunkelblaue Rolli drunter, passend zu deiner Hose; das ist dein Stil, das ist Adrian.“ Mit einem Mal wirkte das Bild im Spiegel wie verwandelt, auf eine subtile, kaum wahrnehmbare Weise verwandelt; es war dasselbe Bild, aber irgendwie anders. „Adrian“, hörte ich das Bild in dem Spiegel sagen, „Du bist ich.“ Es war ein wirklich merkwürdiger Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkam. Bis ich aus diesem Tagtraum erwachte, waren es nur wenige Sekunden, aber es kam mir vor wie Stunden. Ich betrachtete ausgiebig mein Spiegelbild: Das Hemd mit dem Rollkragenpullover darunter sah zwar ziemlich ungewohnt aus, aber es gefiel mir, vor allem, weil der Pullover den gleichen Blauton hatte wie die Hose; es passte tatsächlich zu mir. Der Adrian im Spiegel sah richtig gut aus: Das bin ich wirklich.

Am nächsten Tag ging ich so in die Schule und war wie erwartet der Einzige, der das Hemd über einem Rollkragenpullover trug. In der großen Pause stand plötzlich Torben vor mir, einer meiner Klassenkameraden. Ich hatte ihn bis dahin noch nie so richtig wahrgenommen; er war sehr ruhig und unscheinbar, gleichzeitig aber auch ziemlich merkwürdig und unnahbar, als würde er in einer unsichtbaren Blase leben. Vor ein paar Monaten kam er zu spät in den Unterricht, rannte quer durch das Klassenzimmer und versteckte sich hinter dem Vorhang am Fenster. Auf die Aufforderung, sich sofort auf seinen Platz zu setzen, reagierte er nicht und die Lehrerin zog ihn unter allgemeinem Gelächter hinter dem Vorhang hervor und schob ihn auf seinen Platz. Torben war für sein merkwürdiges Verhalten bekannt. Auf jeden Fall stand er in der Pause direkt vor mir und starrte mich minutenlang an. Er trug ein einfaches Hemd, das er bis obenhin zugeknöpft hatte; er könnte auch gut eine Stilberatung gebrauchen. Während er mich so ansah, strahlte er etwas geheimnisvolles aus; ich hätte gerne gewusst, was in diesem Moment in ihm vorging – tief in ihm drin. Mir kam es vor, als wäre ich ihm schon einmal begegnet, aber ganz woanders, vielleicht sogar in einer anderen Zeit. Plötzlich konnte ich mich selbst sehen, so wie er mich sehen musste. Ich konnte mich klar und deutlich sehen, wie ich in dem hellblauen Hemd über dem dunkelblauen Rollkragenpullover vor ihm stand. Es war wieder wie ein Tagtraum, der sich vor meine Augen schob. Einige Momente später veränderte ich mich in dem Traum und sah plötzlich aus, als wenn ich plötzlich ein paar Jahre älter geworden wäre. Ich hatte sogar ein

anderes Hemd an, allerdings auch ein blaues und auch mit einem Rollkragenpullover darunter. Wie konnte es sein, dass ich mich selbst wie durch Torbens Augen sah? Ich wusste schon, dass ich für andere Menschen besonders offen und sensibel bin, aber so etwas wie an diesem Tag hatte ich noch nie erlebt.

Am nächsten Tag war es dann so warm, dass ich nur noch das Hemd anhatte, mit einem T-Shirt darunter; aber ich hatte den Rat meiner Schwester befolgt und es nicht mehr bis oben zugeknöpft. Torben tat so, als würde er mich nicht mehr erkennen; er wirkte wie üblich abweisend und war wohl nicht an einem weiteren Kontakt interessiert. Was mich wohl mit diesem Jungen verband? Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, wieso ich das Gefühl hatte, ihn zu kennen, wie aus einem anderen Leben. Ich wartete noch ein paar Tage darauf, dass er mir noch einmal etwas signalisierte, mich ansprach oder wenigstens nochmal so ansah, aber es geschah nichts. Ich verlor ihn wieder aus meinen Gedanken. Allerdings wurde mir dabei deutlich, dass mir tatsächlich so etwas wie ein Freund fehlte; jemand, dem ich mich zeigen kann, der mich auch mochte, wenn ich nicht der fröhliche und unbeschwerte Adrian war; jemand, der bei mir war, wenn ich weinte, was nicht selten vorkam. So verbrachte ich wieder die Sommerferien in meiner Einsamkeit, die niemand sah, weil alle dachten, so ein offener und freundlicher Junge hat bestimmt viele Freunde. Und es stimmt, ich war ja oft mit anderen zusammen, nicht zuletzt durch den Sport, aber ich fühlte mich immer einsam dabei.

Meine Schwester beriet mich immer wieder in Modeangelegenheiten. Ich hatte ja kaum ein Gespür dafür, was man gerade tragen konnte und was nicht. Aber das, was meine Schwester mir vorschlug, gefiel auch mir; es war immer ein bisschen außergewöhnlich, aber nicht zu sehr, sodass es auch meiner Mutter gefiel. Mir war nur die Farbe wichtig, am liebsten blau, aber grau, weiß oder schwarz ging auch, nur nicht braun und schon gar nicht rot. Im Sommer bekam ich auf diese Weise eine Reihe neuer T-Shirts, Hemden mit langen oder kurzen Ärmeln und eine richtig schicke hellgraue Cordhose. Meiner Schwester gefiel es, mit mir zusammen neue Kleidung für mich einzukaufen. Als einmal unsere Nachbarn zu Besuch waren, sagte die Nachbarin zu meiner Mutter, „Also euer Adrian ist ja ein richtiges Sonnenscheinkind und immer so gut gekleidet.“ Ein Sonnenscheinkind wäre ich gerne gewesen, aber noch nicht einmal meine Eltern hatten mitbekommen, was sich in Wirklichkeit hinter meiner Sonnenschein-Fassade verbarg.

Das neue Schuljahr begann in einer neuen Schule, einem Gymnasium im Dorf, das gerade fertig gebaut wurde. Mir gefiel die neue Schule. Anders als das alte Gymnasium war sie sehr modern und man musste vor allen Dingen nicht mehr mit dem Bus dorthin fahren, sondern konnte zu Fuß gehen oder das Fahrrad nehmen. Ende September wurde es wieder kühler und als ich am Frühstückstisch saß, fragte meine Schwester, „Warum trägst du diesen hässlichen Pulli?“ Als ich ihr erklärte, dass es für ein Hemd alleine zu kalt war, nahm sie mich mit in mein Zimmer und öffnete den Kleiderschrank. „Deine Kinderpullis solltest du alle ausmustern. Zieh doch deinen Rollkragenpulli unter das Hemd“, sagte sie und gab mir den Rollkragenpullover, „Mit deinen Hemden siehst du so gut aus; die solltest du nicht unter so einem Pullover verstecken.“ Meine Schwester hatte recht; mir gefielen meine Pullover auch nicht mehr. Da sah das Hemd mit dem Rollkragenpullover darunter eindeutig besser aus. „Seine alten Pullover kann er wirklich nicht mehr anziehen, das sieht nur schrecklich aus“, erklärte sie meiner Mutter, „Ich finde, er sollte seine Hemden lieber mit einem Rollkragenpulli drunter tragen. Das steht ihm richtig gut, schick und trotzdem ein bisschen unkonventionell.“ Meine Mutter stimmte ihr zu, „So kommen auch seine Hemden besser zur Geltung. Dann bringe ich deine Pullover zum Roten Kreuz und dafür bekommst du ein paar neue Rollkragenpullover; du hast ja nur den einen.“ Ich gefiel mir gut in dem Hemd und dem Rollkragenpullover darunter; meine Schwester hatte recht, es passte gut zu mir.

In der Schule fiel mir auf, dass mich Torben unentwegt ansah. Jedes Mal, wenn ich zu ihm schaute, drehte er schnell den Kopf zur Seite. Das ging den ganzen Vormittag so. Nach der Schule passte ich ihn am Ausgang ab. „Du bist doch der Torben“, sagte ich, weil mir nichts besseres einfiel, „Wollen wir ein Stück zusammen gehen?“ Er nickte. Es stellte sich heraus, dass er genau am anderen Ende des Dorfes wohnte als ich. Ich begleitete ihn aber trotzdem bis zu ihm nach Hause und lief dann im Dauerlauf zu mir, um rechtzeitig zum Mittagessen zu kommen. Es war schwer, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Wenn ich etwas sagte, antwortete er immer nur sehr knapp, und von sich aus fing er kein Gespräch an. Aber als ich ihn verabschiedete, gab er mir seine Hand. Er war schon sehr ungewöhnlich. Auch an den folgenden Tagen sah er ständig zu mir, aber sprach mich nicht an. Nach dem Unterricht wartete ich vor der Schultür und hoffte, dass er stehenblieb oder mich wenigstens ansah, aber er lief immer nur an mir vorbei, als wenn ich nicht dagewesen wäre. Als ich ihn wieder

einmal beobachtete, wie er an mir vorbei ging, blieb er nach einigen Metern plötzlich stehen und drehte sich nach mir um. Wir sahen uns an und wieder war es für einen Moment so, als konnte ich mich selbst sehen – wie durch seine Augen. Während ich mich sah, hatte ich den Namen Mathias vor Augen, der gleichsam transparent über mir schwebte, Mathias mit einem t, anders als der Junge in dem Heft meiner Schwester, der Matthias mit doppeltem t hieß. Dabei hörte ich in meinen Gedanken eine Stimme, die wie Torbens Stimme klang und „Mathias“ sagte, „du bist wie ich.“ Es war nur ein kurzer Moment, bis sich Torben wieder umdrehte und weiterlief. Schwer zu sagen, was mich mehr irritierte, Torbens Stimme in meinen Gedanken zu hören oder den Namen Mathias über mir zu sehen. Wer war dieser Mathias? Außer dem Jungen aus der Fotogeschichte kannte ich niemanden mit diesem Namen. Auf dem Weg nach Hause wurde mir klar, dass es irgendeine Verbindung zwischen Torben und mir geben musste; worin auch immer sie bestand. Es war bereits das zweite Mal, dass ich so etwas mit ihm erlebte, einen Tagtraum, der viel mehr als nur ein Traum war, viel wirklicher. Ich musste Torben unbedingt kennenlernen und herausfinden, was es mit dieser geheimnisvollen Verbindung zwischen uns auf sich hatte.

Es dauerte noch über eine Woche, bis ich mich wieder traute, ihn anzusprechen, und nach Hause begleitete. Er sprach immer noch nicht sehr viel und gab mir zum Abschied wieder die Hand. „Ich heiße übrigens Adrian“, sagte ich. Darauf schnitt er eine witzige Grimasse; vermutlich versuchte er zu lächeln. Es war das erste Mal, dass ich ihn nicht mit dem ernsten Gesicht gesehen hatte, das er sonst immer hatte. „Adrian“, sagte er, bevor ich weiterging. Bis zu den Herbstferien begleitete ich ihn noch ein paar Mal nach Hause; es war jedes Mal gleich, wir sprachen nur wenig, eigentlich gar nicht, und Torben gab mir zum Abschied die Hand und zeigte dabei sein schiefes Torben-Lächeln. Nach den Ferien sprach ich ihn nicht mehr an, sondern wartete darauf, dass er mich mal ansprach; aber es passierte nicht. Wir begegneten uns immer wieder in der großen Pause und oft machte er dann wieder diese Grimasse, sein Torben-Grinsen. Ich hatte den Eindruck, ich war der einzige, den er so angrinste. Ich lud ihn schließlich vor Weihnachten zu mir ein; er strahlte regelrecht, als er in meinem Zimmer saß. Diesmal war er richtig gesprächig. Er interessierte sich dafür, welchen Sport ich trieb und welche Urkunden ich schon bekommen hatte, und erzählte dann, dass er sich für Astronomie interessierte und erklärte mir die Planeten, die es gab. Es war ein wirklich schöner Nachmittag mit ihm, wenn

auch ein bisschen ungewöhnlich. Immer wieder redeten wir eine ganze Weile überhaupt nicht, saßen dann einfach nur da und sahen uns an, aber es fühlte sich überhaupt nicht unangenehm oder angespannt an, eher so, als wäre es ganz natürlich. Mir war es recht, denn Reden strengte mich ziemlich an mit meinem Stottern; ich war mir sicher, dass es ihn auch anstrengte und er diese Redepausen brauchte. Als er sich von mir verabschiedete und mir seine Hand gab, sagte er wie immer meinen Namen, „Adrian“. Wie er ihn aussprach, klang so vertraut, dass ich sofort wieder den Eindruck bekam, ihn irgendwoher zu kennen, wie aus einem anderen Leben.

Nach den Weihnachtsferien kam Torben in einem dunkelbraun karierten Flanellhemd und einem dunkelblauen Rollkragenpullover darunter in die Schule. Er sah damit sehr ungewohnt aus, weil sonst immer einfarbige Hemden trug, im Sommer wie im Winter. Nach der letzten Schulstunde kam er zu mir und fragte, ob er mich nach Hause begleiten durfte. Es war ihm egal, dass er dafür einen Umweg durch das ganze Dorf gehen musste. „Am Sonntag kommt ‚Tom Sawyer‘ im Fernsehen. Magst du den Film mit mir zusammen ansehen?“, fragte ich ihn beim Abschied. Dabei musste ich so heftig stottern, dass ich etliche Anläufe brauchte, es auszusprechen. Torben nickte und grinste. Er hatte sein neues Hemd und den Rollkragenpullover die ganze Woche über an, auch am Sonntag. Ich fragte mich, ob er es wegen mir trug; außer uns beiden hatte sonst niemand aus der Klasse einen Rollkragenpullover unter dem Hemd. Auf jeden Fall sah er damit richtig gut aus, ganz anders als sonst. Vor allen Dingen gefiel mir sein Flanellhemd; es hatte ein schönes Karomuster und passte zu dem blauen Rollkragenpullover, obwohl es braun war. „Tolles Hemd hast du an; so ein richtiges Flanellhemd fehlt noch in meiner Sammlung“, sagte ich, als wir zusammen vor dem Fernseher saßen, „Steht dir gut mit dem Rollkragenpulli drunter.“ Ohne mir dabei etwas zu denken, strich ich ihm über den Arm. Umso mehr war ich überrascht, dass mir diese Berührung einen richtigen Schauer durch den Körper jagte. Torben reagierte überhaupt nicht darauf, aber als ich die Hand wieder wegnahm, sagte er, „Kannst du ruhig anfassen.“

Nach dem Film erzählte ich ihm von meinen Problemen in der Schule. Außer Sport ging fast gar nichts, Naturwissenschaften, Politik, Geschichte und am schlimmsten waren Englisch und Deutsch. Ich wunderte mich manchmal darüber, wie ich es überhaupt geschafft hatte, auf das Gymnasium zu kommen. In der Grundschule hatte ich noch einigermaßen gute Noten; da war der Unter-

richt noch anders als auf dem Gymnasium. Bei Torben war es genau umgekehrt als bei mir: Er war sehr gut in Mathematik und Naturwissenschaften und ziemlich gut in den Fremdsprachen. Nur in Musik und Kunst war er nicht so gut und richtig schlecht war er im Sport. Der Sportunterricht muss für ihn eine echte Qual gewesen sein. Ständig musste er sich von den Sportlehrern blöde Sprüche anhören, über die dann alle lachten; fast alle zumindest. Sprüche wie „Du schwimmst wie eine Kaulquappe“ oder „Ich kann schneller auf einem Bein hüpfen als du sprinten“ bekam er regelmäßig zu hören. Wenn es darum ging, Mannschaften zusammenzustellen, war er immer derjenige, den niemand haben wollte, immer. Ich schämte mich manchmal deswegen für meine Klasse, aber ich traute mich nicht, etwas dagegen zu unternehmen. Er war ja wirklich unfassbar schlecht im Sport, egal ob es Turnen, Leichtathletik, Schwimmen oder Mannschaftssport war. Es kam sogar vor, dass ich zu Hause deswegen weinte, weil ich spürte, wie er sich dabei fühlen musste. „Du bist doch so gut in der Schule“, sagte ich, „ich meine Mathe, Englisch und so; willst du mir nicht Nachhilfe geben? Ich gehe sonst gnadenlos unter.“ Er nickte und wir verabredeten uns für den kommenden Samstag.

Als Nachhilfelehrer war Torben richtig gut. Selbst wenn ich mich richtig blöde anstellte, erklärte er mir alles geduldig nochmal und nochmal. Ganz anders als die Lehrer, die manchmal fast die Fassung verloren, wenn ich etwas trotz mehrfacher Wiederholung nicht verstanden hatte. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie die Englischlehrerin einmal laut auflachte, als ich an der Tafel war. „Die ganze Stunde machen wir he und she und du verwechselst das immer noch. Das kann doch gar nicht sein, dass man sich noch nicht einmal zwei Sachen merken kann.“ Aber mit Torbens Hilfe konnte ich wirklich etwas lernen und wurde auch im Unterricht besser. Wir trafen uns immer bei mir, nie bei ihm. Dabei hatte ich ihm immer wieder mal vorgeschlagen, dass wir uns auch bei ihm zum Lernen treffen könnten, aber ihm war es lieber, zu mir zu kommen. Sein Flanellhemd trug er sehr oft, je nach Wetter mit einem Rollkragenpullover oder nur einem T-Shirt darunter. Wenn er zu mir kam, hatte er es immer an, auch wenn er es vormittags in der Schule nicht trug.

Kurz vor den Sommerferien hatten wir Sexualkundeunterricht bei unserem Biologielehrer. Der Unterricht war ziemlich albern; ich dachte, das hätte man sich gut sparen können. Außerdem hatte mich meine Schwester schon längst aufgeklärt; ich glaube, alle in der Klasse waren schon aufgeklärt. Nur Torben ver-

hielt sich merkwürdig, ich meine, noch merkwürdiger als sonst. Offensichtlich hatte ihn die Sexualkunde ziemlich verstört, so sehr, dass er Lehrern wie Schülern erklärte, der Biologielehrer hätte etwas vollkommen falsches erzählt. Seiner Meinung nach war es völlig absurd, dass Männer und Frauen Geschlechtsverkehr haben und daraus Kinder entstehen. Allerdings hatte er keine andere Erklärung dafür, wie Kinder entstehen und was Sexualität sonst sein sollte. Alle fragten sich, ob es ernsthaft sein konnte, dass Torben nicht aufgeklärt war. Er wusste doch sonst alles, auch in der Biologie. Auch mich fragte er, was ich von dem Sexualkundeunterricht hielt; es schien ihn ziemlich zu beunruhigen. Seine Ausführungen waren ziemlich wirr und ich war unsicher, was ich dazu sagen sollte; ich antwortete schließlich, dass ich den Unterricht auch nicht für besonders gelungen hielt. Das war einer der Momente, in denen ich ihn richtig eigenartig fand; als wenn er aus einer anderen Welt gekommen wäre.

Mein Zeugnis war am Ende der sechsten Klasse ganz passabel; ohne Torben wäre ich bestimmt sitzengeblieben, aber so schaffte ich mühelos die Versetzung. Zum Dank luden ihn meine Eltern zum Grillen in unseren Garten ein. „Ich würde dir gerne beim Sport helfen, so wie du mich in den anderen Fächern unterstützt“, sagte ich, „Nur weiß ich nicht, wie ich das tun kann.“ Meine Schwester schlug vor, dass wir einfach mal zusammen laufen sollten. Das machten wir ein paar Tage später auch. Wir liefen eine gute Strecke durch den Wald und zu meinem Erstaunen konnte Torben problemlos mit mir mithalten. „Ausdauer kann ich ganz gut“, sagte er und hatte damit nicht übertrieben. Wir liefen alle paar Tage zusammen, jedes Mal bestimmt eine Stunde oder länger. Am Ende ließen wir uns völlig erschöpft auf die Wiese fallen, bevor wir duschten. Wir gingen auch ab und zu ins Freibad oder an einen Badesee und ich versuchte, ihm die Schwimmtechniken beizubringen. Aber er konnte es nicht nachmachen; für ihn war das mindestens so unzugänglich wie für mich englische Grammatik. Dafür konnte er ausdauernd schwimmen, stundenlang. Es machte ihm sichtlich Spaß, quer über den See und wieder zurück zu schwimmen; das waren bestimmt mehr als zwei Kilometer. Seine Ausdauer war beachtlich; ganz besonders für einen, der ansonsten so schlecht im Sport war.

Nach den Ferien hatte Torben neue Hemden, die anders als seine alten einfarbigen richtig gut aussahen und unter die er wie ich einen Rollkragenpullover zog, als es kühler wurde. Ich fand es schon eigenartig, dass wir denselben Kleidungsstil pflegten, aber auf diese Weise wurde unsere Freundschaft sicht-

bar, und das gefiel mir. Er sah so auch besser aus als vorher; zu ihm passte dieser Stil genauso wie zu mir. Nach den Herbstferien wurden seine sportlichen Leistungen zu einem allgemeinen Diskussionsthema an der Schule. Unser Sportlehrer war der Meinung, dass jemand, der im Sport so schlecht war wie Torben, auf dem Gymnasium nichts verloren hatte. Das war nicht nur gemein sondern auch völlig abwegig, denn Torben war – abgesehen vom Sport – immer Klassenbester. Wenn jemand auf ein Gymnasium gehörte, dann er. Der Sportlehrer sammelte für sein Anliegen Unterschriften, um eine Eingabe beim Oberschulamt zu machen. Torben erzählte mir, dass am Ende sein Vater mit einer Anzeige bei der Polizei gedroht hatte, um diese Kampagne zu beenden. Dabei weinte er; das erste Mal, dass ich ihn weinen gesehen hatte. Ich nahm ihm in den Arm und sagte, „Komm, dem zeigen wir es.“ Seitdem gingen wir immer mindestens zweimal die Woche Laufen, egal wie das Wetter war. Er lief sogar alleine, wenn ich mal keine Lust hatte.

Nach den Weihnachtsferien lag er mit einer Erkältung im Bett und hatte starke Kopfschmerzen. Bereits im Herbst lief ihm ständig die Nase und er hatte immer wieder auch Schmerzen; es hörte seitdem gar nicht mehr auf. Er war auch im Winter davor durchgehend erkältet; es fing kurz nach den Sommerferien an und hörte erst im Frühjahr wieder auf. Er kam aber trotzdem immer in die Schule, auch wenn er sich schlecht fühlte; nur wenn es richtig heftig war, fehlte er. Meine Mutter legte ihm wiederholt nahe, zu einem Arzt zu gehen; „Das ist doch nicht normal, dass du ständig erkältet bist“, stellte sie fest. Doch Torben erklärte, dass er diese Erkältungen von Kindheit an hatte und ihm Ärzte nicht halfen. Trotz der Erkältungen trug er nur einen dünnen Ski-Anorak oder eine dünne Jacke und hatte weder Mütze noch Schal. Es war Anfang April, als ich in meinem Zimmer saß und plötzlich seine Stimme hörte. Ich hörte seine Stimme in mir; auch wenn ich nicht verstehen konnte, was er sagte, war es eindeutig seine Stimme. Ich schloss die Augen, um mich auf die Stimme zu konzentrieren und sah wie in einem Traum eine Lichtung im Wald. Die Lichtung kannte ich, wir liefen immer an ihr vorbei. Das Bild verblasste schnell wieder und ich hörte dann auch keine Stimme mehr. Das wühlte mich ziemlich auf und nach kurzem Zögern fuhr ich mit dem Fahrrad zu dieser Lichtung. Dort stand er und setzte sein Torben-Grinsen auf, als er mich kommen sah. Meine Gedanken purzelten nur so durch meinen Kopf; kann es sein, dass ich diesem Menschen so nahe war, dass ich seine Gedanken hören und sehen konnte? „Ich wusste, dass du

kommst“, sagte er und ich fragte erstaunt, „Was?“ „Naja, ich habe mir gewünscht, dass du kommst“, erklärte er und schaute wieder ernst. „Und ich habe dich gehört“, sagte ich. Er ging wortlos weiter, den Waldweg entlang, der tiefer in den Wald führte, und ich folgte ihm. Wir liefen eine ganze Weile schweigend nebeneinander her.

Mir gingen alle möglichen Gedanken durch den Kopf; irgendwann fiel mir auf, dass Torben nur sein Flanellhemd mit einem Rollkragenpullover darunter anhatte, ohne Jacke, obwohl es recht kühl war. „Du hast bestimmt viele Freunde“, sagte er plötzlich. Ich war verwundert, wie er zu so einer Einschätzung kam. „Wie kommst du denn darauf?“ „Jemand wie du hat viele Freunde“, erklärte er, „Ein Adrian hat immer viele Freunde.“ „Und ein Torben?“, fragte ich. „Ein Torben hat keine Freunde; außer dich, wenn du mein Freund bist. Aber das weiß ich ja nicht.“ „In Wirklichkeit habe ich auch keine Freunde“, erwiderte ich, „auf jeden Fall keine richtigen Freunde. Ich bin zwar bei allen beliebt, aber ich fühle mich oft ziemlich einsam.“ Wir liefen wieder eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, bis Torben sagte, „Du kannst es ruhig anfassen.“ Als ich fragte, was er meinte, antwortete er, „Na, das Hemd.“ Ich legte meinen Arm um seine Hüfte und befühlte das weiche Flanellhemd; es fühlte sich richtig gut an. „Ich glaube, wir sind wirklich Freunde“, sagte ich, als wir unseren Spaziergang durch den Wald beendet hatten. Seitdem hatten wir immer wieder solche Begegnungen, bei denen ich kam, weil er es sich wünschte und ich den Wunsch wahrnahm, oder umgekehrt er, weil er mich wahrnahm. Wir hatten sie nicht oft, aber immer wieder, alle paar Wochen. Es fühlte sich so selbstverständlich an, dass wir nie darüber redeten. Trotzdem dachte ich oft darüber nach. Vor allen Dingen irritierte mich, wie selbstverständlich es sich anfühlte, sich gegenseitig so zu spüren, so selbstverständlich wie Telefonieren etwa, und es zugleich ganz sicher sehr außergewöhnlich war, auf diese Weise miteinander kommunizieren zu können, in einer direkten Verbindung der Gedanken. Ich konnte Torben spüren wie mich selbst, ich konnte seine Gedanken hören und sehen, und umgekehrt war es offensichtlich genauso. Es musste etwas richtig geheimnisvolles sein, was uns verband.

Ein paar Wochen nach diesem Spaziergang sagte Torben nach dem Deutschlernen, dass er mir etwas zeigen musste. Dazu benötigte er ein Blatt Papier und einen Stift. „Die Buchstaben haben alle einen festen Platz“, fing er an, „das A ist auf dem ersten Platz und das T auf dem zwanzigsten.“ Ich zählte nach, es

ich nie erkältet. Auch nach den Weihnachtsferien kam er jeden Tag mit einer Mütze in die Schule und kurze Zeit später hatte er eine neue Winterjacke, einen olivgrünen Parka mit Kapuze. Als ich Torben fragte, ob er den Parka zu Weihnachten bekommen hatte, erfuhr ich, dass er das Geburtstagsgeschenk seiner Eltern war. Obwohl ich ihn schon lange kannte, immerhin schon zweieinhalb Jahre, hatte ich erst jetzt erfahren, dass am 31. Januar sein Geburtstag war. Er war also ziemlich genau ein halbes Jahr jünger als ich. Wenn ich ihn nicht gefragt hätte, wüsste ich es wohl immer noch nicht. Wir verabredeten uns nachmittags zu einem Spaziergang, einem „Geburtstagsspaziergang“, wie er sagte. Als er mich abholte, hatte er nicht nur seine Mütze auf, sondern auch die Kapuze darüber gezogen. Es war allerdings auch ziemlich kalt; so kalt auf jeden Fall, dass ich mir den Schal über Nase und Ohren zog. Bis vor Kurzem lief Torben bei so einem Wetter noch in einem dünnen Anorak ohne Mütze oder Kapuze herum und jetzt hatte er den dicken Parka an mit Mütze und Kapuze auf. Ich war über diese Veränderung schon etwas erstaunt. „Dein neuer Parka gefällt mir“, sagte ich, „Er ist bestimmt sehr warm.“ „Ja“, antwortete er, „er ist viel wärmer als mein alter Anorak und die Kapuze ist auch sehr praktisch.“

Wir liefen die meiste Zeit schweigend nebeneinander her; ich mochte es sehr. Ich fühlte mich so entspannt in seiner Gegenwart und ich fühlte mich ihm so nahe. Mit jemanden wie Torben an der Seite fühlte ich mich kein bisschen einsam; ich kannte das Gefühl von Einsamkeit gar nicht mehr. An den wenigen kalten Tagen, die es diesen Winter noch gab, gingen wir immer zusammen im Wald spazieren. Er in seinem Parka mit Mütze und Kapuze auf, ich in meiner dicken Winterjacke mit dem Schal um Nase und Ohren. Dabei spürte ich ihn meistens sehr deutlich; es fühlte sich richtig geborgen an, so eingepackt wie er war. Mir wurde dabei klar, dass seine Welt eine Welt der Kälte und des Winters sein musste, eine gefrorene Welt, die aber zugleich auch eine Welt der Geborgenheit war. „Vor ein paar Monaten war ich 13 und du 14, jetzt sind wir beide 14 und bald bist du 15 und ich 14“, sagte er einmal, „Die Zeit ist doch etwas seltsames; mal steht sie still, mal rast sie so schnell, dass mir schwindelig wird und mal dreht sie sich im Kreis.“ Als er das sagte, war ich mir sicher, wir mussten uns schon einmal begegnet sein, auch wenn es unmöglich der Fall sein konnte. Als er mich damals in der großen Pause so anstarrte und ich mich aus seinen Augen sehen konnte, mussten wir uns wiedererkannt haben. Es konnte nicht anders gewesen sein.

Inzwischen war ein weiteres Jahr mit Torben vergangen. Wir waren uns in einer Weise nah und vertraut geworden, die mich immer wieder erstaunte, wenn ich darüber nachdachte. Wir waren eher wie Brüder oder sogar Zwillingsbrüder, als Freunde, was dadurch noch unterstrichen wurde, dass wir vor allen Dingen in den kalten Jahreszeiten einen ähnlichen Kleidungsstil pflegten. Als meine Schwester einmal fragte, was genau hinter unserem „Zwillingslook“ steckte, erklärte ich, dass dieser Stil auch gut zu Torben passte. Die Antwort befriedigte sie nicht. Kurz vor Weihnachten war Torben wieder einmal zu Besuch. Nach einer Weile sagte er, dass er auf Klo musste, und ging in den Flur. Ich wunderte mich, dass ich die Toilettentür nicht hörte; normalerweise quietschte sie, wenn sie geöffnet wurde. Als ich nach ihm sah, stand er in der Küche und aß von den Weihnachtsplätzchen, die meine Mutter für uns gebacken hatte. Ich lauerte ihm auf und stellte mich vor ihn, als er aus der Küche kam, „Habe ich den Plätzchendieb auf frischer Tat erwischt“, rief ich und Torben hatte sich richtig erschrocken. Er starrte mich an, als wäre ich ein Spuk, und wurde dabei richtig bleich. Als ich „Hände auf den Rücken“ sagte, gehorchte er auf der Stelle. Das Spiel gefiel mir; Torben nahm immer gleich alles so ernst, als wenn es real wäre, auch wenn es nur ein Spaß war. Er glaubte bestimmt, ich würde ihn wirklich verhaften und zur Polizei bringen. Ich drückte ihm dann mit einer Hand seine Handgelenke hinter seinem Rücken zusammen und tastete ihn mit der anderen Hand ab, „Da findet sich bestimmt noch weiteres Diebesgut.“ Aus Versehen hatte ich auch zwischen seinen Beinen getastet und bemerkt, dass er einen steifen Penis hatte; einen richtig steifen Penis. Ich war davon so irritiert, dass ich noch zwei Mal drauf klopfte, „Entschuldigung“ stotterte und ihn dann weiter oben abtastete. Schließlich beendete ich das Spiel und sagte, „Nichts gefunden, keine Beweisstücke; ich fürchte, ich muss Sie wieder laufen lassen.“ Er sah mich an und ich sah ihn an; wir sahen uns in die Augen und ich spürte ihn so intensiv, wie ich ihn bis dahin nur selten gespürt hatte. Ich spürte einen unvorstellbaren Druck, der mich regelrecht zerriss. Ich hörte seine Stimme in mir, „Halt mich fest“, mehrmals konnte ich ihn rufen hören, von weit weg, ganz leise, aber klar und deutlich.

Um die Situation aufzulösen, fing ich an zu lachen. „War doch nur ein Spaß“, sagte ich, „Natürlich kannst du so viele Plätzchen essen, wie du willst.“ Ich nahm einen Teller voll mit in mein Zimmer und Torben aß noch eine ganze Menge davon. Dass es ihn erregte, festgehalten zu werden, fand ich schon

ziemlich irritierend. Noch irritierender war, wie sehr es mich gereizt hatte, damit zu spielen. Ich war vor allen Dingen auch überrascht, wie nahe ich ihm gekommen war, wie deutlich ich ihn spüren konnte. Es war ein wirklich magisches Moment, einem Menschen so nahe zu sein. Als er ging, fragte ich ihn, „Darf ich dich festhalten?“ Er grinste auf seine spezielle Weise und ich umarmte ihn, drückte ihn fest an mich, richtig fest. Unsere Wangen berührten sich und ich spürte deutlich seinen steifen Penis; ich spürte auch die Erleichterung, die er spürte. Es fühlte sich richtig gut an, ihn so zu spüren, es fühlte sich an, wie eins zu sein mit dem Universum, mit allem verbunden und verschmolzen zu sein. Was ich mit Torben erlebte, faszinierte mich ungemein. Ich war davon überzeugt, dass Torben genauso wie ich außergewöhnlich offen und sensibel war und wir uns deswegen gegenseitig so deutlich spüren konnten. Ich ließ ihn wieder los und beobachtete, wie er sich den Parka überzog, den Reißverschluss bis obenhin schloss und die Druckköpfe nacheinander zudrückte, die Mütze aufsetzte und etwas umständlich die Schuhe zuband. Durch das Fenster konnte ich sehen, dass er sich die Kapuze überzog, bevor er auf das Fahrrad stieg. Es fühlte sich gut an, einen so speziellen Freund zu haben, einen, der so offen ist und alles zeigt; Torben war überhaupt nicht in der Lage, anderen etwas vorzumachen oder vorzuspielen. Dass es ihn so offensichtlich erregte, wenn ich ihn festhielt, gab mir allerdings schon zu denken. War es wegen mir oder hätte es ihn auch erregt, wenn ihn jemand anderes festgehalten hätte? Würde es ihn auch erregen, gefesselt zu werden?

Dieses Jahr hatte ich mir vorgenommen, zum Freiburger Rosenmontagsumzug zu gehen. Meine Schwester meinte, dass ich mich dazu unbedingt verkleiden sollte, aber ich hatte keine Lust auf Verkleiden. „Das gehört doch dazu“, argumentierte sie, „Ich finde es blöde, wenn mehr und mehr Leute ohne Verkleidung dort hingehen. Dann ist das doch kein Fasching mehr.“ „Als was soll ich mich denn verkleiden; für Cowboy oder Indianer oder so etwas bin ich doch zu alt“, erwiderte ich und sie fragte, „Warum gehst du nicht als Polizist? Ich finde, das würde zu dir passen.“ „Als Polizist? Ich weiß nicht.“ Ich hatte nicht den Eindruck, dass es zu mir passte, aber mir fiel auch nichts anderes an. „Besonders ausgefallen ist es ja nicht“, entgegnete ich. „Vielleicht einen, der gerade einen Verbrecher abführt?“, schlug meine Schwester nach einigem Nachdenken vor, „Dann bräuchtest du allerdings noch jemanden, der den Verbrecher spielt.“ Diese Idee gefiel mir schon besser; in Gedanken konnte ich mich in Polizeiu-

form zusammen mit einem Verbrecher in Gefängniskleidung und Handschellen sehen. Dabei kam mir sofort Torben in den Sinn; Torben in Handschellen: Bei dieser Vorstellung musste ich lachen, das gefiel mir. „Ok“, sagte ich, „Nur wo bekomme ich die Sachen her?“ Meine Schwester erklärte sich bereit, die Kleidung zu nähen und mit mir alles einzukaufen, was wir dazu benötigten. Es war schon sehr praktisch, eine große Schwester zu haben. Am nächsten Tag fuhren wir nachmittags nach Freiburg, um dort alles einzukaufen. Inzwischen hatte ich Torben gefragt, ob er mit mir zum Umzug gehen wollte, und er sagte zu. Anders als erwartet musste ich ihn gar nicht überreden, noch nicht einmal dazu, sich als Verbrecher zu verkleiden. Für die Polizeiuniform hatten wir ein blaues Uniformhemd, eine blaue Anzughose und eine blaue Wollmütze gekauft, für die Gefängniskleidung schwarz-weiß gestreiften Stoff. Dazu kam ein Satz Buchstaben zum Aufbügeln und kleine Taschen, die man an einem Gürtel befestigen konnte. Es fehlten nur noch die Handschellen und meine Schwester meinte, dass ich darauf wohl verzichten musste, weil sie keine Idee hatte, wo wir welche bekommen konnten. Aber ich hatte welche im Schaufenster eines Sex-Shops gesehen; obwohl sie erst in ein paar Wochen siebzehn wurde, ging meine Schwester sicher als volljährig durch. Ich musste sie mehrmals bitten, bis sie in den Laden ging, um die Handschellen zu kaufen. Am Wochenende hatte sie die Polizeiuniform und die Gefangenenkleidung fertig genäht; es sah richtig gut aus.

Am Montag kam Torben gleich nach der Schule mit zu mir, um sich umzuziehen und zusammen in die Stadt zu fahren. Es war ziemlich kalt und ich zog eine lange Unterhose unter die Hose. Das Polizeihemd war groß genug, dass ich zwei dicke Pullover unterziehen konnte. Es war richtig gut geworden mit dem „Polizei“-Aufdruck vorne und hinten und dem aufgenähten Namensschild: „A. Reimert“. Am besten waren allerdings die dünnen weißen Streifen, die meine Schwester an die Hosenbeine genäht hatte, und der Gürtel mit den beiden Gürteltaschen; in einer davon hatte ich die Handschellen und in der anderen eine kleine Taschenlampe. Für Torben hatte meine Schwester einen Overall genäht, der vorne einen Reißverschluss hatte und hinten den Aufdruck „Landesgefängnis Freiburg“. Ich gab ihm einen dicken Wollpullover, den er noch unter den Overall ziehen konnte. Meine Schwester hatte aus dem gestreiften Stoff auch eine Mütze genäht mit mehreren Lagen, damit sie auch warm hielt. Torben zog sich den Overall über Pullover und Hose und setzte sich die Mütze

auf; in dieser Verkleidung war er kaum wiederzuerkennen. Dann nahm ich die Handschellen aus meiner Gürteltasche und sagte, „Und jetzt die Handschellen.“ Torben wurde dabei richtig starr und es fiel mir schwer, das Lachen zu unterdrücken. „Na los“, forderte ich ihn auf und Torben fragte leise, „Meinst du wirklich?“ „Na klar, du bist doch mein Gefangener; sonst könntest du mich ja überwältigen oder einfach wegrennen.“ Langsam nahm er seine Hände auf den Rücken; eigentlich wollte ich sie ihm vorne anlegen, aber wenn er schon die Hände auf den Rücken hielt, warum nicht? Mit seinem irritierten Gesichtsausdruck sah er aus, als hätte er wirklich etwas verbrochen. Ich fasste ihn fest an einem Arm und führte ihn zur Tür. Dort stand schon meine Schwester und begutachtete unsere Verkleidung. „Ich finde, das sieht richtig echt aus“, sagte sie und lachte, „Torben schaut auch so betroffen aus der Wäsche, als wenn er wirklich gleich ins Gefängnis käme.“

Dass ihm die Situation nicht geheuer war, war Torben deutlich anzumerken; besonders als ihn der Busfahrer ausgiebig musterte und ich erklären musste, dass wir für den Rosenmontagsumzug verkleidet waren. Während der Busfahrt dachte ich über die besondere Freundschaft nach, die ich mit Torben hatte. Er machte alles mit, auch wenn es noch so abwegig war, wie Handschellen zu tragen. Dabei musste ich daran denken, wie er mich auf dem Schulhof angestarrt hatte und wie ich das Gefühl hatte, zu spüren, was Torben spürte, und zu sehen, was er sah: nämlich mich, Adrian. Etwas undeutlich, verzerrt, aber dennoch klar erkennbar: ich sah mich durch seine Augen; und zwar nicht nur, wie ich damals vor ihm stand. Ich sah mich auch, wie ich älter war. Zeit und Raum erschienen wie Projektionen, die sich veränderten, je nachdem, wohin ich blickte; es war richtig magisch. Auch jetzt konnte ich Torben spüren, wie er mit den Händen auf dem Rücken neben mir saß. Als ich ihn so spürte, merkte ich, dass ich zu weit gegangen war, ihm Handschellen anzulegen, noch dazu auf dem Rücken. Es hätte völlig ausgereicht, wenn ich mein und sein Handgelenk zusammengeschlossen hätte; das wäre fair gewesen, dann hätten wir beide Handschellen umgehabt. Ich wollte ihm die Handschellen abnehmen und stellte fest, dass ich den Schlüssel zu Hause vergessen hatte. Das war richtig blöde. Als wir aus dem Bus ausgestiegen waren, wollte ich wieder mit ihm zurückzufahren, um ihn zu befreien. „Ich würde dich ja losmachen, aber ich habe den Schlüssel zu Hause vergessen“, sagte ich, „Am besten wir fahren wieder nach Hause; dann sind wir eben später beim Umzug.“ „Schon ok so“, antwortete Tor-

ben, „Du darfst mich nur nicht verlieren.“ Wie ein Echo klang dieser Satz in meinen Gedanken, „Du darfst mich nur nicht verlieren.“ „Ich werde dich nicht verlieren“, hörte ich mich sagen, „ganz bestimmt nicht.“ Ich wunderte mich darüber, dass ich so etwas sagte. Selten spürte ich so deutlich, wie wichtig mir Torben als Freund war; nicht nur als Freund, sondern als Teil meines Lebens, als Teil von mir. Dabei fiel mir auf, dass es sich richtig gut anfühlte, ihn am Arm zu halten und zu führen. „Meinen Torben lasse ich nicht mehr gehen“, kam mir in den Sinn; dieser Satz irritierte mich sehr.

Der Umzug dauerte gut drei Stunden; ich fragte immer wieder, ob es noch ging mit den Handschellen, und Torben antwortete jedes Mal mit „Ja“. Es war fast unvermeidlich, dass wir eine Gruppe aus unserer Klasse trafen. Es dauerte eine ganze Weile, bis einer von ihnen rief, „Der Torben hat ja echte Handschellen an.“ Das mussten sich alle genau ansehen; und alle gaben belustigt einen Kommentar dazu ab. Mir wäre die Situation richtig unangenehm gewesen, aber Torben ließ sich nichts anmerken. Als der Umzug vorbei war, fragte ich ihn, „Kannst du noch?“ Dann zeigte er sein unverwechselbares Torben-Grinsen und sagte, „Muss ja.“ Er sah dabei ziemlich zufrieden aus. Die Menschenmassen und der Lärm schienen ihm nichts auszumachen, obwohl er ständig von anderen berührt und zur Seite geschoben wurde und dabei noch Handschellen tragen musste. Zu Hause holte ich gleich den Schlüssel aus der Schreibtischschublade und nahm ihm die Fesseln ab. „Ich muss mich entschuldigen“, sagte ich, „Das mit den Handschellen war wirklich eine blöde Idee. Ich weiß gar nicht, wie ich auf so etwas gekommen bin.“ „Schon ok“, antwortete Torben, „Ich war ja dein Gefangener, dann muss das so sein.“ Er war wirklich speziell, der Torben.

Ausgerechnet an meinem sechzehnten Geburtstag schrieben wir einen Latein-Grammatiktest; direkt nach den Sommerferien. Der Lateinlehrer ermahnte mich noch, dass ich die Ferien zum Lernen nutzen sollte. Er hatte mir eine 4 im Zeugnis gegeben; mit einer 5 wäre ich sitzen geblieben. „Die hast du wirklich nicht verdient, aber ich gebe dir die Chance – ein letztes Mal“, sagte er. Bei dem Test nach den Ferien dürfte ich ihn nicht enttäuschen. Und wie schon oft sagte er, „Du hast doch einen lateinischen Namen und solltest ihm auch gerecht werden.“ Es war der letzte Ferientag und ich saß schon eine Weile zusammen mit Torben an den Lateinübungen. „Hier kommt doch ein o“, sagte er und korrigierte meinen Text, „Das ist ein Ablativ.“ Ich hatte keine Chance, den

Fehler selbst zu korrigieren, bevor er schon den nächsten fand, „Und hier auch, das ist auch ein Ablativ.“ Er kam mir schon vor wie mein Lateinlehrer, der mich im Unterricht immer abkanzelte. Als er dann wieder ansetzte, etwas in meinem Heft zu korrigieren, packte ich seine Hand. „Ich lass dich erst wieder los, wenn du versprichst, nicht mehr in mein Heft zu kritzeln; ich möchte die Fehler selbst korrigieren.“ Er sagte, „Da ist noch ein Fehler mit dem Ablativ“, und sah mich mit seinem Torben-Grinsen an. Ich mochte sein Grinsen, gerade weil es so merkwürdig aussah. Als ich ihn losließ, setzte er gleich wieder an, etwas in meinem Heft zu korrigieren. Ich hielt wieder seine Hand fest. „Ich kann nicht anders“, erklärte Torben, „Wenn ich einen Fehler sehe, spürt meine Hand sofort den Impuls, ihn zu korrigieren.“ Offensichtlich ging es ihm nicht mehr um das Lateinlernen. Da kamen mir die Handschellen in den Sinn, die seit dem Rosenmontagsumzug in meiner Schreibtischschublade lagen. „Muss ich jetzt die ganze Zeit deine Hand festhalten?“, fragte ich und er antwortete, „Ich kann nicht anders.“ Das Spiel schien ihm zu gefallen. Als er den Stift mit seiner linken Hand nahm und wieder ansetzte, etwas in das Heft zu kritzeln, packte ich auch die und zog ihm beide Hände hinter den Rücken, wo ich sie zusammenhielt. Ich konnte genau spüren, dass es ihm gefiel, so gehalten zu werden. „Wenn es nicht anders geht, muss ich dir Handschellen anlegen“, sagte ich und wartete, wie er darauf reagierte. „Ich kann einfach nicht anders“, wiederholte er und grinste. Ich hielt mit einer Hand seine Hände auf dem Rücken zusammen und zog die Schublade auf. Er hätte sich jetzt ohne Anstrengung aus meinem Griff befreien können, aber er versuchte es noch nicht einmal. „Also gut“, sagte ich und nahm die Handschellen aus der Schublade. Torben ließ sie sich ohne Gegenwehr anlegen. „Wenn du versprichst, dass du nicht mehr einfach so in mein Aufgabenheft kritzelst, mache ich dich wieder los“, sagte ich, aber Torben schwieg. Es gab keinen Zweifel, dass es ihm gefiel, Handschellen zu tragen. Dann kam plötzlich meine Mutter und stellte einen Teller mit Kuchen auf den Schreibtisch, „Jetzt solltet ihr langsam Schluss machen; ihr sitzt ja schon seit heute Mittag an den Aufgaben.“ Dass Torben Handschellen anhatte, schien sie nicht bemerkt zu haben. Ich nahm sie ihm wieder ab und steckte das Lateinheft in meine Schultasche. Der Grammatiktest an meinem Geburtstag lief ganz gut; zumindest hatte ich danach ein gutes Gefühl.

Geheimnisvolle Verbindungen

Es war seit längerem das erste Mal, dass ich meinen Geburtstag feierte. Das letzte Mal war es noch ein richtiger Kindergeburtstag, den meine Eltern organisiert hatten, da wurde ich 10. Jetzt wurde ich 16 und hatte mich entschieden, diesmal wieder meinen Geburtstag zu feiern. Nicht so sehr groß, Kameraden vom Turnverein waren dabei, ein paar Cousins und Cousinen und ein paar Mädchen aus meiner Klasse; natürlich auch Torben. Als er kam, überreichte er mir ein Geburtstagsgeschenk; damit hatte er mich ziemlich überrascht. Es passte überhaupt nicht zu ihm, an so etwas wie Geburtstagsgeschenke zu denken. Noch mehr war ich überrascht, als ich das Geschenk auspackte: es war ein Hemd; ein kurzärmeliges blaues Hemd mit mehreren Aufnähern darauf, so dass es ein bisschen wie das Arbeitshemd eines Handwerkers aussah. „Wow“, sagte meine Schwester, als sie es sah, „das ist ja ein cooles Hemd.“ Ich war wirklich sprachlos; das hätte ich ihm niemals zugetraut. Ich glaube, ich hatte mich noch nie so glücklich gefühlt, wie in diesem Moment. „Das musst du gleich anziehen“, sagte meine Schwester. Erst da sah ich, dass in der Verpackung auch eine Postkarte lag, auf der ein muskulöser Jugendlicher am Reck abgebildet war; auf der Rückseite stand mit großen Buchstaben „Adrian“ darauf. Ich konnte nicht anders, als Torben zu umarmen, bevor ich das Hemd anzog. Ich mochte das Hemd von Anfang an sehr gerne und trug es häufig, als es kühler wurde, über meinem weißen Rollkragenpullover. Das sah richtig gut aus, obwohl es kurze Ärmel hatte.

Anfang Oktober stand auf dem Titelbild des „stern“, den mein Vater oft von der Arbeit mit nach Hause gebracht hatte, „Wir sind schwul“. Ich hatte den Artikel durchgelesen und mich dabei gefragt, ob Torben und ich auch schwul sind? Bedeutete unsere Freundschaft, dass wir homosexuell sind, uns liebten und dass wir eigentlich miteinander Sex haben wollten? Das hatte mich einige Tage lang beschäftigt. Als mich Torben wieder besuchte, zeigte ich ihm das Heft. Er blätterte es durch und überflog den Artikel. „Sind wir das?“, fragte ich ihn. Er sah mich an und wirkte dabei ein wenig hilflos. Ich fragte ihn, ob er mich liebte, aber auch darauf antwortete er nicht. Der Gedanke, schwul zu sein, schien ihn nicht weniger zu verunsichern als mich. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es sich in der Schule und im Dorf herumsprach, „Torben und Adrian sind ein schwules Paar.“ Ich konnte es mir nicht vorstellen. Schließlich lernten wir wieder zusammen, diesmal Deutsch, und gingen abends zusammen laufen. Am

nächsten Tag kam meine Schwester in mein Zimmer und sah den „stern“ auf meinem Schreibtisch liegen. „Wir sind schwul“, las sie laut vor. „Bei Torben und dir habe ich mir so etwas schon gedacht“, sagte sie, während sie im Heft blätterte. „Aber da ist doch nichts dabei; Liebe ist doch etwas großartiges, egal ob zwischen Mann und Frau oder zwei Jungs wie euch.“ Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte.

Ich sprach das Thema nicht mehr an, Torben auch nicht, aber jedes Mal, wenn wir uns trafen, musste ich darüber nachdenken, ob ich und Torben schwul waren oder einer von uns. Ich brauchte ein paar Wochen, um mir darüber klar zu werden, dass ich eher nicht schwul war, obwohl mir die enge Freundschaft mit Torben wirklich wichtig war. Nachdem wir wieder einmal gemeinsam liefen und anschließend erschöpft auf meinem Bett lagen, sprach ich das Thema noch einmal an und fragte ihn direkt, ob er schwul war. Er antwortete nicht und ich erklärte ihm, „Ich glaube ja nicht, dass ich schwul bin.“ Er lag schweigend neben mir und ich konnte spüren, wie er langsam erstarrte. Das war seine übliche Reaktion, wenn ihn etwas belastete: Er wurde einfach starr. Für einen Moment fühlte es sich an, als hätte ich ihm die Freundschaft gekündigt, aber das war überhaupt nicht der Fall. „Ich meine, ich liebe dich trotzdem“, erklärte ich, „Nur kann ich mir es überhaupt nicht vorstellen, mit dir Sex zu haben.“ Ich beobachtete, wie sich seine Gesichtszüge wie in Zeitlupe in sein typisches Torben-Grinsen verwandelten. „Sex kann ich mir auch nicht vorstellen“, sagte er, „das funktioniert bei mir nicht.“ Als ich ihn fragte, wie er das meinte, erzählte er, wie ihn einmal ein Klassenkamerad überredet hatte, etwas auszuprobieren. Dabei sollte er sich ausziehen und der Klassenkamerad spielte dann mit seinem Penis. Als er versuchte, die Vorhaut zurückzuziehen, spürte Torben einen stechenden Schmerz. „Das war so schlimm, dass ich heftig zucken musste; ich konnte gar nicht anders. Meine Vorhaut lässt sich einfach nicht zurückschieben, aber das ist auch ok; Sex interessiert mich so oder so nicht.“ Seine Erklärung erstaunte mich etwas, aber es passte zu Torben. Auch wenn ich mit meiner Vorhaut keine Probleme hatte, war auch mein Interesse an Sex begrenzt. Anders als mit Jungs konnte ich mir allerdings Sex mit einem Mädchen durchaus vorstellen – wenn es sich mal ergeben sollte; wenn nicht, wäre es auch in Ordnung.

Kurz vor Weihnachten kam Torben zu einem Fernsehnachmittag zu mir. In der Vorweihnachtszeit gab es manchmal den ganzen Sonntagnachmittag über Abenteuerfilme. Ich mochte diese Filme sehr gerne, bei Torben war ich mir

nicht so sicher; er stellte manchmal Fragen, die den Eindruck vermittelten, er verstand die Handlung gar nicht. Er hatte wieder sein Flanellhemd an, das mir trotz der braunen Farbe gut gefiel. Diesmal hatte er einen neuen Rollkragenpullover darunter, einen dicken gemusterten, der eigentlich nicht dafür gedacht war, unter einem Hemd getragen zu werden. Das Hemd fühlte sich so weich an, dass ich gar nicht anders konnte, als ihn zu berühren und meinen Arm um seine Hüfte zu legen; mit dem dicken Pullover darunter fühlte es sich besonders gut an. Wieder musste ich über unsere Freundschaft nachdenken. Klar, wir waren uns geistig sehr nahe, außergewöhnlich nahe, das konnte man ohne Übertreibung so sagen. Und wir berührten uns auch oft und es fühlte sich auch gut an, Torben zu berühren. Mir fiel auf, dass diese Berührungen immer von mir ausgingen. Ich verspürte in der Regel den Impuls, ihn anzufassen, erst dann berührte er mich auch, nicht immer, aber meistens. Als ich ihn fragte, ob er sich wirklich keinen Sex mit anderen Jungs vorstellen konnte, spürte ich, wie er wieder erstarrte. „Ich auch nicht“, sagte ich, „aber ich finde es klasse, mich an dich zu kuscheln.“ Dabei hielt ich ihn noch fester und spürte, wie er sich wieder entspannte. „Auch nicht mit Mädchen?“, fragte ich. Torben schüttelte den Kopf und grinste dabei besonders schief.

Ich konnte mich kaum auf den Film konzentrieren, weil mich die Frage, ob hinter unserer Freundschaft auch ein sexuelles Verlangen steckte, nicht losließ. Dabei musste ich auch daran denken, dass es ihn offensichtlich erregte, festgehalten oder gefesselt zu werden. Ich hatte mir immer wieder mal überlegt, das Thema anzusprechen, einfach weil ich neugierig war, wie Torben darüber dachte. Aber ich war mir sehr unsicher, wie ich es ansprechen konnte, ohne ihn in eine unangenehme Situation zu bringen. Dann wurde im Film der jugendliche Abenteurer von den Umweltverbrechern, die er heimlich beobachtete, ertappt und in einem Schuppen an einen Pfosten gebunden. Im Film wurde über eine lange Strecke immer wieder gezeigt, wie der Jugendliche vergeblich versuchte, sich zu befreien, während die Verbrecher giftige Chemikalien in den Fluss schütteten. „Das würde dir doch bestimmt gefallen, wenn man dich so anbinden würde“, rutschte es mir heraus. Ich war selbst ein bisschen erschrocken, als ich es sagte, vor allen Dingen, weil ich spürte, wie Torben wieder starr wurde. Ich entschuldigte mich und erklärte, dass mir das nur so herausgerutscht war. „Schon ok“, sagte er, „Du hast ja recht.“ Nach dem Film erzählte er, dass er oft extreme Spannungen in seinem Körper spürte und manchmal

das Gefühl hatte zu explodieren. „Als wenn meine Haut gleich aufplatzen würde. Dann stelle ich mir vor, ich bin so gefesselt, dass ich mit voller Kraft gegen die Fesseln andrücken kann. Dann verschwindet das Gefühl wieder; dann fühle ich mich wieder richtig gut. Manchmal fessel ich mich auch selbst, das heißt nicht richtig. Ich binde mir mit einer einfachen Schlinge die Hände auf den Rücken, die gerade noch fest genug ist, dass ich dagegen andrücken kann. Mit den gefesselten Händen spüre ich die Spannung, die sich langsam aufbaut, und auf dem Höhepunkt kommt die Erleichterung; die hält dann auch ein paar Tage an. Das musst du aber für dich behalten; du bist der einzige, dem ich das erzählen würde.“

Bisher hatte ich noch nie darüber nachgedacht, aber irgendwie kenne ich diese Erfahrung. Nur ging es bei mir nicht ums Fesseln sondern ums Turnen, vor allen Dingen Geräteturnen. Wenn ich auf dem Barren oder am Reck turnte und dabei in höchster Konzentration war, fühlte ich mich in meinem Körper so richtig zuhause. Sonst fühlte ich mich immer ein bisschen fremd darin, eigentlich wie eingesperrt. Und beim Turnen kam fast immer der Moment, in dem ich mich völlig frei fühlte, voll und ganz in meinem Körper und frei, als wenn ich Raum und Zeit überwunden hätte. Das Gefühl ist schwer zu beschreiben. Tatsächlich bekam ich direkt danach oft auch einen erigierten Penis, so wie Torben, wenn er festgehalten wird. Das fiel mir erst auf, mir Torben erzählte, wie er es empfand, gefesselt zu sein. „Ein bisschen kenne ich das auch“, erklärte ich, „Nur nicht beim Fesseln sondern beim Turnen.“ Torben sah mich fragend an, „Beim Turnen?“ „Vielleicht nicht so mit Spannungen“, versuchte ich zu erklären, „Aber durch das Turnen fühle ich mich körperlich besser. Ohne Turnen fühlt sich mein Körper so an, als wenn seine Einzelteile nicht miteinander verbunden wären; das ist ein ziemlich blödes Gefühl. Aber das Turnen setzt ihn wieder zusammen; dann fühle ich mich ganz.“ Dass mich das Turnen auch erregen konnte, erwähnte ich nicht. Als Torben nach Hause ging, sah ich ihm zu, wie er sich den Parka anzog, den Reißverschluss und die Druckknöpfe schloss, sich anschließend die Mütze aufsetzte und schließlich die Schuhe zuband. Draußen vor der Tür schloss er das Fahrrad auf, zog sich die Kapuze über und fuhr los. Ich hatte ihn schon oft dabei beobachtet: Er zog sich immer in derselben Reihenfolge an und wirkte dabei sehr konzentriert und zugleich unbeholfen, als hätte er gerade erst gelernt, sich die Jacke und die Schuhe anzuziehen; es faszinierte mich, wie sich sein Fremdsein in dieser Welt in jeder

Lebenssituation zeigte. Irgendwie konnte ich mich darin wiedererkennen, nur dass sich mein Fremdsein nicht so deutlich zeigte, eigentlich gar nicht. Auch wenn ich nicht schwul war, war klar, dass wir beide zusammengehörten.

Meine Schwester hatte vor, eine Silvesterparty zu geben, und zwar eine richtig große, die im ganzen Haus stattfinden sollte. Es war klar, dass ich auch dabei sein musste; immerhin konnte ich aushandeln, dass mein Zimmer nicht mitbenutzt wurde. Als ich Torben fragte, ob er auch dabei sein mochte, sah er mich zweifelnd an und sagte nach einigem Zögern, „Ich gehe eigentlich nicht auf Partys. Ich weiß gar nicht, was ich da tun soll; tanzen kann ich ja nicht richtig und unterhalten kann ich mich bei lauter Musik auch nicht.“ Schließlich willigte er trotzdem ein zu kommen, „Wenn es mir zu viel wird, kann ich ja gehen.“ An Silvester war Torben schon nachmittags bei mir und half mir und meiner Schwester, den Partykeller herzurichten. Meine Schwester hatte die Idee, dass Torben und ich die Gäste mit einem Sekt empfangen sollten. „Wir können den Empfang oben an der Eingangstür aufbauen; dort drückt ihr den Gästen den Sekt in die Hand und schickt sie runter.“ Torben gefiel die Idee; so wusste er wenigstens, was er tun sollte. Allerdings war der Aufbau ziemlich aufwändig, da wir den schweren Tresen aus dem Partykeller nach oben in den Eingangsflur wuchten mussten. Der Empfang kam bei den Gästen gut an; ich fragte sie, was sie haben wollten, Sekt oder Orangensaft, und Torben reichte ihnen dann das Getränk. Ein Freund meiner Schwester mixte Cocktails, von denen Torben schon nach kurzer Zeit einige getrunken hatte. Er war schon vor Mitternacht völlig betrunken und fing an, die Gäste zu beschimpfen. Als er dann noch versuchte, die Musik, „diesen grauenhaften Lärm“, wie er es nannte, abzustellen, zog ich ihn in mein Zimmer und legte ihn ins Bett, nachdem ich ihn ausgezogen hatte. Den nächsten Tag verbrachte er größtenteils in meinem Bett. Meine Schwester war von seinem Verhalten ziemlich verärgert und sagte, dass sie ihn so schnell nicht wieder zu einer Party einladen würde. Torben antwortete, dass ihm das recht wäre. Immerhin half er mir und meiner Schwester nachmittags beim Aufräumen und sagte, dass ihm sein Auftreten auch unangenehm war. „Ich vertrage das einfach nicht mit so vielen Menschen“, erklärte er, „und Alkohol vertrage ich auch nicht.“

Auch Torben feierte seinen sechzehnten Geburtstag. Allerdings war es für ihn nicht so einfach zu entscheiden, wen er einladen sollte. Ich schlug ihm vor, einfach die ganze Klasse einzuladen. Obwohl Torben mehrmals gesagt hatte,

dass er keine Geschenke haben mochte, hatte ich ihm trotzdem etwas geschenkt: ein Flanellhemd, ein kariertes Holzfällerhemd in verschiedenen Grautönen. Dazu gab es eine Postkarte, auf der der heilige Sebastian an einen Baum gefesselt zu sehen war. Eigentlich war es ein Geschenk für mich, denn ich wollte schon lange so ein Flanellhemd haben und hatte mir auch so eines gekauft. Ich hätte mir eines in Blau gekauft, aber meine Schwester hatte schließlich dieses Hemd gefunden, was mir auch auf Anhieb gefiel. Torben war von dem Geschenk sichtlich überrascht, vor allem, weil ich das gleiche Hemd bereits anhatte. „Ist es wirklich so eines, was du anhast?“, fragte er. Das Hemd zog er gleich an, über das weiße Konfirmationshemd, das er extra für die Feier angezogen hatte. „Das kann ich doch einfach überziehen, oder?“, fragte er und steckte es in die Hose. Es war schon ziemlich ungewöhnlich, ein weißes Hemd unter einem Flanellhemd zu tragen, „unkonventionell“ hätte meine Schwester gesagt, ihr Lieblingswort; ich fand, es passte zu Torben. „Das steht dir gut“, antwortete ich und er sagte, „Kannst du ruhig anfassen.“ Wir umarmten uns und, als er mir dabei ins Ohr flüsterte, „Das fühlt sich richtig gut an“, fühlte ich mich fast schon verliebt. „Mein Torben“, hörte ich in meinen Gedanken und war irritiert über das, was es in mir auslöste, wenn ich ihn so zu spürte. Zur Feier kamen tatsächlich fast alle aus unserer Klasse. Torben trank nur wenig Alkohol und zog sich immer wieder in ein anderes Zimmer zurück, um sich auszuruhen. So war das Fest auch für ihn erträglich, obwohl es ihm unangenehm war, dass so viele andere Menschen in seinem Zimmer waren. Es war ziemlich groß; es war der ausgebaute Dachboden des Hauses, in dem Torben und seine Familie wohnten. Obwohl er so ein großes Zimmer hatte, trafen wir uns nur selten bei ihm, weil er sich mit seinen Eltern nicht so gut verstand.

Auch in diesem Winter gingen wir immer wieder zusammen spazieren. Obwohl ich den Winter als Jahreszeit nicht so mochte, weil die Tage so kurz und dunkel sind, war ich gerne mit ihm draußen. Neben ihm schweigend durch den Wald zu gehen und ihn zu spüren, dicht neben mir, eingepackt in seinen Parka mit Mütze und manchmal auch Kapuze auf, gab mir wirklich viel. Es gab mir Energie und nahm mir vor allen Dingen viel von meiner Traurigkeit, die ich zwar immer noch hatte, aber wesentlich weniger als früher. „Du bist ein richtiges Winterkind“, sagte ich auf einem dieser Spaziergänge, es war schon Ende Februar. „Ja“, antwortete er, „Das ist meine Heimat.“ Er schilderte mir, dass er als Kind in einer völlig abgeschlossenen Welt gelebt hatte. „Das ist mir jetzt erst so rich-

tig klargeworden; in dieser Welt war ich komplett alleine, da gab es keine anderen Menschen. Es war ein Paradies, das ich ganz für mich hatte und in dem alles fest war, wie gefroren, eine Winterwelt, alles in Weiß- und Blautönen. Meine Heimat.“ Ich konnte mich gut in seine Welt hineinversetzen, aber für mich war es kein Paradies; es fühlte sich kalt und unwirtlich an. Schon nach kurzer Zeit hatte ich das Gefühl zu erfrieren und musste Torbens Welt gedanklich wieder verlassen. „Und dann kamst du“, sagte er nach einer Weile. „Wie meinst du das?“, fragte ich und er antwortete, „Dann hatte ich dich gesehen, vor ein paar Jahren in der großen Pause; das war noch, bevor wir in das neue Gymnasium gekommen sind. Du erinnerst dich sicher nicht mehr daran. Plötzlich habe ich dich vor mir stehen gesehen; wie aus dem Nichts bist du da aufgetaucht. Mir war sofort klar, dass du so wie ich bist; irgendwie. Niemand sonst ist so wie ich. Plötzlich habe ich gemerkt, dass ich nicht alleine bin in dieser Welt. Und es hat sich ja herausgestellt, dass es stimmt, dass es genau so ist, oder?“

Damit hatte er zweifellos recht: Dass es etwas gibt, was uns verbindet und uns von allen anderen Menschen unterscheidet, war kaum zu übersehen. „Und wie hast du das damals gemerkt?“, wollte ich wissen, „Ich meine, als du mich zum ersten Mal gesehen hast?“ „Das habe ich mich auch immer wieder gefragt; weißt du, wann mir das klar wurde?“ Ich wusste es nicht. „An meinem Geburtstag, als du mir das tolle Hemd geschenkt hast. Plötzlich hatte ich es klar und deutlich vor Augen, wie ich dich das erste Mal wahrgenommen hatte; es war in einer großen Pause und du hattest einen Rollkragenpullover unter deinem Hemd an. Ich kann mich noch genau daran erinnern, es war ein hellblaues, kariertes Hemd und ein dunkelblauer Rollkragenpullover, der die gleiche Farbe hatte wie deine Hose. Ich habe das gesehen und gedacht, ‚Das ist verkehrt herum‘, denn eigentlich trägt man ein Hemd unter einem Pullover und nicht darüber. Verstehst du, verkehrt herum. Mit einem Mal war meine abgeschlossene innere Welt außen und die äußere Welt, nämlich du, in mir drin. Das war nur ein Moment, aber so habe ich den Weg heraus gefunden aus dem ewigen Winter, in dem ich lebte.“ Ich brauchte eine ganze Zeit, bis ich verstand, was mir Torben erzählte: Ich war der Anlass, dass er aus seiner Welt fand, die wie ein Gefängnis war, mehr noch, wie eine Einzelhaft. Aber es war auch seine Heimat, die er meinetwegen verlassen hatte. „Und wenn du wie jetzt deinen Parka anhast mit Mütze und Kapuze drüber, fühlst du dich wie zu Hause?“, fragte ich ihn. Er dachte eine ganze Weile nach, bis er erklärte, „Hier draußen

bin ich halt fremd; ich werde auch immer fremd bleiben, denn es ist eben nicht meine Welt. Seit ich meine Welt verlassen habe, lebe ich wie unter einer Glasglocke; alles ist unvorstellbar weit entfernt – außer du. Du bist der Einzige, bei dem ich keine unsichtbare Wand spüre. Irgendwie hänge ich zwischen den Welten und manchmal sehne ich mich zurück in meine Kindheitswelt, eingepackt in meinem kleinen Cocon, wie jetzt in meinem Parka; geschützt in meiner kleinen Welt. Ich schaffe es nicht, in der Welt der Menschen anzukommen, aber den Weg zurück in meine Welt gibt es auch nicht mehr.“

Torbens Schilderungen gaben mir einiges zu denken. Meine Welt ist auch eine, die sehr einsam ist, aber sie ist nicht die abgeschlossene Welt, von der Torben erzählt hatte. Im Gegenteil, sie ist sehr offen, so offen, dass alles mühelos in sie eindringen kann, auch alle Menschen. Ich bin allem wehrlos ausgeliefert und kann alles spüren, ob ich es will oder nicht. Mein Inneres ist wie eine Leinwand, auf der sich alles abspielt, nur ich nicht. Das ist es, was mich so einsam macht; als würde ich als einziger Zuschauer im Kino sitzen und einen Film ansehen, der nicht endet. Torben war der einzige Mensch, mit dem ich diese Einsamkeit überwinden konnte; als wäre er aus dem Film herausgetreten und hätte sich neben mir in den Zuschauerraum gesetzt. Anders als seine Welt, ist meine heiß; sie kocht geradezu. Es faszinierte mich zu erkennen, wie unterschiedlich wir waren und wie ähnlich zugleich. So langsam wurde mir klar, warum wir uns so nahe waren.

An Rosenmontag gingen wir wieder zusammen verkleidet zum Umzug nach Freiburg. Eigentlich hatte ich es nicht vor, aber meine Schwester bestand darauf, damit sich der Aufwand, den sie in die Kostüme gesteckt hatte auch lohnte. Diesmal hatte ich Torbens und mein Handgelenk mit den Handschellen zusammengeschlossen und vor allen Dingen auch den Schlüssel eingesteckt. Als wir an der Haltestelle auf den Bus warteten, zog Torben ein paar Mal an den Handschellen und fragte, „Stört es dich nicht, dass du so an mich gekettet bist?“ Eigentlich störte es mich nicht besonders, aber bevor ich antworten konnte, sagte er, „Wir könnten es auch so wie beim letzten Mal machen; für mich war es ok.“ Ich brauchte einen Moment, bis ich verstand, was er meinte. Dann schloss ich die Handschellen an meinem Handgelenk auf und legte sie ihm mit den Händen auf dem Rücken an. Scheinbar gab ihm die Fasnacht einen Rahmen, in aller Öffentlichkeit Handschellen tragen zu können, was er ja sonst niemals getan hätte.

Spätestens seit Torbens Geburtstag galten wir im Dorf und in der Schule als Paar; genau genommen seit dem Tag darauf, als wir im gleichen Hemd in die Schule kamen. Mich hatte es anfangs ziemlich verunsichert, als schwul zu gelten, vor allen Dingen als mich meine Schwester nach unserem Sexualleben befragte. „Wir sind einfach nur enge Freunde“, versuchte ich zu erklären, „Da ist nichts mit Sex oder so.“ Aber meine Schwester meinte, „Du brauchst es nicht verstecken; ihr seid doch so ein tolles Paar, Adrian und Torben. Selbst unsere Eltern haben kein Problem damit, dass Torben dein Freund ist.“ Auch sonst hatte ich deswegen keine negative Reaktion erhalten. Wir waren ja tatsächlich so etwas wie ein Paar, egal ob mit oder ohne Sex. So intensiv, wie wir uns spürten, wie wir gegenseitig unsere Gedanken wahrnehmen konnten, das war keine normale Freundschaft. Im Frühjahr lernte ich eine Freundin meiner Schwester kennen, mit der ich meine ersten sexuellen Erfahrungen machte. Das hatte mir besser gefallen, als ich vermutet hatte. Johanna war offen und fröhlich, ein bisschen wie ich, und wir verstanden uns auf Anhieb. Sie war nicht an einer „echten Beziehung“ interessiert, wie sie es nannte, sondern an einem guten Verhältnis mit jemand, mit dem sie entspannten Sex erleben konnte. Vor allen Dingen störte sie sich nicht an meiner engen Freundschaft mit Torben und Torben umgekehrt auch nicht an ihr. Das kam sich auch kaum in die Quere, da sie tagsüber arbeitete und ihren eigenen Freundeskreis hatte. Wir trafen uns vielleicht ein, manchmal zwei Mal in der Woche abends und übernachteten zusammen. Mit Torben konnte ich nach wie vor viel Zeit verbringen, mit ihm lernen, laufen und vor allen Dingen zusammen sein und ihn spüren.

Im Sommer fand ich auf einem Flohmarkt ein Buch über japanisches Fesseln. Es war auf Japanisch, aber das machte nichts, weil es viele Abbildungen enthielt. In dem Buch ging es ausschließlich um Frauen, die gefesselt wurden, und die Fesselungen waren so ästhetisch, dass es mich sofort ansprach. Mit Johanna konnte ich so etwas nicht ausprobieren, das war völlig klar, aber als ich Torben das Buch zeigte, fragte er mich gleich, ob ich ihn nicht einmal so fesseln wollte. Wir kauften ein paar Seile und arbeiteten das Buch bis zum Herbst durch. Torben war dabei ziemlich anspruchsvoll; es war ihm wichtig, dass die Fesseln nicht nur symmetrisch waren, sondern auch fest genug saßen, damit er sich nicht alleine daraus befreien konnte. Er wollte dann immer auch eine Weile gefesselt bleiben; manchmal, wenn wir alleine waren, sahen wir uns zusammen einen Film an, während er die Hände auf den Rücken ge-

bunden hatte. Am Ende war ich richtig geübt darin, ihn zu fesseln. Manchmal gingen wir in den Wald, um zu üben, wobei wir gut versteckte Stellen aufsuchten, damit uns niemand dabei störte. Einmal band ich ihn so an einem Baum fest, dass er sich so gut wie gar nicht mehr bewegen konnte, von den Füßen an bis zu den Schultern. Nach kurzer Zeit sagte er, „Oh Mann, das ist ja ganz schön heftig“, und zuckte immer wieder am ganzen Körper. Als ich ihn losband, bemerkte ich, dass er einen Samenerguss hatte. „Einen?“, fragte er und lachte, „Das waren bestimmt zehn hintereinander.“ Er sagte, dass es zwar eine spannende Erfahrung war, so fest gefesselt zu sein, aber eindeutig zu heftig. „Das vertrage ich höchstens einmal im halben Jahr“, schloss er und grinste.

An meinem achtzehnten Geburtstag hatte ich beim Aufwachen einen seltsamen Traum. Ich träumte, wie ich zu meiner Geburtstagsfeier ging. Obwohl sie eindeutig bei uns im Garten stattfand, sah es irgendwie anders aus, andere Gartenmöbel, andere Pflanzen; die Gäste konnte ich nur schemenhaft erkennen.. Dann sah ich plötzlich mich, allerdings mit längeren Haaren und in einer Kleidung, die gar nicht meine war; vor allen Dingen hieß ich nicht Adrian sondern Mathias; schon wieder Mathias. „Hans, schön dass du gekommen bist“, hörte ich Mathias sagen; es war eindeutig meine Stimme. Nach einer Weile verstand ich, dass ich Torben war, allerdings auch mit anderer Kleidung, einer anderen Frisur und einem anderen Namen, Hans-Joachim, den alle Hans nannten. Der Traum bestand aus Fragmenten, die sich nach und nach zu einer Art Collage zusammensetzten. Nach einer Weile verstand ich, dass ich, Hans, in Mathias verliebt war, aber mich nicht traute, es ihm zu sagen. Ich hörte klar und deutlich Torbens Stimme, „Jetzt trau dich, sag es ihm.“ Dann wechselte das Bild und ich sah mich am Waldrand auf einer Holzbank sitzen; zuerst aus der Ferne und dann kam ich mir immer näher. Als ich mir ganz nahe war und in meine Augen blickte, hörte ich mich sagen, dass ich mich nach einer Freundin sehnte und traurig war, weil es die richtige Partnerin für mich nicht gab. Mit einem Mal spürte ich einen unvorstellbaren Schmerz, eine tiefe Verzweiflung und einen Abgrund an Einsamkeit und Isolation. Ich fühlte mich eingeschlossen in einem unsichtbaren Gefängnis wie in einer Glaskugel, in der ich mich nicht mehr bewegen konnte; „Eine lebenslange Isolation“, ging mir durch den Kopf. War es Torben, den ich spürte? Der Traum ließ mich nicht mehr los. Was war das für eine Geschichte, die ich geträumt hatte? Wieso hatte ich in dem Traum mich selbst als Mathias gesehen und war selbst Torben als Hans-Joachim, der

Hans gerufen wurde? Nachmittags kamen die ersten Geburtstagsgäste. Ich hatte nur ein paar wenige eingeladen, obwohl es mein 18. Geburtstag war. Der Traum beschäftigte mich so sehr, dass ich von der Party nicht viel mitbekam; ich stand ziemlich neben mir. Abends erzählte ich Torben davon. „Mathias ist ein cooler Name“, war sein Kommentar, „mit nur einem t ist die Summe 71, 24 mehr als die von Adrian und 3 weniger als die von Torben. Hans-Joachim, lass mich mal überlegen. Mit dem Minuszeichen zwischen den beiden Namen kann man hier die Differenz nehmen, dann ist Joachim 59, Hans 42 und die Differenz 17; 71 und 17, das ist doch was; die beiden Zahlen haben nicht nur die Quersumme 8, also 2 hoch 3, sondern auch die Differenz 54, also zweimal die Differenz von Torben und Adrian. Das muss ich gleich mal aufmalen:“

		27		
		3	3	3
Adrian	47	11	74	Torben
	30		3	3
Hans-Joachim	17	8	71	Mathias
		2	2	2
			54	

„Die Differenz von Torben und Mathias ist dann 3 und die von Adrian und Hans-Joachim 30.“ Während wir das Diagramm betrachteten, sagte er, „Es ist wirklich so wie in deinem Traum, ich meine das mit der Isolation. Wenn ich dich nicht als Freund hätte, ich weiß nicht; ich glaube, ich hätte mir schon längst das Leben genommen.“

Torben konnte sich richtig gut ausdrücken, vor allen Dingen wenn es um Sachthemen ging; da war es egal, ob es Wissenschaften waren, Kunst oder Literatur. Wenn es um andere Menschen ging, Freundschaften oder Beziehungen, wirkte er dagegen ziemlich unbeholfen und sagte oft merkwürdige Dinge. Mir war aufgefallen, dass er oft die Handlungen in Spielfilmen nicht verstand. Beziehungen zwischen Menschen, Freundschaften, Liebe, Eifersucht, Neid, das kannte er alles gar nicht. „Das ist nicht meine Welt“, sagte er, als ich ihn neulich fragte. Er erzählte mir auch, dass seine Gedanken aus Klängen, Bildern, Gerü-

chen und Spüren bestanden; „Da ist keine Sprache drin“, sagte er und zeigte auf seinen Kopf, „Wenn ich sprechen will, muss ich erst umschalten; dann kann ich gleichzeitig nicht denken.“ Ich hatte vorher noch nie darüber nachgedacht, aber meine Gedanken bestanden auch nicht aus Sprache. Wenn ich versuchte zu sprechen, hatte ich die einzelnen Wörter immer alle auf einmal im Kopf, nicht nur die Wörter, sondern die einzelnen Silben. Deswegen stotterte ich, weil ich sie vor dem Sprechen in die richtige Reihenfolge bringen musste. Torben sagte, dass ihn die Sprache von anderen Menschen trennte, während er den Eindruck hatte, dass sie die anderen Menschen miteinander verband. Auch mich trennte die Sprache von den anderen Menschen, weil ich stotterte. Sie konnten sich mit Hilfe der Sprache ausdrücken, sich selbst; was sich durch die Sprache bei mir ausdrückte, war ein Stotterer, das war nicht ich. So wie sich in Torbens unbeholfenem Umgang jemand ausdrückte, der auf eine seltsame Weise sozial behindert war, aber nicht Torben. Wenn wir miteinander in Kontakt waren, hatten wir uns gespürt, unsere Gedanken gesehen und gehört; wir hatten nicht gesprochen, genauso wenig wie unsere Gedanken sprachen.

Am besten konnte ich mich durch meinen Körper ausdrücken, wenn ich turnte. Am Barren oder Reck war ich ganz bei mir, dann war ich ganz mein Körper; wer mich dabei beobachtete, konnte mich sehen, den wahren Adrian. Da war ich mir sehr sicher, auch wenn ich mich selbst noch nie beim Turnen beobachtet hatte. Aber auch Torben sagte, es wäre, als würde er mich von innen sehen, wenn er mich beim Turnen beobachtete; und das tat er häufig. Torben konnte nicht turnen, nicht ansatzweise, wir hatten es schon mehrmals ausprobiert. Aber dennoch konnte er sich durch seinen Körper ausdrücken, nämlich dann, wenn er gefesselt war. Das japanische Buch hat uns viele Anregungen gegeben, sodass es schon sehr gut aussah, wenn ich ihn fesselte. Es war spannend wie viele Symmetrien möglich waren und wie sie subtil gebrochen werden konnten, damit sie in andere Symmetrien übergingen. Am spannendsten war es im Wald; da konnten wir die Bäume in die Fesselungen einbeziehen, was unendlich viele Variationen ermöglichte. Schließlich traute ich mich auch, Torben gefesselt an einen Ast zu hängen, wie in dem Buch. Das machten wir allerdings nur wenige Male, weil er die damit verbundene Erregung unerträglich fand. Während mein Körper sprach, indem er den Raum überwand und sich von allen Beschränkungen freimachte, sprach Torbens Körper, indem er eingeschränkt wurde, bis zur Bewegungslosigkeit.

Als ich mir im Winter einen Knöchel verstauchte, machte ich eine aufschlussreiche Erfahrung. Ich konnte mehr als zwei Monate lang nicht turnen, weil in dem Knöchel eine Sehne angerissen war. In dieser Zeit erlebte ich etwas, was ich schon lange nicht mehr erlebt hatte: Ich zerfiel zunehmend in einzelne Teile, die immer weniger Kontakt miteinander hatten. Immer wieder stolperte ich oder ließ irgendetwas fallen, weil sich meine Hände und Füße nicht mehr richtig miteinander koordinierten, und auch mein Stottern wurde deutlich schlimmer. Ich brauchte das Turnen, um ganz zu werden, denn meine Welt war eine, in der alles in Einzelteile zerfiel, in der ich mich verlieren und auflösen würde. Torbens Welt war von einem undurchdringlichen Cocon umgeben; er war darin ganz und gar auf sich konzentriert. Er musste etwas von außen spüren, um aus sich herauskommen und mit anderen in Kontakt treten zu können. So wie mir das Turnen half, mich in mir wahrzunehmen, brauchte er körperliche Begrenzung, um aus sich herauszutreten. Diese Begrenzung konnte er erfahren, wenn er gefesselt war, aber auch, wenn er bis zur völligen Erschöpfung lief. Ich kannte Torben schon wirklich lange und wunderte mich, dass ich so lange brauchte, bis mir das in dieser Weise klar wurde. Wir waren gewissermaßen zwei verschiedene Aspekte einer sehr grundlegenden menschlichen Erfahrung, und zwar zwei sehr gegensätzliche Aspekte. Deswegen konnten wir uns auch so direkt, über unsere Gedanken, verständigen.

Inzwischen hatte es sich in der Schule herumgesprochen, dass Johanna meine Freundin war. Ich wurde einige Male gefragt, „Sag mal, bist du jetzt doch nicht schwul?“, oder, „Ich dachte du wärst mit Torben zusammen.“ Ich antwortete, „Johanna ist meine Freundin und Torben mein Freund, ist doch ganz einfach.“ Mit so einer Antwort war aber niemand zufrieden. Meine Freundschaft mit Torben hatte niemand verstanden, da bin ich mir ganz sicher. Was wohl am schwierigsten zu verstehen war, war nicht, dass wir zwei Jungs waren, sondern dass wir von außen betrachtet so unterschiedlich waren: Der immer gutgelaunte, für alles und alle offene Adrian und der verschlossene Torben, der immer so misstrauisch guckte. Als dann irgendjemand erfuhr, dass ich ein Verhältnis mit Johanna hatte, machte das schnell die Runde. Johanna kannten die meisten; sie war bis vor ein paar Jahren auch auf dem Gymnasium, eine Klassenstufe über mir. Alle dachten wohl, ich hätte mich besonnen, mit diesem komischen Torben Schluss gemacht und gemerkt, dass ich gar nicht schwul war. Die Welt wäre dann wieder in Ordnung gewesen: Der beliebte Adrian hat eine Freundin

und der eigenbrötlerische Torben steht alleine in irgendeiner Ecke. Aber so war es nicht. Ich hatte eine Freundin, die keine engen Kontakte mochte, sondern jemanden, mit dem sie angenehmen Sex haben konnte, und einen Freund, der mit Sex nichts anfangen konnte, aber unbedingte Nähe forderte – weil es die einzige Weise war, mit der er Kontakt zu anderen Menschen aufnehmen konnte. Als ich Torben im Herbst davon erzählt hatte, war er ganz erstaunt und sagte, dass er das alles gar nicht mitbekommen hatte. Wir gingen dann eine ganze Zeit lang im Partnerlook mit unserem grauen Flanellhemd, einem blauen Rollkragenpullover darunter und einer blauen Cordhose in die Schule. Ich fragte mich immer wieder, wieso ausgerechnet jemand wie Torben, der anderen Menschen so fremd vorkam, mir so nahe und vertraut sein konnte.

Im Herbst bekam er wieder seine Erkältung. Seine Offenheit machte ihn verletzlich. Deswegen musste er sich schützen, indem er durch sein merkwürdiges Verhalten und seine abweisende, eigenbrötlerische Art andere Menschen auf Distanz hielt. Aber seine Offenheit war auch eine körperliche Offenheit, da ihn offensichtlich sein Immunsystem im Stich ließ und ihn anfällig für Viren und Bakterien machte. Auch hier war er verletzlich und versuchte sich zu schützen, indem er sich anders als früher immer warm anzog; vor allen Dingen am Kopf. Er war der einzige in der Klasse, der im Winter Mütze und Kapuze aufhatte; das unterstrich offensichtlich seine verschlossene Art. Einer meiner Klassenkameraden fragte mich mal, ob sich Torben die Kapuze über die Mütze zog, um zu zeigen, dass er von den anderen in Ruhe gelassen werden mochte. Da war durchaus etwas dran: Er war deswegen so unnahbar, weil er so verletzlich war und sich schützen musste, vor anderen Menschen genauso wie vor Viren und Bakterien. Kurz vor seinem achtzehnten Geburtstag bekam er eine richtige Nebenhöhlenvereiterung, was wohl ziemlich schmerzhaft war. Deswegen fiel auch seine Geburtstagsfeier aus, auf die er sich schon gefreut hatte. Ich ging jeden Tag zu ihm und war einfach bei ihm; es ging ihm richtig schlecht. Er lag den ganzen Tag gekrümmt auf seinem Bett und war vor lauter Schmerzen weder in der Lage aufzustehen noch zu sprechen. Als er drei Tage lang nichts gegessen und höchstens ein paar Schluck Wasser getrunken hatte, dachte ich schon, er könnte sterben. Es dauerte fünf Tage, bis das Antibiotikum wirkte und die Entzündung endlich nachließ. „Wenn das so weitergeht, lebe ich nicht mehr sehr lange“, sagte er; ich fand diesen Gedanken ziemlich beunruhigend.

Erfahrung und Erkenntnis

Das Abitur lief wie erwartet: Torben war Klassenbester und ich Klassenschlechtestester, aber das war in Ordnung, weil es mir nur darauf ankam, es überhaupt zu schaffen. Das Erstaunlichste aber war, dass Torben im Sport eine 2-3 erreichte. Er konnte sich die Bereiche aussuchen, in denen er einigermaßen gut war, wie Langstreckenlauf und Volleyball, und war darin auch wirklich nicht schlecht. Seine Volleyball-Aufschläge, die soviel Drall hatten, dass sie kaum aufgefangen werden konnten, waren in der ganzen Schule bekannt. Wie jedes Jahr gab es eine offizielle Abiturfeier, bei der die Zeugnisse überreicht werden. Als der Rektor sagte, er wolle dort alle im Anzug oder Abendkleid sehen, flüsterte mir Torben zu, dass er dann nicht kommen konnte. Er hatte keinen Anzug und konnte es sich überhaupt nicht vorstellen, einen zu tragen. Auch ich würde mich ohne Anzug wohler fühlen, aber es wäre kein Grund, nicht zur Feier zu gehen. Meine Schwester meinte, dass er mit einem richtig schicken Hemd und einer passenden Hose auf den Anzug verzichten konnte. Wir fuhren zu dritt in die Stadt und es dauerte nicht lange, bis sie etwas fand; das Hemd sah wirklich gut aus, marmoriert in verschiedenen dunklen Grautönen, dass es von weitem wie einfarbig wirkte. „Mit einer dunkelgrauen Hose sieht es richtig edel aus“, sagte sie, „und damit es auch ohne Jackett und Krawatte geht, würde ich noch einen Rollkragenpulli drunterziehen, im gleichen Ton wie die Hose.“ Sie musste es wissen, denn sie arbeitete inzwischen bei einem Modemagazin. Als Torben so angezogen vor uns stand, fragte sie mich, „Wär das nicht auch etwas für dich? Das steht dir sicher besser als ein Anzug.“ Meinen Bedenken, ob wir wirklich im Partnerlook zur Feier gehen sollten, entgegnete sie, „Das hat sich doch eh schon rumgesprochen dass ihr ein Paar seid. Du kannst es ja mit einer hellen Hose und einem hellen Pulli kombinieren.“ Als wir so angezogen nebeneinander standen lachte meine Schwester, „So seid ihr garantiert das Paar des Abends.“ Auf der Feier waren wir die einzigen Abiturienten ohne Anzug, doch das schien niemanden zu stören. Zu Torben sagte der Rektor sogar, „Schick sehen Sie aus“, als er ihn begrüßte; er hatte wohl etwas anderes erwartet. Bei der Zeugnisübergabe wurden wir gemäß unserer Nachnamen direkt hintereinander aufgerufen: Reimert und Starn. Die Zeremonie hatte mich so ergriffen, dass ich auf der Bühne blieb, als Torben sein Zeugnis entgegennahm, und auf seinem Übergabefoto neben ihm stand. Als am nächsten Tag die Fotos in der Aula aufgehängt wurden, hatte irgendjemand ein Herz auf unser Foto gemalt.

So hatten wir uns am Ende als vermeintlich schwules Paar an dieser Schule verewigt; vermutlich das erste offen schwule Paar in der Schule und überhaupt in dem Dorf. Das hatte bestimmt auch Johanna mitbekommen und ich bin sicher, dass das der Grund war, warum sie sich kurz darauf von mir getrennt hatte. Meine Frage, ob das etwas mit Torben zu tun hatte, verneinte sie allerdings. Sie erklärte, dass ihr die Beziehung zu sehr auf Sex reduziert war; sonst konnte sie mit mir eigentlich nichts anfangen. Ich hatte bis dahin noch nicht darüber nachgedacht, aber sie hatte recht, ich konnte mit ihr ansonsten auch nicht viel anfangen.

Torben und ich hatten vor zu studieren, Torben Mathematik und ich Sport. Wir wollten zu Semesterbeginn zusammen in eine Wohnung nach Freiburg zu ziehen. Im Sommer hatten wir auf unseren Spaziergängen viel über unsere Freundschaft geredet. Ich verstand, dass es unsere Erfahrungen mit uns selbst und mit unserer jeweiligen Welt war, was uns miteinander verband, auch wenn sie in mancher Hinsicht recht unterschiedlich waren. Vor allen Dingen wurde mir klar, dass unsere Erfahrungen sehr speziell waren und es wohl nur sehr wenige Menschen gab, die vergleichbare Erfahrungen in ihrer Welt machten. Irgendetwas gab es, was Torben und mich von den allermeisten anderen Menschen unterschied. Bei mir war es sicher auch das Stottern, oder hatte zumindest damit zu tun. Vor allen Dingen war es meine Offenheit und Sensibilität, die mich von anderen unterschied, das war ganz sicher so. Bei Torben war es ähnlich; eine andere Offenheit und Sensibilität zwar, eine, die sich viel mehr an Tiere und Pflanzen richtete, im Grunde genommen an das Universum insgesamt. Meine Offenheit wendete sich eindeutig an Menschen; aber nicht nur, sondern auch an Tiere, zumindest reagierten auch Katzen und Hunde darauf.

„Meine Welt ist fast vollkommen abgeschlossen und zugleich völlig offen, so dass ich mich mit allem verbunden fühle“, sagte Torben, „und deine ist unendlich offen und zugleich auf den Punkt fokussiert. Wenn du am Reck turnst, spürt man, wie sehr du in deinem Körper bist, diese Kombination von Schwerelosigkeit und Präzision ist ja wirklich einmalig, finde ich. Ich dagegen verlasse meinen Körper und verbinde mich mit dem Universum, wenn ich gefesselt bin. Du bist auf dem Weg, dich selbst zu finden, und ich die Welt da draußen. Am Ende finden wir genau dasselbe – und uns.“ Torbens Ausführungen fand ich sehr plausibel. Ganz offensichtlich gibt es einen tiefen Zusammenhang zwischen Körper und Welt, einen der zeigt, dass in unseren Leben, vor allen Din-

gen auch darin, wie wir es erleben, die Strukturen des Universums eingeschrieben sind. Mir gefiel die Idee, dass wir, das, was wir als uns selbst wahrnehmen, wie Schwingungen sind, Schwingungen im Weltall. Spannend fand ich, dass bei uns beiden diese Übergänge, die wir beim Turnen oder Gefesselt-Sein erlebten, mit so etwas wie einer sexuellen Erregung verbunden war. Solche Übergänge zwischen zwei gegensätzlichen Zuständen scheinen mit einer gewissen Spannung zusammenzuhängen. Doch was ist diese Spannung? Offenbar lässt sie die grundlegenden Strukturen der Welt als Gegensätze in Erscheinung treten, Abgeschlossenheit und Offenheit, Starre und Expansion.

Und in den Übergängen kann das alles erkannt werden, so wie Torben und ich uns erkannt hatten im Übergang; Torben im Übergang von seiner abgeschlossenen Heimat in eine soziale Welt, in der er immer fremd blieb, und ich im Übergang aus einer Welt, in der ich völlig zersplittert war, zu einem Selbst, das sich nicht weniger fremd war als Torben sein soziales Umfeld. Ich erinnere mich noch gut daran, als mir meine Schwester nahelegte, mich anders anzuziehen, und ich mich dann im Spiegel sah, in dem karierten Hemd und dem blauen Rollkragenpullover darunter, der den gleichen Farbton hatte wie die Cordhose. Es war wohl das erste Mal, dass ich mich als etwas im Spiegel sah, zu dem ich „Ich“ sagen konnte, „Das ist Adrian“. Und dieser Adrian gefiel mir gut; ich mochte ihn. Aber ich war genauso wie Torben auf halber Strecke hängengeblieben und habe dieses Selbst nie richtig erreicht. Ich musste es mir regelrecht erturnen; sobald ich meinen Körper nicht mehr in dieser Konzentration wie beim Turnen spürte, verlor es sich. Es pulverisierte sich und würde sich am Ende auflösen, wenn ich es nicht immer wieder durch Turnen zusammenhalten würde. Deswegen stotterte ich, weil sich die Silben auch so schwer zusammenhalten ließen, und das war es, was ich immer als Traurigkeit verspürte, nämlich mich selbst zu verlieren. Torben dagegen trug seine abgeschlossene Kindheit als unsichtbare Kugel mit sich, die ihn umgab und ständig drohte, ihn völlig einzuschließen. Dass er seinen Übergang erlebte, als er einen Tag später mich genauso sah, wie ich mich selbst im Spiegel, faszinierte mich immer wieder, wenn ich darüber nachdachte. Adrian in einem Hemd, das er nicht mehr bis oben zugeknöpft unter einem Pullover, sondern offen über einem Rollkragenpullover trug, „verkehrt herum“.

Und wir trugen immer noch oft Hemden mit Rollkragenpullover darunter, weil wir beide immer noch zwischen den Welten hingen, in einem Teil der Welt, den

es eigentlich gar nicht gibt, dem Übergang. Wir waren beide „Zwischenweltler“, Menschen, die in zwei grundsätzlich verschiedenen Welten lebten und in beiden nicht zu Hause waren. In der Welt, in der wir zu Hause sein sollten, konnten wir nicht mehr leben, und in der, in der wir leben konnten, waren wir nicht zu Hause. „Wenn ich im Winter den Parka an habe, dann fühle ich mich wie in meiner Kindheitswelt“, sagte Torben, „am besten mit Mütze und Kapuze auf. Meine Welt ist der Winter, der helle Schnee und das blau leuchtende Eis, in der ich eingepackt ganz für mich bin. Und deine Welt?“ „Das ist eindeutig der Sommer“, erklärte ich, „Da ist es heiß und gleißend hell und ich bin nackt, ungeschützt und für alle offen. In meiner Welt bin ich wie Salz, das sich in Wasser auflöst.“ „Und wenn das Wasser in der Hitze verdunstet ist, bist du wieder da“, ergänzte Torben. Daran hatte ich noch nicht gedacht, aber er hatte recht, ich musste irgendwann aus meiner Welt heraustreten, zwangsläufig. Genauso wie Torbens Schale in der Kälte immer spröder wurde und irgendwann zerspringen musste. Torben zeichnete dazu eine Skizze:

Adrian		Torben
Sommer: nackt		Winter: Parka
offen	X	abgeschlossen
Salz: Selbst		Cocon: Welt
aufgelöst		eingeschlossen
X		X
auskristallisiert		zerborsten
Selbst: Körper		Welt: Umfeld
abgeschlossen	X	offen
Stottern		Glasglocke
X		X
Bewegung (turnen)		Starre (gefesselt sein)

„Verstehst du?“, fragte er, „Die Welt ist fest, wie von einer Kapsel umschlossen, die zerplatzt und sich auf diese Weise öffnet. Normalerweise geschieht das, wenn man ganz klein ist, ich vermute mal schon bei der Geburt. Manchmal öffnet sich die Welt aber auch gar nicht oder erst sehr spät wie bei mir. Dagegen ist das Selbst offen, diffus, überall verteilt, und implodiert zu etwas festem und in sich geschlossenem. Auch das passiert normalerweise schon sehr früh, während es bei dir außergewöhnlich spät geschehen ist.“ Ich hatte verstanden, worauf er hinaus wollte. „Wir sind beide Spätentwickler“, schloss ich, „und deswegen brauchst du Druck von außen, um deiner explodierenden Welt etwas entgegenzuhalten, und ich Bewegung von innen, um meinem implodierenden Selbst etwas zu entgegnen.“ Wir waren beide in einer Bewegung der Explosion oder Implosion gefangen, wie festgefroren, als wenn die Zeit stehengeblieben wäre. Wir befanden uns beständig in einem Übergang, den die anderen Menschen schon längst vollzogen hatten, lange bevor ihnen dieser Übergang bewusst werden konnte. Sie leben wie selbstverständlich in ihrer neuen, offenen Welt mit ihrem ganzen, zusammenhängenden Selbst. Ich musste wieder an den Moment denken, als wir uns begegnet waren und ich mich selbst mit seinen Augen sehen konnte: das offene Hemd über einem geschlossenen Rollkragenpullover. „Wenn wir tief in uns hineinsehen, erkennen wir, was die Welt zusammenhält, die grundlegenden Strukturen des Universums, und wenn wir in den Kosmos schauen, erkennen wir uns selbst“, erläuterte Torben.

Wir verbrachten aber auch viel Zeit miteinander, ohne zu reden. Vor allen Dingen beschäftigten wir uns auch gerne mit unseren Körpern. Ich hatte beim Geräteturnen einen Stand erreicht, mit dem ich ausgesprochen zufrieden war. Ich fühlte mich so unglaublich gut, wenn ich am Barren oder Reck turnte. Seit letztem Jahr turnte ich auch an den Ringen, was einen ganz eigenen Reiz hatte. An den Ringen konnte ich meinen Körper so spüren, wie ich ihn vorher nie gespürt hatte; ich lernte ihn in gewisser Weise neu kennen. Torben sah mir oft beim Turnen zu. Er war fasziniert von meinen Fähigkeiten und sagte manchmal, dass es ihn regelrecht in einen Rausch versetzte, mich beim Turnen zu beobachten. „Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie man nicht schwul werden kann, wenn man dich turnen sieht“, sagte er einmal. Was für mich das Turnen war, waren für Torben unsere Fesselexperimente. Wir waren dabei schon richtig gut geworden, nicht nur weil die Fesselungen aussahen wie im Lehrbuch, sondern auch weil wir immer wieder neue, komplexere Fesselungen fanden.

Torben trug dabei genauso einen engen Gymnastikanzug wie ich beim Turnen; die war für beides ideal. Zum Fesseln trafen wir uns nach wie vor am liebsten im Wald, wenn es das Wetter zuließ. Theoretisch gab es natürlich ein Risiko, ertappt zu werden, aber da, wo wir uns trafen, war es sehr unwahrscheinlich. Inzwischen experimentierten wir auch häufiger mit Fesselungen, bei denen ich Torben aufhing und ihm mal mehr, mal weniger Spielraum zum Bewegen ließ. Das war möglich, weil er mittlerweile dabei nur noch selten einen Samenerguss bekam, was er ja immer sehr unangenehm fand.

Ich muss sagen, mir gefiel Torbens Körper sehr, wenn er gefesselt war. Dadurch dass er viel schwamm und viel lief, war er recht muskulös, was durch die Fesselungen erst richtig zur Geltung kam. Gefesselt war sein Körper starr und zugleich spürte man in ihm Bewegung, wie wenn er im nächsten Moment zerreißen würde. Die Spannung zwischen den Muskeln und den Fesseln war deutlich zu spüren. Sie war ja auch real; nach dem Fesseln bekam Torben stärkeren Muskelkater als nach dem Laufen oder Schwimmen. Spannung war auch zentraler Aspekt für mein Turnen. Die Kunst des Turnens bestand im Wesentlichen darin, zur richtigen Zeit in den richtigen Muskeln die richtige Spannung zu erzeugen. Ich hatte mich gefragt, ob die Präzision in diesem Spiel der Muskelspannungen nicht auch so etwas wie eine Fesselung war. Der ununterbrochenen Bewegung meines Körpers von einem Gleichgewicht zum nächsten lag in Wirklichkeit ein vollkommen starres Gerüst einer präzisen Körperkontrolle zu Grunde. Durch die Beschäftigung mit unseren Körpern bekam unsere Freundschaft Tiefe, die wohl nur sehr wenige Freundschaften hatten. Auch wenn es dabei nicht um Sex ging, war es dennoch ausgesprochen intim. Ich fragte mich immer wieder, ob ich nicht doch schwul war, aber unser Verhältnis war von Anfang an besonders und ließ sich nicht in eine solche Kategorie fassen. Ich würde keinen anderen Mann ich fesseln und sehr wahrscheinlich auch keine Frau.

Zu Beginn des Semesters wurde Torbens Erkältung so heftig, dass er im Bett liegen musste. Kaum schien er sich wieder zu erholen, bekam er wieder eine Nebenhöhlenentzündung mit Schmerzen, gegen die kein Schmerzmittel mehr half. Ich versuchte, ihn dazu zu bewegen, einen Arzt aufzusuchen, aber er wollte nicht. „Das bringt doch nichts“, entgegnete er, „Ich habe halt diese Probleme mit meinem Immunsystem, da kann auch kein Arzt etwas machen.“ Doch dann bekam er Fieber, und als es auch am dritten Tag nicht abgeklungen war, ging er endlich zu einem Arzt. Der verschrieb ein Antibiotikum und gab Torben den

dringenden Rat, sich in einem Krankenhaus eingehend untersuchen zu lassen. Zu meinem Erstaunen ließ er sich darauf ein und verbrachte eine Woche für Untersuchungen in der Freiburger Uniklinik. Scheinbar kam dabei aber nichts konkretes heraus. „Sie haben halt Unregelmäßigkeiten in meinem Immunsystem gefunden, aber konnten es auch nicht richtig erklären“, sagte Torben. Mir machte seine Gesundheit ziemliche Sorgen, aber ich hatte keine Idee, wie ich ihm helfen konnte; scheinbar konnte ihm niemand helfen. Am Abend seiner Entlassung aus der Klinik kam ich in sein Zimmer, um ihn etwas zu fragen. Er saß auf seinem Bett und weinte. Ich setzte mich neben ihn und hielt ihn fest, „War da noch etwas im Krankenhaus?“, fragte ich ihn, „Du hast mir doch noch nicht alles erzählt, oder?“ Er schüttelte den Kopf, „Das war jetzt alles ein bisschen zu viel, das ist alles.“ Das restliche Semester ließ er ausfallen, da es ohnehin schon zur Hälfte vorbei war. Das war auch kein Problem, weil der den Stoff schon kannte und problemlos ins zweite Semester einsteigen konnte.

Dafür beschloss er, seine „Theorie“ auszuarbeiten. „Die Puzzleteile habe ich schon zusammen“, erklärte er, „Ich muss sie nur noch richtig zusammensetzen.“ Zur Vorbereitung hatte er sich in den letzten Monaten ausgiebig mit der modernen Mathematik und Physik beschäftigt. Er konnte das so gut erklären, dass sogar ich die Grundideen verstehen konnte. So verstand ich, dass gemäß der Relativitätstheorie Zeit und Raum zusammenhängen, nicht nur das, sie sind unterschiedliche Aspekte ein und desselben Phänomens, was in der Physik deswegen Raumzeit heißt. Ich verstand auch, dass Materie und Energie in Wirklichkeit Krümmungen und Verzerrungen der Raumzeit sind. Ich selbst war nichts anderes als Verdichtungen in der Raumzeit und deswegen konnte ich auch das Universum erkennen, wenn ich in mich hineinschaute. Das klang ziemlich plausibel. Die Quantentheorie sagte aus, dass auch Teilchen und Wellen, also Materie und Energie, nur zwei Aspekte ein und derselben Sache sind. Beim Übergang zwischen diesen Aspekten entsteht eine Unschärfe, die man beachten musste, so wie beim Übergang von Raum und Zeit beachtet werden muss, dass die Lichtgeschwindigkeit nicht überschritten werden kann. Früher hatte ich mich nie für Physik oder Mathematik interessiert, aber Torben erzählte davon in einer Weise, die mich regelrecht packte. Allerdings fiel es mir schwer zu verstehen, worauf Torben mit seiner Theorie hinauswollte. Er sagte, der Fehler in der Physik wäre, dass die physikalische Wirklichkeit draußen gesucht würde und nicht in einem drin. „Es wird so getan, als gäbe es eine Welt voller

Objekte, die von Subjekten erforscht werden können, dabei ist doch beides dasselbe, Objekt und Subjekt.“

Mit dem Studium war ich sehr zufrieden. Beim Geräteturnen galt ich als „Ausnahmetalent“ und konnte schon im ersten Semester meine Techniken deutlich verbessern. Wie früher sah mir Torben immer wieder beim Turnen zu, wenn auch nicht mehr so oft. Ich mochte auch das Zusammenleben mit ihm; es klappte gut, abgesehen davon, dass ich Torben immer wieder dazu auffordern musste, in der Wohnung zu putzen. Ihm schien es nicht aufzufallen, wenn es notwendig war, zu saugen oder Küche und Bad zu säubern. Das sagte er auch einmal und forderte mich deswegen auch auf, ihn darauf hinzuweisen. „Ich möchte nicht, dass du das alles machst“, sagte er. Dass wir wenig Geld hatten, gehörte zu den wenigen Dingen, die mich störten. Ich arbeitete ein paar Stunden in der Woche in einem Supermarkt und Torben machte Wochenendschichten in einer Transistorfabrik. Zusammen reichte das gerade, um zu leben, aber wir waren beide gut darin, mit wenig Geld auszukommen. Manchmal störte mich auch, dass ich keine Freundin hatte und damit auch keinen Sex. Sehnte ich mich nach einer Freundin? Mir kam immer wieder jener Traum in den Sinn, in dem ich als Mathias Hans, der eigentlich Torben war, von meiner Sehnsucht nach einer Freundin erzählte und ihn damit in einen Abgrund an Schmerz und Verzweiflung stürzte. Eigentlich war dieser Traum absurd; Torben wäre es völlig egal gewesen, wenn ich eine Freundin gehabt hätte. Allerdings war unsere Freundschaft so intensiv, dass ich mich fragte, ob da überhaupt noch Platz für jemand anderes war. Vielleicht hatte dieser Traum ja doch einen wahren Kern.

Ich fragte mich auch, ob so eine oberflächliche Partnerschaft mit einer Frau für mich überhaupt das Richtige war. Mit Johanna hatte das im Rückblick betrachtet nicht gut funktioniert. Der Sex, ja; da passten wir beide ganz offensichtlich gut zusammen. Es war von Anfang an unkompliziert und wirklich sehr lustvoll. Aber darüber hinaus hatte ich von ihr kaum etwas mitbekommen. Erst als sie sich von mir trennte, wurde mir klar, dass ich eine Partnerschaft mit einem Menschen hatte, den ich eigentlich gar nicht kannte. Ich hatte noch nicht einmal eine Idee, wie ich Johanna kennenlernen sollte. Unsere Beziehung entwickelte sich kein bisschen und es sah ganz so aus, als hätte das an mir gelegen. Ich fragte mich seither oft, ob ich denn überhaupt zu einer solchen Partnerschaft fähig war. Vielleicht war ich dazu genauso unfähig wie Torben zum Sex. Das hatte Torben wohl vor Kurzem ausprobiert und dafür jemanden in ei-

ner Schwulenkneipe kennengelernt; es muss wohl ziemlich frustrierend gewesen sein. Auf jeden Fall endete es damit, dass ihn seine Kneipenbekanntschaft mitten in der Nacht aus der Wohnung warf und wohl auch übel beschimpfte, wie es Torben schilderte. „Der redete die ganze Zeit über geile Schwänze und dass er mich ficken wollte“, erzählte Torben, „Da lief bei mir gar nichts mehr. Jedes Mal, wenn er mich anfasste, wurde ich steif wie ein Stock, da konnte ich gar nichts dagegen tun, und als er schließlich meinen Schwanz anfasste, zuckte ich. Dann wurde er sauer, meinte, ich sei gar nicht schwul, und schubste mich aus seiner Wohnung. Ich stand in Unterhose vor der Wohnungstür und musste mich im Treppenhaus anziehen.“ Torben wirkte ziemlich amüsiert, als er das schilderte. „Das mit dem Sex ist wirklich nicht meine Sache“, schloss er, „Das kann ja schon alleine wegen meiner verengten Vorhaut nicht klappen. Ein Schwuler, der keinen Sex kann; das ist doch schon reichlich absurd, oder?“

Zu meinem 21. Geburtstag schenkte er mir ein Buch, das er selbst zusammengestellt hatte und den Titel trug, „Adrian Reimert und Torben Starn: Skizze einer subjektiven Wissenschaft“. „Wieso stehe ich den da?“, fragte ich ihn und er forderte mich auf, das Vorwort zu lesen. *„Seit ich denken kann, entwickelt sich in mir die Idee einer Wissenschaft, die das bisherige Verständnis von Erkenntnis und Wissenschaft auf den Kopf stellt. Während in den bisherigen Wissenschaften das Subjektive und Individuelle als Störfaktor betrachtet wird und allerlei Techniken entwickelt wurden, dieses Subjektive aus ihnen herauszuhalten, steht in meiner Wissenschaft das Subjektive und Individuelle im Mittelpunkt. Deshalb braucht diese Wissenschaft Zeit, um sich zu entwickeln, weil auch ich Zeit brauche, um mich zu entwickeln. Diese Entwicklung wäre niemals möglich gewesen ohne Adrian Reimert, der seit zehn Jahren mein Lehrer ist. Er hat mir gezeigt, wie ich die Strukturen der Welt erkenne, wenn ich in mich hineinblicke, und mich selbst, wenn ich meinen Blick in die Welt richte. Dieses Buch ist bislang noch eine Sammlung von Skizzen, die Adrian Reimert und Torben Starn nach und nach vervollständigen werden.“* Auf der gegenüberliegenden Seite hatte er einen Abzug seines Abiturfotos eingeklebt, auf dem wir beide im gleichen Hemd zu sehen waren. Ich blätterte in dem Buch; die erste Seite war mit „Adrian und Torben: das Selbst und die Welt“ überschrieben und enthielt das Diagramm, das mir Torben vor einem Jahr aufgezeichnet hatte. Ich erinnerte mich noch sehr detailliert an das Diagramm; als es mir Torben erläutert hatte, war mir zum ersten Mal klargeworden, warum wir so gut zusammen-

passen. Danach kamen einige leere Blätter und schließlich wieder ein Diagramm. Insgesamt waren es fünf Abschnitte mit einem oder mehreren Diagrammen, denen jeweils leere Blätter folgten, 11 leere Seiten nach jedem Abschnitt, um genau zu sein. „Es ist wirklich so“, erklärte Torben, „Durch dich habe ich den Schlüssel für ein völlig neues Verständnis von allem gefunden.“ Ich betrachtete eines der Diagramme und hatte nicht die leiseste Ahnung, was es darstellen sollte. „Das musst du mir aber noch erklären“, sagte ich, „Ich glaube, ich bin noch weit davon entfernt zu verstehen, was in deinem Kopf vorgeht.“ Torben erklärte mir, dass er vorhatte, die einzelnen Aspekte nach und nach mit mir durchzugehen und mir seine Gedanken zu erläutern. „Es geht ja um Erfahrungen, die wir beide zusammen gemacht haben, und darum, diese Erfahrungen zu verstehen.“ Er sagte, dass ich sie dann ausformulieren sollte, damit sie auch von anderen verstanden werden; dafür waren die leeren Seiten nach jedem Diagramm vorgesehen. „Meine Gedanken sind manchmal so quer; ich kann mir gut vorstellen, dass da kaum mehr jemand mitkommt“, sagte er, „Aber zusammen bekommen wir es hin, diese Gedanken so zu beschreiben, dass sie auch andere nachvollziehen können.“

Ein paar Tage später erzählte mir Torben von seiner Faszination für Zeichen und Formeln. Von seinen Eltern wusste er, dass er bereits als kleines Kind am liebsten mit Büchern gespielt hatte. „Sie finden es wohl ziemlich komisch, dass ich an anderen Spielsachen kaum interessiert war.“ Ich war ein wenig überrascht, als er mir sagte, dass er sich an seine Kindheit nur sehr vage erinnern konnte. „Meine Kindheitserinnerungen bestehen aus einzelnen Bildern und Wortfetzen, die ich kaum zuordnen kann“, erklärte er, „Die Begegnung mit dir ist eine der ersten konkreten Erinnerungen, die ich habe. Und daran kann ich mich noch sehr gut erinnern, wie ich dich damals in der großen Pause gesehen hatte und dachte, ‚Der ist wie ich‘. Ich glaube, da war ich elf.“ „Wirklich?“, fragte ich, „Das ist deine erste Erinnerung?“ „Auf jeden Fall eine der ersten konkreten Erinnerungen, die ich auch mit einem Ereignis verbinden kann“, erklärte Torben und setzte seine Ausführungen fort, „Jedenfalls waren Buchstaben und Zahlen von Anfang an mein Zugang zur Welt; vor allen Dingen die Symmetrien haben mich immer fasziniert.“ Er erzählte, wie er als Grundschüler anfing, Formeln für alles zu entwickeln, was es gab. Es gab nichts, was er nicht berechnen konnte. „Mit Hilfe der Formeln habe ich nach versteckten Symmetrien gesucht; im Grunde genommen ist für mich nur etwas wirklich, wenn es symmetrisch ist.“

Dabei konnten die Symmetrien durchaus komplex sein, sodass sie nicht leicht aufzufinden waren. Torben erklärte mir, wie diese Symmetrien seine Welt und sein Selbst miteinander verbanden. Durch sie konnte er die eigenen Strukturen in der Welt und die der Welt in sich selbst finden. „Für mich hat es nie eine Trennung von Subjekt und Objekt gegeben. Das ist im Grunde genommen genau das, was wir gemeinsam erleben, die Überwindung von Subjekt und Objekt“, schloss er und ich fragte, „Du meinst, ich bin zugleich auch Torben und du bist Adrian?“, fragte ich und er antwortete, „Siehst du, das ist doch wirklich nicht schwer zu verstehen.“

An meinem Geburtstag feierte ich eine richtig große Party. Da kamen Mitstudenten von mir, ein paar Freunde meiner Schwester, Cousins und Cousinen und sogar ein paar frühere Mitschüler, allerdings nicht aus meiner Klasse. Torbens 21. Geburtstag war dagegen ganz anders; er feierte alleine, zusammen mit mir. Bei ihm gab es niemanden, den er hätte einladen können. Aber das war ihm nicht nur egal sondern auch recht. Auf Partys fühlte er sich schnell verloren; auch auf meiner Geburtstagsfeier suchte er einen Platz, wo er ungestört sitzen konnte und wartete, bis alles vorbei war. Sein Geburtstag war ein kühler, regnerischer Tag; wir schwänzten unsere Uni-Veranstaltungen und verbrachten den Tag aneinander gekuschelt auf dem Sofa. Mal sahen wir uns einen Film im Fernsehen an, mal redeten wir, aber die meiste Zeit spürten wir uns einfach nur. Wir hatten beide unsere Flanellhemden an, von denen ich ihm eines zum sechzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Dadurch fühlte es sich besonders gut an, uns zu spüren. So verbrachten wir den Tag ungestört zusammen, noch nicht einmal Torbens Eltern hatten angerufen; „Haben sie bestimmt vergessen“, sagte Torben. Am Abend war dann doch sein Vater am Telefon. Er erzählte mir detailliert, wie er vor einiger Zeit an einem Preisausschreiben eines Reisemagazins teilgenommen hatte. „Und vorhin habe ich den Brief geöffnet: der Hauptgewinn“, erklärte er, „Aber dann: Eine Reise in die Arktis, im Winter, auf einem Postschiff. Wer will denn so etwas haben? Vor lauter Ärger habe ich den Brief gleich weggeworfen, aber dann habe ich an euch gedacht. Ihr macht ja manchmal so verrückte Sachen.“ Er las die Details vor: Es war eine Fahrt für zwei Personen mit den Hurtigruten, die ganze Strecke von Bergen bis Kirkenes und wieder zurück; zwei Mal sieben Tage mit der Möglichkeit, länger in Kirkenes zu bleiben. Das Angebot galt bis Ende März und beinhaltete einen Rückflug von Frankfurt nach Bergen, sowie die Bahnfahrt nach Frankfurt. Ich wusste

nicht, was ich antworten sollte, und fragte, ob er noch mit Torben sprechen wollte. „Nein, nicht nötig“, antwortete er, „Sagt einfach Bescheid, wenn ihr fahren wollt.“ Dann legte er auf. Torben war richtig begeistert, als er das mitbekam. So weit in den Norden zu fahren, sprach in ihm eine tiefe Sehnsucht an. Es war schnell klar, dass wir die Gelegenheit nutzen und gleich nach Semesterende loszufahren wollten. Dann blieben uns noch ganze drei Wochen im Norden Skandinaviens, bevor wir wieder zurückfahren. Weil Torben nicht anrufen wollte, gab ich seinem Vater noch am selben Abend Bescheid, dass wir fahren wollten. „Jetzt haben mir meine Eltern doch noch etwas zum Geburtstags geschenkt“, sagte Torben und lachte, „unbewusst, ohne es zu wollen.“

Wir begannen zügig mit den Reisevorbereitungen, da es nur noch drei Wochen waren, bis es losging. Vor allen Dingen benötigten wir passende Kleidung, die uns meine Eltern spendierten, weil unsere finanziellen Möglichkeiten dafür nicht reichten. So konnten wir uns sogar je einen dieser warmen kanadischen Parkas mit den fellbesetzten Kapuzen, dick gefütterte Schneehosen und richtig gute Wanderstiefel leisten. Dazu kauften wir uns je eine Fliegermütze mit Kunstfell und warme Wollsocken. Die Tage vorher waren wir ganz schön aufgeregt; eine so weite Reise hatten wir beide noch nicht unternommen. Wir fuhren früh mit dem Zug nach Frankfurt und kamen nachmittags in Bergen an, wo wir schon auf das Schiff gehen konnten. Bereits hier hatten wir den Eindruck, unvorstellbar weit weg von zu Hause zu sein. Torben blühte regelrecht auf; der Norden war unübersehbar seine wirkliche Heimat. Nach zwei Tagen auf dem Schiff war seine Erkältung verschwunden und zwar völlig. Auch wenn seine Erkältungen in diesem Jahr nicht so eskalierten wie in den Jahren zuvor, war es sehr ungewöhnlich, ihn im Winter ganz ohne Erkältungssymptome zu sehen; und das ausgerechnet in Norwegen. Die Berge und Fjorde waren wirklich atemberaubend. Torben und ich standen manchmal stundenlang auf dem Deck, um die Landschaft an uns vorbeiziehen zu sehen. Die wenigen Kabinen, die es gab, waren doch ziemlich klein und sonst gab es auf dem Schiff nur wenig Möglichkeiten, sich aufzuhalten; die mit Abstand schönste war das Außen-deck. Hier nutzten wir die Gelegenheit, unsere neue Winterkleidung auszuprobieren; sie hielt uns auch in dem eisigen Fahrtwind mühelos warm. Vor allen Dingen auch die Mütze, die mit dem Kunstfell sogar für mich angenehm zu tragen war, obwohl ich Mützen eher unangenehm fand. Torben zog sich meistens auch die Kapuze darüber, für mich war sie auch so warm genug.

Nach einer Woche erreichten wir Kirkenes. Der Ort erinnerte ein wenig an die DDR, oder an das, was man davon aus westlicher Perspektive mitbekam. Eine schmucklose Architektur, die insgesamt nicht besonders gepflegt wirkte. Das einzige Hotel war geschlossen. Der Hotelbesitzer empfahl uns eine private Unterkunft und gab uns eine Adresse. „Sonst muss ich das Hotel nur wegen euch beiden heizen“, erklärte er in gebrochenem Englisch. Die Unterkunft, die er uns vermittelt hatte, war eine kleine Wohnung in einem kleinen Haus, in dem ein älteres Ehepaar wohnte. Normalerweise wohnte ihre Tochter in der Wohnung; die war aber ein Jahr zuvor nach Südnorwegen gezogen. Das Ehepaar war sehr nett und freute sich über etwas Abwechslung; sie sprachen auch beide gut Englisch. Allerdings wunderten sie sich darüber, dass wir in dieser Jahreszeit Urlaub in Kirkenes machten. „Hier gibt es doch nichts“, meinte der Mann. Sie liehen uns Langlaufskier, damit wir uns auch abseits der Wege durch den Schnee bewegen konnten und vermittelten uns etwa jeden zweiten Tag Leute aus der Stadt, die mit Scooter und Schlitten in die Landschaft fuhren und uns mitnahmen. Dabei waren wir jedes Mal den ganzen Tag unterwegs, fuhren in die Finnmark, an die Nordküste, auf die Varanger-Halbinsel oder einmal auch auf den vereisten Inari-See in Finnland. Auf dem Scooter war es so kalt, dass wir lange Unterhose und Hose unter der Schneehose und mindestens drei Schichten Hemd und Pullover unter dem dicken Parka an hatten. In den drei Wochen, die wir uns in Kirkenes aufhielten, redeten wir sehr wenig, an manchen Tagen gar nicht; dafür spürten wir uns und die Natur umso intensiver.

„Das hier ist wie meine Kindheit“, sagte Torben einmal, als wir auf einem Hügel standen und in die leere, verschneite Landschaft blickten. „Wenn es etwas gibt, was ich Heimat nennen könnte, dann ist es hier.“ Er erzählte, dass er als Kind mit seiner Umwelt sehr verbunden war und insbesondere mit Schnecken und Eidechsen in einer ähnlichen Weise direkt kommunizierte wie mit mir. „Das einzige störende waren die Menschen; ihre Sprache hatte in mir derartige Dissonanzen erzeugt, dass ich es kaum aushalten konnte.“ Daher versuchte er, so gut es ging, Menschen aus seiner Wahrnehmung auszublenden. „Als Kind war ich frei und schwang wie eine angeschlagene Gitarrensaite mit dem Kosmos. Aber ich war auch sehr alleine, das einzige Wesen meiner Art. Deshalb war ich zugleich frei und wie in einem festen Cocon eingeschlossen, in dem ich mich kaum bewegen konnte. Es ist beides zugleich.“ Torben war erstaunt, wie viele Erinnerungen in ihm hochkamen; sonst war seine Kindheit eher eine Art

„schwarzes Loch“, wie er sagte, „Da kommt nichts mehr heraus. Das war eine völlig andere Welt als die, in der ich jetzt lebe. Als Kind habe ich in einer Art Kontinuum gelebt; da gab es keine Gegenstände, stattdessen tauchte ständig etwas auf und etwas anderes verschwand wieder, ein permanentes Auftauchen und Verschwinden. Auch ich war überall verteilt, im ganzen Universum; Innen- und Außenwahrnehmung konnte ich gar nicht richtig voneinander unterscheiden, es war alles eins.“ Er sagte, dass er sich nicht im Spiegel sehen konnte, bis er dreizehn, vierzehn Jahre alt war, weil ihm das Spiegelbild so fremd vorkommen war. „Es war schwer zu glauben, dass dieses Bild im Spiegel und mein Selbst, was immer das auch war, dasselbe sein sollten. Erst als ich mit dir jemanden gesehen hatte, den ich mit mir in Verbindung bringen konnte, lernte ich nach und nach, mich mit meinem Spiegelbild in Verbindung zu bringen.“ „Aber was ist denn dein Selbst?“, fragte ich. Ich konnte Torbens Erfahrungen mit dem Spiegel sehr gut nachvollziehen, auch ich hatte mich immer gefragt, was denn dieses „Selbst“ war, dem das Spiegelbild so fremd vorkam? Statt eine Antwort zu geben, fragte Torben, „Und deins?“ „Naja, es ist mein Körper, so wie ich ihn früher empfunden habe, im Universum verteilt wie Salz im Wasser und nicht als etwas kompaktes“, antwortete ich.

Tatsächlich waren unsere Kindheitserfahrungen sehr ähnlich, aber auch in gewisser Weise spiegelbildlich. Ich empfand es als Kind sehr bedrohlich und beängstigend, wenn sich mein Selbst in seiner Welt auflöste, während das für ihn eine Erfahrung von Heimat war, nach der er sich sehnte. Ich sehnte mich dagegen nach etwas festem, was mir Halt gab, was Torben wiederum als Gefängnis wahrnahm, aus dem er sich befreien musste. Wir erlebten eine ähnliche Kindheit auf jeweils andere Weise, aus einer jeweils anderen Perspektive. Je mehr ich mit Torben darüber redete, desto mehr faszinierte mich seine Weise, über sich und seine Erfahrungen zu forschen. Nach seiner Überzeugung lag das Besondere an unseren Erfahrungen darin, dass wir Spätentwickler waren und deswegen bewusst erlebt hatten, wie unser Selbst aus unserer Welt heraustrat. Die meisten Menschen vollziehen diesen Schritt unbewusst in einem frühkindlichen Alter, sodass ihnen keine wirkliche Erinnerung an den Zustand bleibt, in dem beides noch ungetrennt gewesen ist. Unsere Erinnerung daran war dagegen noch sehr lebendig, vor allen Dingen auch weil wir uns gefunden hatten und diese Erinnerungen durch die Erfahrungen, die wir miteinander machten, immer wieder erneuert werden konnten. „Unser Leben ist eine Aufgabe“, sagte

Torben, „nämlich auf der Grundlage unserer Erfahrungen zu erforschen, wie die Welt in Wirklichkeit strukturiert ist. Das können wir nur beide zusammen leisten; ich mit meinem analytischen Denken, das in alles eindringt und die Strukturen freilegt, und du mit deiner Fähigkeit, die Einzelteile zu einem Ganzen zusammensetzen.“ Seit er mir letzten Sommer das Buch mit den leeren Seiten geschenkt hatte als Aufforderung, mich an seinem Projekt zu beteiligen, war mir immer etwas unwohl bei dem Gedanken, eine solche Aufgabe zu haben. Jedes Mal wenn ich es aufschlug, überkamen mich Befürchtungen, an dieser Aufgabe zu scheitern. Die Reise in den hohen Norden hatte mir aber gezeigt, dass es wirklich meine Aufgabe war und ich deswegen gar nicht an ihr scheitern konnte.

Diese Reise hatte mir aber noch etwas anderes gezeigt: Dadurch, dass ich in diesen fünf Wochen so wenig gesprochen hatte, wurde mir deutlich, wie behindernd mein Stottern in Wirklichkeit war. Es war wirklich eine Behinderung und so hatte ich es bis dahin nicht gesehen; zumindest nicht so deutlich. Dass es mich behindert, war mir schon lange klar, aber es als Behinderung zu sehen, bedeutete auch, dass sich vielleicht etwas dagegen machen ließ, dass ich es nicht einfach hinnehmen musste. Und genau das hatte ich immer getan, es als einen Teil von mir gesehen, mit dem ich mich irgendwie abfinden musste, auch wenn ich ihn nicht akzeptieren konnte. Für mich war es immer ein Anderssein, so wie einer meiner Klassenkameraden strohblonde Haare hatte oder eine Klassenkameradin übergewichtig war; oder wie Torbens Anderssein, das schwer zu verstehen aber für alle deutlich erkennbar war. Auch das konnte als Behinderung verstanden werden, zumindest hinderte es Torben daran, soziale Kontakte aufzubauen, auch wenn es Torben akzeptierte, so zu sein – mit allen Vor- und Nachteilen. Mir war dagegen deutlich geworden, wie mein Stottern mich an vielem hinderte, was ich erreichen wollte. Dazu gehörte nicht nur, besser in der Schule zu sein, sondern überhaupt, mich angemessen ausdrücken zu können, sodass ich mich in dem wiedererkennen konnte, was sich da ausdrückte. Das konnte ich nie. Daher hatte ich auch nie das Gefühl von anderen Menschen angemessen wahrgenommen und eingeschätzt zu werden. Bis auf Torben; denn in unserer direkten Kommunikation spielte das Stottern genauso wenig eine Rolle wie Torbens unsichtbare Wand. Für uns war beides schlicht nicht vorhanden. Spannend fand ich, dass Sprache für uns beide ein sehr spezielles Thema war, etwas sehr brüchiges, weil sie nicht so funktionierte, wie sie

funktionieren sollte. Während sich Torben sehr gut mitteilen konnte, aber eigentlich nicht in der Lage war, Kontakte zu knüpfen, fiel es mir sehr leicht, mit anderen in Kontakt zu kommen; dafür war es mir nicht möglich, mich mitzuteilen. Statt dessen versteckte ich mich, seit ich denken konnte, hinter einer Fassade, die mit den wesentlichen Aspekten von mir nichts zu tun hatte.

In mir reifte der Gedanke, dass ich mich meinem Stottern stellen musste. Ich konnte dieses Versteckspiel nicht mein Leben lang aufrecht erhalten, sondern musste mir eine Sprache und vor allen Dingen auch ein Sprechen aneignen, in dem ich mich selbst zeigen und zum Ausdruck bringen kann. Das wird kein einfacher Weg sein, aber es war mein Weg. Es dauerte etwas, bis ich mich traute, eine Selbsthilfegruppe für Stotterer aufzusuchen. Allerdings wurde mir schnell klar, dass ich hier nicht viel erfahren würde, was mich mit meinem Stottern weiterbrachte. Trotzdem war es interessant, die unterschiedlichen Schilderungen zu hören; es gab doch überraschend viele Erfahrungen, die Stotterer miteinander teilten. Allerdings teilte in der Gruppe niemand die Erfahrungen, die ich mit Torben machte; Stottern wurde in der Gruppe ausschließlich als Behinderung wahrgenommen. Die Verbindung zu nichtsprachlicher Kommunikation, so wie ich sie mit Torben erlebte, sah dort niemand, auch die Verbindung mit dieser Offenheit, wie ich sie erlebte, nicht. In der Gruppe gab es allerdings eine Teilnehmerin, Claudia, mit der ich etwas mehr anfangen konnte als mit den anderen. Wir verabredeten uns schon nach dem dritten Treffen, um uns etwas näher kennenzulernen. Vor allen Dingen hatte ich ein starkes Bedürfnis, wieder einmal so etwas wie Sex zu erleben; das hatte ich das letzte Mal vor meinem Abitur – das war schon mehr als zwei Jahre her. Auch wenn es andere Dinge gab, die mir wichtiger waren, ganz wollte ich nicht darauf verzichten. Mit Claudia funktionierte es ähnlich gut wie damals mit Johanna, sogar besser, weil Claudia und ich durch das Stottern deutlich mehr Gemeinsamkeiten hatten.

Im Sommer gingen Torben und ich seine Diagramme durch. Das war ganz schön aufwändig, aber Torben hatte eine unglaubliche Geduld, mir seine Ideen und Gedanken zu erklären. Dabei ging es in weiten Teilen um Mathematik und Physik, was ja beides nicht meine Stärken waren. Torben fand aber immer Wege, mir das so zu erläutern, dass ich es am Ende auch verstand. Oft ergaben sich daraus angeregte Diskussionen; auch Torben war sich an manchen Stellen nicht sicher. Ich nutzte die leeren Seiten in seinem Buch, um mir Notizen zu machen. Schließlich war es ja meine Aufgabe, seine Ideen in meinen

Worten zu formulieren, aber das sollte ich erst dann tun, nachdem wir alles durchgearbeitet hatten. Neben unseren Beschäftigungen mit Torbens Philosophie liefen wir wieder viel zusammen. Wie jedes Jahr nahm Torben am Baden-Württemberg Marathon teil und hatte sich diesmal eine feste Zeit zum Ziel gesetzt, die er aber nicht erreichte.

Im Herbst, nach dem das Semester wieder begonnen hatte, schaffte Torben von einem Tag auf den anderen keine 500 Meter mehr. Das änderte sich auch in den folgenden Tagen nicht. Als ich ihm riet, zu einem Arzt zu gehen, sagte er, dass er bereits wusste, woher das kam. Er erzählte mir, dass es eine seltene Krebserkrankung war, die Ähnlichkeit mit einer Leukämie hatte, aber doch etwas anderes war. Torben hatte es vor zwei Jahren in der Uniklinik erfahren. „Es ist eine Art Immunsystemkrebs. Die Ärzte meinten, ich müsse eine Chemotherapie machen und dann sehr wahrscheinlich noch eine Stammzelltransplantation, und als ich dann nachbohrte, wie meine Aussichten dann sind, naja“, er schaute auf den Boden und sagte, „Das ist alles Mist. Ich habe mich ja auch informiert, was das heißt, Chemotherapie und Stammzelltransplantation; das muss die Hölle sein. Diese Therapien zerstören das Immunsystem völlig und oft ist am Ende gar nicht klar, ob man an der Krankheit oder an der Therapie gestorben ist.“ Das hatte mich ziemlich schockiert. Torben ging schließlich doch zu seinem Hausarzt, der ihn wieder in die Uniklinik einwies. Diesmal blieb er nur eine Nacht dort. „Wie ich gesagt habe“, erklärte er, „Ich kann mir jetzt überlegen, ob ich so eine Therapie machen möchte, für eine minimale Chance, vielleicht ein paar Monate länger zu leben.“ Er zeigte mir einen Brief, den er von der Klinik erhalten hatte. Darin stand, dass eine Chemotherapie kaum mehr als wenige Monate Lebensverlängerung brachte und eine Stammzelltransplantation bei seinem schlechten Immunstatus nicht in Betracht gezogen werden konnte. Torben erzählte auch, dass er seit einiger Zeit Schmerzen in den Oberschenkeln und am Becken hatte. Zuerst dachte er, sie kämen vom Laufen, aber sie kamen von dieser Erkrankung. Vor allen Dingen aber verursachte diese Krankheit seine Immunschwäche und die ausufernden Erkältungen und Nebenhöhlenentzündungen.

Zum Ende des Semesters stürzte ich am Barren und verletzte mich am Knie. Die Verletzung musste operiert werden und nach der Operation wurde klar, dass ich das Studium nicht mehr weiter fortsetzen konnte. Ich konnte mit dem Knie zwar noch turnen, aber lange nicht mehr auf dem Niveau, das für das Stu-

dium notwendig war. Wäre nicht Torbens Erkrankung gewesen, die mich immer noch schwer belastete, hätte mich diese Verletzung wohl ziemlich aus der Bahn geworfen. Aber so war es fast nur eine Nebensächlichkei. Dadurch, dass es zum Semesterende geschah, dauerte es eine ganze Weile, bis mir wirklich klar wurde, dass mein Leben als Student nun ein abruptes Ende gefunden hatte. Ich arbeitete weiter bei der Post, was ich bereits während des gesamten Studiums getan hatte. Bislang wurde ich dort nur zum Sortieren von Briefen und Paketen eingesetzt, aber, nachdem ich die Stundenzahl erhöht hatte, wurde mir die Möglichkeit eröffnet, mich zum Fahrer weiterbilden zu lassen. Briefe oder Pakete auszufahren, konnte ich mir durchaus vorstellen und ich meldete mich zu einer Weiterbildung zum Paketausfahrer an. Einer meiner Sportdozenten ermöglichte mir, die Halle und die Geräte weiter zu benutzen, obwohl ich nicht mehr studierte. Dennoch verlagerte ich meine sportlichen Aktivitäten zunehmend in Richtung Ausdauersport.

Gegen Ende der Semesterferien bekam Torben wieder eine Nebenhöhlenentzündung. Das hatte er schon lange nicht mehr. Seit unserer Norwegenreise war er nur ein einziges Mal erkältet, letzten Herbst, ohne dass es dabei zu weiteren Entzündungen gekommen war. Die Nebenhöhlenentzündung verlief diesmal nicht so heftig wie sonst immer; vermutlich weil Torben schon früh begonnen hatte, ein Antibiotikum zu nehmen. Aber sie klang auch nach zwei Wochen nicht ab. Es kam im Gegenteil noch eine Bronchitis dazu, die ihn mit einem schweren Husten plagte. Immer wieder versuchte ich mir vorzustellen, wie es wohl war, ein schwaches Immunsystem zu haben und den Viren und Bakterien hilflos ausgeliefert zu sein; körperlich und geistig so offen zu sein, dass eine harte Schale notwendig war, um sich zu schützen und überleben zu können. Torben hatte diesen Schutz verlassen, um in Kontakt zu treten mit anderen Menschen, aber vor allen Dingen auch mit mir. Ich dachte auch immer wieder darüber nach, dass er während unserer Norwegenreise keinerlei Erkältungsanzeichen hatte, was für ihn sehr ungewöhnlich war. War es so, weil der winterliche Norden wie seine Heimat war und die Kälte ihn schützte, wie sein Kindheitscocon? War seine Erkrankung womöglich nichts weiter als ein körperliches Symptom seiner Entfremdung von der Welt, die er eigentlich mit anderen Menschen teilen sollte? Als nach über vier Wochen die Symptome nachließen, bekam er Fieber. Es stieg über mehrere Tage langsam an und schließlich war Torben kaum mehr ansprechbar.

Ich setzte mich dann abends zu ihm und kämpfte gegen die Trauer an, die mit Macht in mir aufstieg. Ich saß die ganze Nacht auf seinem Bett, die er in einem Halbschlaf verbrachte. Mehrmals fragte er, „Adrian, bist du da?“, ohne dabei die Augen zu öffnen. Am Morgen atmete er immer schwerer und ich sagte, dass ich den Notarzt rufen wollte. Aber er wollte das nicht, „Ich möchte nicht ins Krankenhaus. Ich möchte bei dir sein.“ Ich legte meine Hand auf seine Brust und spürte wie sie sich im Rhythmus seines schweren Atems hob und wieder senkte. Auf einmal war es still und seine Brust hob sich nicht mehr. Es war unvorstellbar still; die Zeit war wie stehengeblieben. Ich saß wohl noch mehrere Stunden auf dem Bett, nicht weniger starr als der tote Torben. Wie in einem Tagtraum tauchte dabei ein Brief auf, den ich vor mir sah. Die Buchstaben waren so undeutlich, dass ich sie nicht lesen konnte, aber ich wusste, dass der Brief von meinem Alter Ego Mathias stammte. Als er den Brief geschrieben hatte, musste er deutlich älter gewesen sein als ich jetzt. Ich hörte Torbens Stimme, „Du bist es, du bist ich“, und verstand, dass sich Mathias und Hans verfehlt hatten. Der Brief war eine späte Bestätigung dafür, dass sie zusammengehörten. Es musste eine zweite Chance geben, sich zu begegnen, in einem anderen Leben, in einer anderen Geschichte. Mit einem Mal wurde mir klar, dass Torben und ich diejenigen waren, die diese zweite Chance bekommen und wahrgenommen hatten. Wir hatten sie genutzt und dabei die Geheimnisse der Welt und des Lebens erfahren dürfen.

Die Tage nach Torbens Tod vergingen wie ein wirrer Traum, aus dem ich allmählich aufwachte; ich hatte schon nach kurzer Zeit keine Erinnerung mehr daran. Zum Glück gab es Claudia, die es schaffte, mir andere Impulse zu geben und mich wieder in mein Leben zurückzuholen.

Skizze einer subjektiven Wissenschaft

Seit Torbens Tod sind einige Jahre vergangen. Ich arbeite immer noch als Paketausfahrer bei der Post und bin immer noch mit Claudia befreundet, auch wenn wir uns bislang nicht dazu entscheiden konnten, eine richtige Beziehung miteinander einzugehen. Vor allen Dingen habe ich einen Weg gefunden, mein Stottern zu überwinden, mit Hypnose. Claudia hatte diese Möglichkeit gefunden und wir haben beide Hypnosesitzungen gehabt, mit deren Hilfe wir das Stottern verlernt hatten. In diesen Hypnosesitzungen habe ich auch gelernt, dass es möglich ist, beliebigen Menschen so nahe zu kommen, wie ich es mit Torben erlebte, nur durch Anwendung geeigneter Techniken. Dadurch wurde mir klar, dass das, was Torben gesehen hatte, wirklich eine grundlegende Erfahrung ist, die weit über unsere individuellen Erfahrungen hinausgeht.

Seit seinem Tod habe ich das Buch mit den Skizzen und meinen Anmerkungen zu seiner Philosophie nicht mehr angefasst. Aber jetzt ist die Zeit gekommen, mich dieser Aufgabe wieder zu widmen. Es ist heute auch das erste Mal, dass ich wieder das graue Flanellhemd angezogen habe, von denen wir beide eines hatten. Ich habe eine ganze Weile gebraucht, bis ich es schaffte, das Hemd über den Rollkragenpullover zu ziehen, und bin überrascht, wie gut ich mir in dem Hemd gefalle. Plötzlich bin ich Torben wieder sehr nahe, so wie früher. Ich denke, wir wurden beide in eine Zeitenwende hineingeboren, zwischen einer Zeit, in der Menschen über ihre Rolle und Aufgabe für Familie, Beruf und Gesellschaft definiert wurden, und einer, in der sie sich selbst als Individuum definieren. Inzwischen ist der Individualismus derartig überhöht, dass er selbst zu einem Zwang und einer Fremdbestimmung zu werden droht. Zwischen der Zeit des bezwungenen und des erzwungenen Individuums scheint es eine Periode gegeben zu haben, in der ein solches Individuum unglaublich war und sich so zu erkennen gegeben hat. Weil sich unser Selbst sehr spät aus unserer jeweiligen Welt herausgelöst hatte, hatten es Torben und ich sehr direkt erlebt: Diesen Übergang zwischen einer Zeit, in der es eine klare Ordnung zwischen Individuum und Welt gab, und der Zeit, in der diese Ordnung zuerst gewendet und schließlich aufgebrochen wurde – parallel zur Ordnung der Hemden: Sie waren ursprünglich Unterwäsche, Kleidungsstücke zum Hineinschlüpfen, die bis über die Beine reichten, und wurden später auch als Oberhemden unter einer Jacke oder einem Pullover getragen, allenfalls über einem Unterhemd; das war die alte Ordnung. Hemden über über etwas anderem zu tragen, wie einem

Rollkragenpullover, wirkte für kurze Zeit unkonventionell, nicht zu sehr, vor allen Dingen auch weil das Hemd – ganz konventionell – in der Hose getragen wurde. Zu meiner Schulzeit war in dem Dorf, in dem ich aufwuchs, diese Kombination eher ungewöhnlich; Torben und ich waren die einzigen, die einen solchen Kleidungsstil pflegten. Inzwischen können Hemden über allem getragen werden, über einem Kapuzenpullover oder einem anderen Hemd. Sie werden meistens auch nicht mehr in die Hose gesteckt, sondern darüber getragen, so wie ursprünglich die Unterhemden, allerdings über anderen Kleidungsstücken, also eher wie Jacken. Dieses Kleidungsstück ist mit der Zeit den Weg vom Innersten zum Äußersten gegangen und markiert damit den Übergang von einer alten zu einer neuen Ordnung.

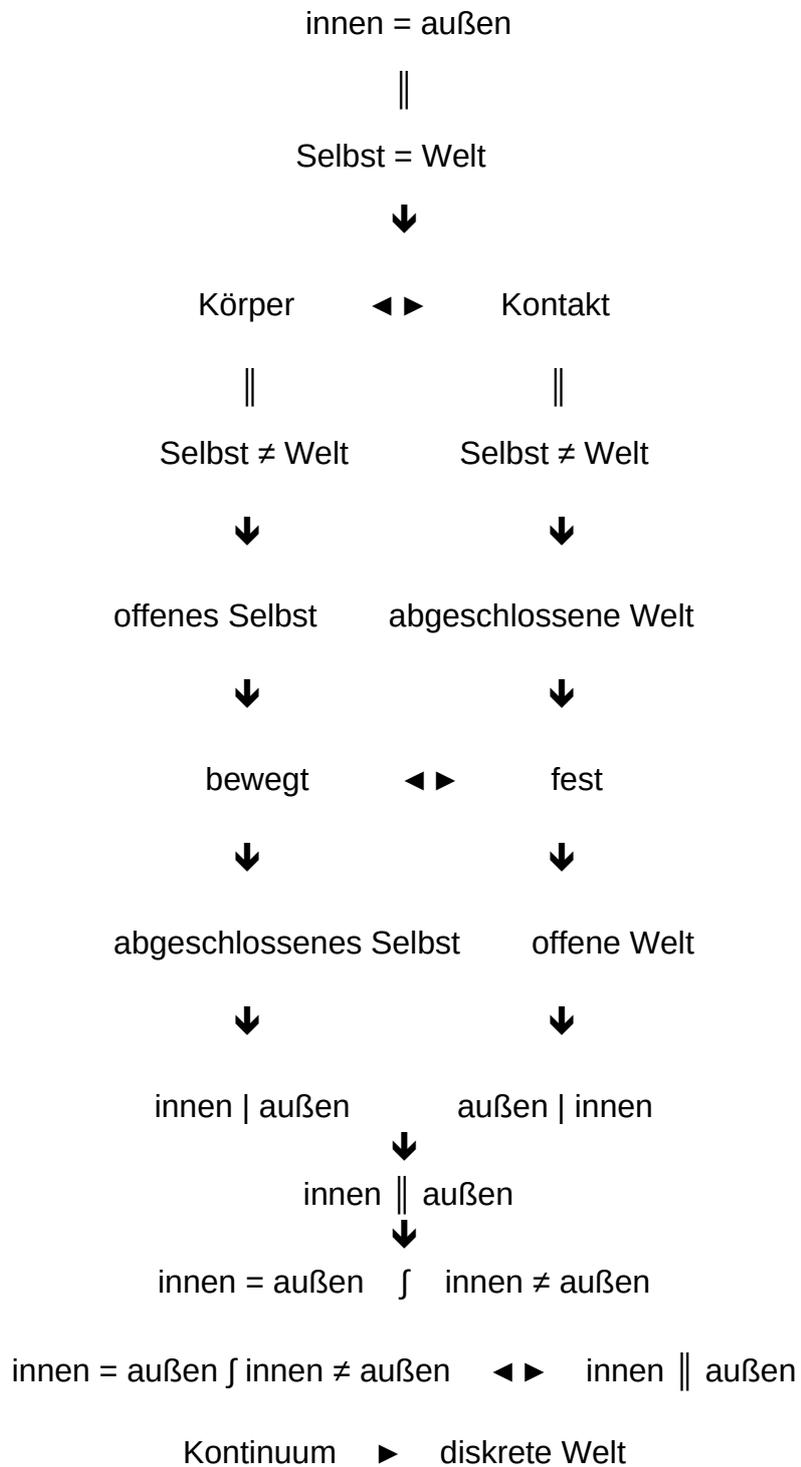
Die Diagramme und Skizzen in dem Buch erscheinen wie Botschaften aus einer anderen Welt. Die Zeit mit Torben habe ich tief in mir vergraben und weitgehend aus meinem Alltag verdrängt. Allerdings habe ich mir seinen Blick auf die Dinge, sein Verständnis der Welt angeeignet, so weit, dass ich vor dem Hintergrund meiner Erlebnisse mit Hypnose viele unserer gemeinsamen Erfahrungen wieder von neuem erfahren habe, anders, vertieft, um manche Aspekte erweitert, um andere reduziert. Wissenschaft ist immer noch nicht mein Thema, für Torben war es aber zentral. Wissenschaft war für ihn Erkenntnis schlechthin, die sich selbst erkennende Welt, die er verkörperte, war für ihn eine durch und durch wissenschaftliche Welt. Ich weiß jetzt, dass es viele Möglichkeiten, eine solche Welt darzustellen, für meine habe ich noch keinen geeigneten Begriff gefunden; es ist einfach Adrians Weltverständnis. Auch wenn es in der Darstellung von Torbens Ideen immer wieder auch durchscheint, möchte ich Torbens Verständnis rekonstruieren, das eben ein durch und durch naturwissenschaftliches, vielleicht sogar eher mathematisches ist. Das habe ich ihm versprochen. Mir die Grundlagen dafür wieder anzueignen, ist eine der größten Herausforderung in dieser Rekonstruktion. Torben hatte sie mir alle beigebracht und irgendwo habe ich sie mir auch gemerkt, irgendwo tief vergraben. Die Rekonstruktion von Torbens subjektiver Wissenschaft besteht daher in weiten Teilen aus der Arbeit an und mit meinen Erinnerungen.

Warum eine subjektive Wissenschaft? Was soll das überhaupt? Subjektiv und wissenschaftlich scheint ja ein grundlegender Widerspruch zu sein. Gerade die Naturwissenschaften haben mit den Jahrhunderten ein ausgefeiltes Instrumentarium an Methoden entwickelt, um genau das Gegenteil von subjektiv zu sein,

nämlich objektiv. Im Zuge ihrer Entwicklung entwickelte sich die Mathematik als Wissenschaft der Objektivierung. Wieso greift Torben ausgerechnet das Objektivste, was menschliche Kultur hervorgebracht hat, heraus, um es dann in das Gegenteil zu verkehren, in eine subjektive Wissenschaft? Die Antwort ist im Grunde genommen einfach: weil es dasselbe ist. Es gibt keine Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt; sie ist vielmehr ein Artefakt einer bestimmten Art und Weise, wie sich Menschen in ihrer Welt wahrnehmen und verstehen. Eine Weise, die eine lange Tradition hat, die bis in die Antike zurückreicht, und um die letzte Jahrhundertwende herum brüchig geworden ist: In einer Psychoanalyse, die das Subjekt zum Objekt wissenschaftlicher Betrachtung macht, in einer Kunst, aus der das zuvor überhöhte Subjekt aus ihren Werken verbannt, und nicht zuletzt in einer Physik, in der auf geheimnisvolle Weise das Subjekt des Beobachtenden zum Vorschein kommt und sich wie ein Zensurbalken über die physikalische Welt legt; nicht zu vergessen die Mathematik, die an die Grenzen der Objektivierbarkeit stößt und zeigt, dass im Wesentlichen alles interessante jenseits dieser Grenze liegt.

Die Psychoanalyse gibt den Anspruch, Wissenschaft zu sein, auf und entwickelt sich zu einem therapeutischen Werkzeugkasten, die Kunst findet auch ohne Subjekt ihren Weg in den Mainstream und die Naturwissenschaften und die Mathematik genügend Workarounds, um sich nicht von diesen Störungen der Objektivität aufhalten zu lassen. Dass sich dieser Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt nicht mehr aufrecht erhalten lässt, wird zu einer Randnotiz des kulturellen Schaffens, an dem sich kaum mehr jemand reibt. Der Preis dafür ist allerdings, dass die Welt nicht als etwas ganzes in Erscheinung treten kann; noch nicht einmal Teilaspekte von ihr können es. Die Kunst und die Wissenschaften schreiten konsequenterweise in dieser zunehmenden Partikularisierung und Fragmentierung fort und beschreiben nur noch einzelne Splitter einer zersplitterten Welt. Torbens Bedürfnis war immer, diese Splitter zusammenzuhalten, weil er immer das Ganze gesehen hat. Ich kenne dieses Bedürfnis nur zu gut und möchte deswegen Torbens Weg folgen, soweit es mit möglich ist. Der Weg zu einer subjektiven Wissenschaft, einer Wissenschaft, in der die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt nicht mehr angenommen oder gar vorausgesetzt wird.

Diagramm 1: Innen und Außen



Torben und ich haben erfahren, dass erst die Trennung zwischen unserem jeweiligen Selbst und unserer Welt zu einem Erleben führt, in dem Innen und Außen unterschieden wird: innere und äußere Wahrnehmung, innere und äußere Wirklichkeit, Subjekt und Objekt. Die Wissenschaften bauen auf der Vorstellung auf, dass das äußere Erleben, welches das Erleben einer Objektwelt ist, die Wirklichkeit zeigt und damit wissenschaftlich gefasst werden kann, weil sie objektivierbar ist. Sie haben daher Methoden entwickelt, die diejenigen Aspekte der Wirklichkeit fassen, die für alle gleich sind, etwa der Umstand, dass schwere Dinge nach unten fallen, Richtung Erdmittelpunkt. Das innere, subjektive Erleben ist dagegen mutmaßlich bei allen verschieden und damit wissenschaftlich auch nicht fassbar. Tatsächlich ist aber die Trennung zwischen innerem und äußerem Erleben unwirklich. Sie wird in der Wahrnehmung des eigenen Körpers vermittelt und zwar in einer Wahrnehmung von außen, so wie er von anderen wahrgenommen wird. Es ist nicht die Art und Weise, wie der eigene Körper in Wirklichkeit wahrgenommen wird; es ist eine angenommene Wahrnehmung, eine der Anderen, die sich allenfalls mit Hilfsmitteln reproduzieren lässt, mit Fotos oder mit einem Spiegel. Der Körper zerfällt so in zwei Aspekte, einem von außen wahrgenommenen Objekt und einem Subjekt, das diesen Körper wahrnimmt. So kann er mit anderen solchen Körpern in Kontakt treten. Umgekehrt ist es der Kontakt zu anderen, der eine solche Wahrnehmung des Körpers nahelegt. Erst ein solcher, „subjektiverter“ Körper kann ein Selbst aus der Welt herauslösen. Es ist der Blick von außen, der aus einem diffusen Innen, das sich in ständiger Bewegung befindet, etwas festes macht, ein Bild. Dabei behält dieses herausgelöste Selbst eine Erinnerung an seinen Zustand, in dem es untrennbar mit der Welt, seiner Umwelt, verbunden gewesen war. In dieser Erinnerung ist es die Welt, absolut offen, und die Welt umgekehrt geschlossen, weil es nichts außerhalb von ihr gibt, kein Selbst, das sie betrachten könnte. Diese öffnet sich durch den Blick von außen, der einen Ort jenseits der Welt markiert; diese Welt bricht auf, öffnet sich – und behält eine Erinnerung an ihre frühere Abgeschlossenheit.

Das Selbst ist also das Heraustreten aus einer durch und durch indifferenten Welt; das ist es, was Torben und ich erfahren hatten, als wir uns zum ersten Mal begegnet waren; viel später als es andere Menschen erfahren. Auf diese Weise erkennt die Welt sich selbst als etwas anderes, als ein Bild, und mit dem Fluchtpunkt dieses Bildes wird das Selbst bestimmt als das, was wahrnimmt

und erkennt. Innen und Außen werden als etwas getrennt, was sich im jeweils anderen widerspiegeln und wiedererkennen kann – als zusammengehörig und zugleich etwas anderes. Diese Trennung von Innen- und Außenerleben bildet die Grundlage für die Ordnung der Welt, sowohl die Ordnung der Dinge, die jetzt erkannt, verändert und berechnet werden können, als auch die der Menschen und ihrer jeweiligen sozialen Umwelt. Ohne eine solche Trennung wäre alles gleichbedeutend und hinge alles mit allem zusammen; es wäre alles eins. Dennoch bleibt die Erinnerung an die Indifferenz, in der beides, Welt und Selbst, Innen- und Außenerleben, nicht unterschieden werden kann. Meistens irgendwo tief im Unterbewussten verborgen, manchmal, wie bei mir und Torben, auch offen und bewusst. Beide Aspekte der Wirklichkeit, Indifferenz und Ausdifferenzierung überlagern sich. Wenn wie bei Torben und mir in dieser Überlagerung beide Teile ähnlich stark sind, ist das Wirklichkeitserleben gebrochen; die Wirklichkeit erscheint zugleich unwirklich – mal mehr, mal weniger ausgeprägt. Doch bei den meisten ist die ausdifferenzierte Wirklichkeit dominant und hält das indifferente Erleben verborgen. Das kann dann manchmal in Träumen oder in der Meditation zum Vorschein kommen.

In diesem dynamischen Verhältnis zwischen Innen- und Außenwelt ist bereits erkennbar, was Torben die beiden Grundprinzipien jeglicher Wirklichkeit nannte: Abschluss und Umkehrung. Dass beide Aspekte, Innen und Außen, als zwei verschiedene Aspekte erscheinen können, ist ihrer Fähigkeit zum Abschluss zu verdanken. Alles hat diese Fähigkeit zum Abschluss; sonst wäre Wirklichkeit oder ein Erleben von Wirklichkeit gar nicht möglich. Eine Ameise kann nur wirklich sein, indem sie als etwas abgeschlossenes wahrgenommen werden kann, als ein Objekt gewissermaßen. Aber bei immer genauerer Betrachtung wird deutlich, dass eine Ameise als etwas abgeschlossenes gar nicht existieren kann. Sie benötigt ihre Umwelt, von und in der sie besteht, ihre Ameisenkolonie und am Ende die ganze Welt: Sie ist die ganze Welt. Und das gilt für alles, was wirklich sein oder werden kann: Im Abschluss steckt zugleich die Umkehrung: Ein einzelnes Objekt beinhaltet die ganze Welt und die Welt besteht aus nichts anderem als solche Objekte – Objekte, die sie alle enthalten. Auf eigentümliche Weise ist die Überlagerung von beiden Aspekten völlig unzugänglich, wie zensiert. Entweder sind die Objekte erkennbar oder eine Welt in der alles voneinander ununterscheidbar ist, nie beides zugleich. Aber genau das, diese Überlagerung, scheint die „wirkliche“ Wirklichkeit zu sein. Genauso wie ein Abschluss

immer mit einer Umkehrung verbunden ist, ist eine Umkehrung immer auch mit einem Abschluss verbunden. So wie bei Torben auf dem Weg von einem offenen Selbst in einer abgeschlossenen Welt zu einem abgeschlossenen Selbst, beziehungsweise bei mir von einem diffusen, unzusammenhängenden Selbst zu einem zusammenhängenden Selbst in einer diffusen Welt:

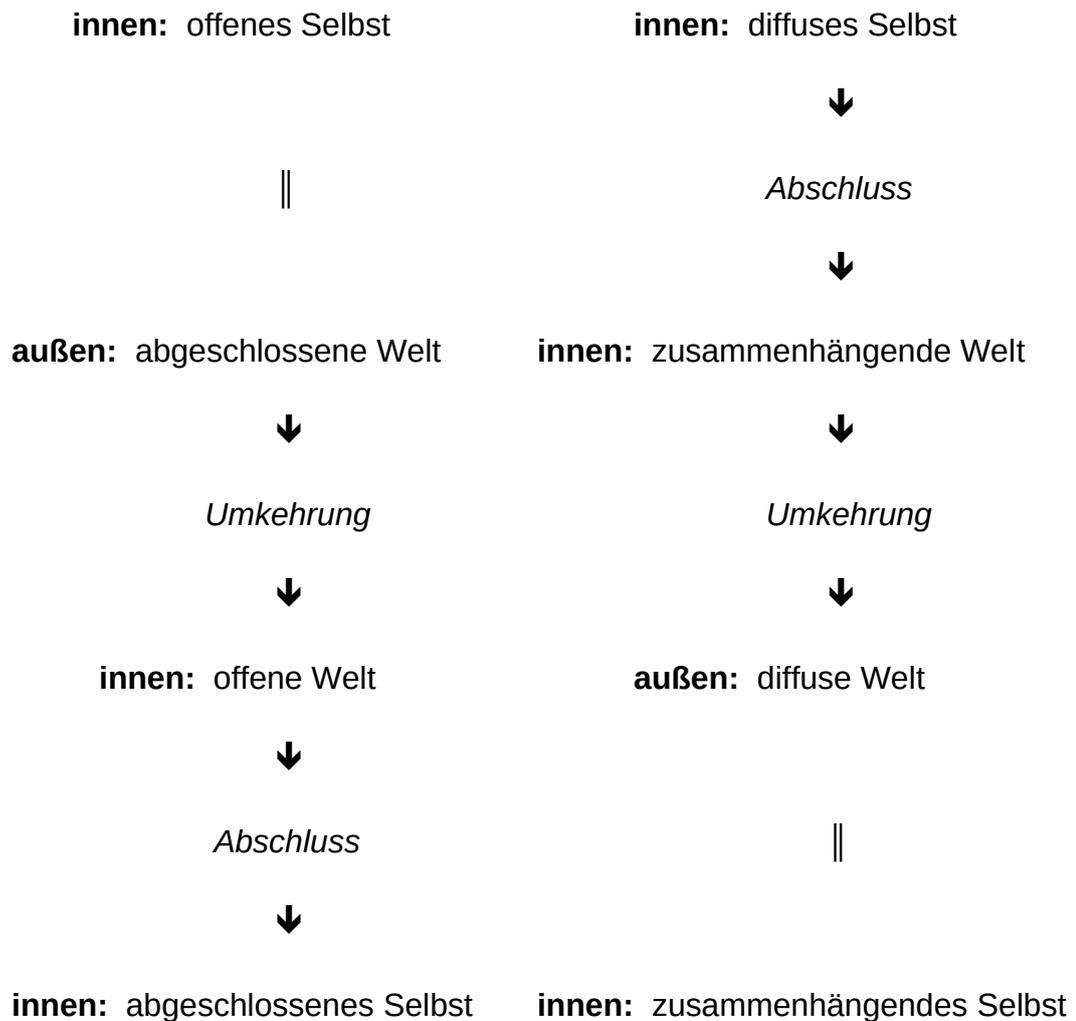
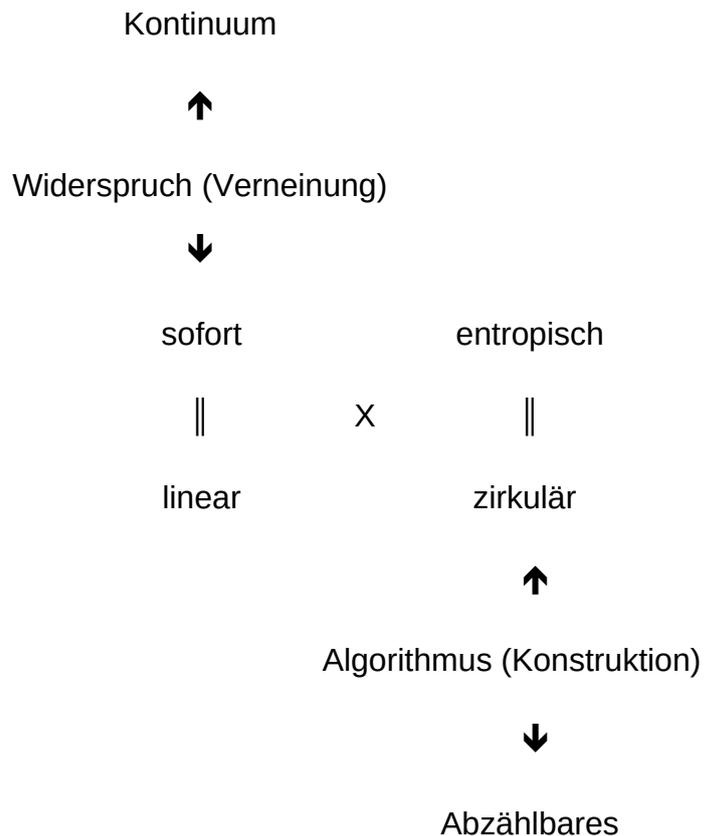


Diagramm 2: Sprache und Zeit

Torben mochte die Mathematik; Buchstaben, Zahlen und Formeln sprachen seit von frühester Kindheit an. Seine Fähigkeit, die Welt zu spüren, die Natur, Tiere und Menschen, so genau und intensiv, wie er sich selbst spürte, und sein mathematisches Denken gehörten irgendwie zusammen. Sein Denken war mathematisch und mystisch zugleich, eine ganz eigene Spiritualität, mit der er mich ansteckte. Auch wenn mir die Mathematik immer verschlossen blieb, das mathematische Denken kann ich inzwischen sehr gut nachvollziehen; das habe ich von Torben gelernt. Torben verstand die Mathematik als die Wissenschaft von der Sprache. Wenn aus der Sprache alle Bedeutungen entfernt werden, dann bleibt die Mathematik übrig. Auf diese Weise hilft die Mathematik, die Wirklichkeit zu verstehen, die durch Sprache vermittelt wird; all das, was sich nicht unmittelbar selbst wahrnimmt, sich spürt und sich verbindet, alles was eine Vermittlung benötigt, um wirklich zu sein, hat eine mathematische Struktur. Torben sagte immer, dass die Mathematik im Grunde recht einfach zu verstehen sei. Es ist lediglich notwendig zu verstehen, dass sie zwei Aspekte miteinander vereint, die sich scheinbar widersprechen: Auf der einen Seite gibt es den Teil der Mathematik, der sich konstruieren und berechnen lässt, wie die natürlichen Zahlen. Mit ein paar einfachen Regeln lässt sich festlegen, welches die natürlichen Zahlen sind, wie sie sich addieren und multiplizieren lassen. Auf der anderen Seite gibt es etwas geheimnisvolles, das sich Kontinuum nennt, wie die reellen Zahlen, die mit Hilfe eines Kommas dargestellt werden können. Viele davon können als Brüche oder Wurzeln darstellen; es gibt Formeln, die diese Zahlen als Ergebnis haben. Die allermeisten aber, eigentlich fast alle reellen Zahlen, lassen sich nicht als Ergebnis von Formeln darstellen, allerhöchstens von unendlich großen Formeln. Nur ganz wenige von diesen Zahlen sind überhaupt bekannt wie die Kreiszahl π oder die Eulersche Zahl e . Diese geheimnisvollen Zahlen bilden für sich ein Kontinuum, in dem es keine noch so kleine Lücken gibt. Würde man zufällig eine reelle Zahl auswählen, wäre es zu 100% eine solche Zahl; die Wahrscheinlichkeit, eine ganze Zahl, einen Bruch oder eine Wurzel zu erwischen, wäre exakt 0.

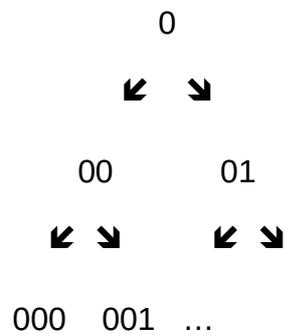
Auch bei den mathematischen Aussagen gibt es welche, die sich mit Hilfe bestimmter Regeln konstruieren lassen, aber auch andere, bei denen das nicht geht. Hier werden meistens zum Teil recht ausgefeilte Widerspruchsbeweise geführt, das heißt gezeigt, dass die Gegenannahme zu einem Widerspruch

führt. Eine für Torben zentrale Aussage der Mathematik ist der Satz, dass es unmöglich ist zu beweisen, dass alle mathematischen Aussagen entweder wahr oder falsch sind; es ist auch unmöglich zu beweisen, dass es innerhalb der Mathematik keine Widersprüche gibt. Beides hatte Kurt Gödel in den 1930er Jahren beweisen können.



Ein interessanter Aspekt ist die Zeit in mathematischen Beweisen. Ein „klassischer“ Beweis, beispielsweise ein Widerspruchsbeweis, besteht aus einer Aneinanderreihung von einzelnen logisch begründeten Schlüssen. Einer nach dem anderen; manche Beweise können so ein ganzes Buch füllen. Und am Ende steht dann, oft auf den ersten Blick überraschend, ein Widerspruch, mit dem dann die zu beweisende Aussage bewiesen ist. Dieser Widerspruch, der finale Schluss, findet in einem Augenblick statt, mit einem Mal, nachdem er durch eine Kette logischer Ableitungen vorbereitet wurde. Torben erklärte mir, dass das Auffinden von solchen Beweisen in der Regel in einem Wechsel dieser beiden Aspekte stattfindet. Ganz selten fällt jemandem der finale Schluss

ein, ohne sich vorher dahin vorgearbeitet zu haben, und noch viel seltener wird ein Beweis gefunden, indem ein Schluss nach dem anderen durchgeführt wird, ohne schon vorab eine Idee für die richtige Richtung zu haben. Der Augenblick und die lineare Zeit scheinen also eng miteinander zusammenzuhängen. Ganz anders verhält es sich aber mit Beweisen, in denen das Ergebnis konstruiert wird. Hier wird ein bestimmtes Regelwerk immer wieder angewendet, um zum Ergebnis zu kommen. In der Regel sind dafür unendlich viele Schritte notwendig, sodass in Wirklichkeit nicht alles immer wiederholt wird, sondern durch eine geschickte Darstellung aufgezeigt wird, was passiert, wenn das Regelwerk unendlich oft wiederholt wird. Bei jeder Wiederholung kommen dabei mehr Möglichkeiten in Betracht, sodass am Ende unendlich viele Konkretisierungen denkbar sind:



Mit den Fraktalen wurden Figuren gefunden, die sich bei jeder Wiederholung verändern. Das, was am Ende herauskommt, lässt sich überhaupt nicht mehr darstellen, weil es unendlich viele Ecken oder Flächen hat. Durch die Wiederholung eines Regelwerkes entsteht dabei immer etwas neues und, wenn es oft genug wiederholt wird, lässt sich erahnen, worauf es hinausläuft. Eine zyklische Zeit und eine entropische Zeit, in der sich immer etwas neues entwickelt, scheinen ebenfalls eng miteinander zusammenzuhängen. Torben sagte, dass alles, was sich sprachlich ausdrücken lässt, immer nur eine Annäherung an etwas jenseits der Sprache ist. Es scheint, als ob die „wirkliche“ Wirklichkeit, so wie sie direkt wahrgenommen wird, von der Sprache unscharf gemacht wird und diese Unschärfe ist es, was wir als Zeit wahrnehmen – in ihren vier Aspekten.

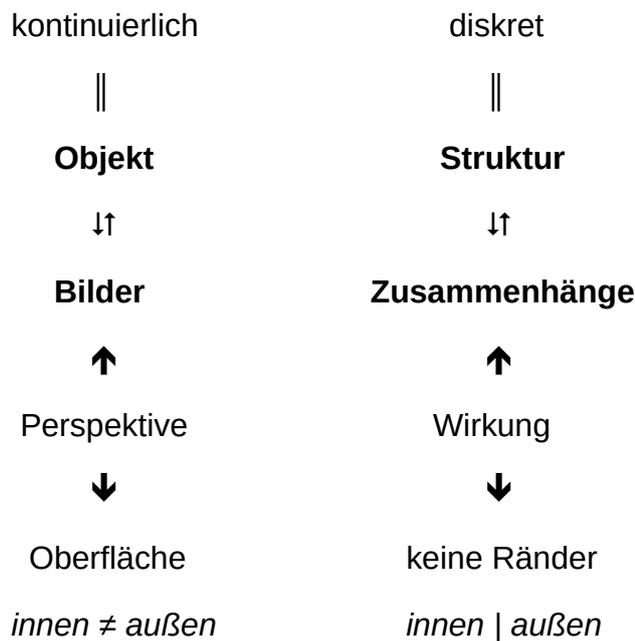
Die Zeit einer sprachlich vermittelten Wirklichkeit besteht also aus vier verschiedenen Aspekten, die jeweils paarweise zusammenhängen: Der Augenblick und die lineare Zeit, sowie die zyklische und die entropische Zeit. Diese

vier Aspekte der Zeit bestimmen den Rahmen, in dem sich sprachliches Denken abspielt. Die sprachlich vermittelte Wirklichkeit ist dabei immer nur eine Annäherung an eine Wirklichkeit, wie sie direkt wahrgenommen wird, und die Differenz zwischen beidem ist das, was als Zeit wahrgenommen wird. Der sprachlichen Wirklichkeit liegen natürlich auch Wahrnehmungen zu Grunde, in erster Linie Hören und Sehen. Es lässt sich leicht nachvollziehen, dass die zyklischen und entropischen Zeitaspekte mit dem Hören verbunden sind. Hier geht es ja auch um Wiederholungen, nicht nur in Form von Rhythmen, sondern auch auch von Schwingungen generell. Und diese Schwingen formen – mit der Zeit – Geräusche und Klänge, die sich in der Zeit entwickeln müssen, um wirklich zu werden. Der Augenblick und die lineare Zeit gehören dagegen zum Sehen; gewissermaßen als Projektionen der anderen beiden Zeitaspekte. Ein Augenblick wäre ein Geräusch, das keine Zeit hätte, sich zu entwickeln, und die lineare Zeit, ein Fortlaufen ohne Entwicklung überhaupt. Im Hören macht beides keinen Sinn, aber das Sehen ist in der Lage, solche Projektionen darzustellen. Das Sehen ist nämlich auch in der Lage, etwas darzustellen, was gar nicht zu sehen ist, etwa dass es regnet, wenn ich aus dem Fenster die nasse Straße sehe. Aus dem Widerspruch, dass die Straße nicht nass wäre, wenn es nicht regnen würde, kann ich auf den Regen schließen, selbst wenn ich ihn nicht direkt sehe, weil etwa die Fensterscheibe verschmutzt ist.

Ich habe mich früher immer schwer getan mit der Sprache und tue es auch immer noch, obwohl es mir inzwischen erheblich leichter fällt. Es war für mich immer sehr mühsam die einzelnen Silben in die richtige Reihenfolge zu bringen; sie erschienen immer alle auf einmal und konkurrierten um meine Aufmerksamkeit. Sie verweigerten sich dem Regelwerk und machten es mir unmöglich, in der Sprache etwas entstehen zu lassen. Daher ist die direkte Kommunikation, so wie ich sie mit Torben hatte, früher der einzige Weg gewesen, mich und meine Welt zu vermitteln.

Diagramm 3: Die Physik

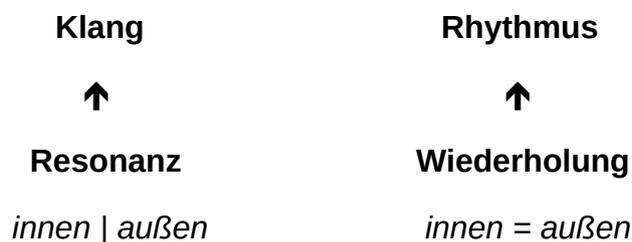
Auch die Physik baut wie Sprache und Mathematik lediglich auf Sehen und Hören als Sinneswahrnehmungen auf. Sinneswahrnehmungen wie Fühlen oder Spüren, die über die eigene Individualität hinausgehen, fehlen hier. Deswegen gehören Erfahrungen wie Torben und ich sie zusammen gemacht hatten, nicht zur physikalischen Welt. Viele Menschen denken, dass sie deswegen auch gar nicht wirklich sind. Auch die Wahrnehmungen des eigenen Körpers fehlen in den Naturwissenschaften. Diese Wahrnehmungen werden auf die Perspektive eines wissenschaftlichen Subjekts reduziert, das die Natur beobachtet und die Beobachtungen systematisch zu Theorien zusammenfasst. Damit verstärken die Naturwissenschaften die Illusion von einem individuellen Selbst, das einer äußeren Welt gegenübersteht. Sie beschreiben eine Welt, in der die Wahrnehmung, ein untrennbarer Teil von allem zu sein, verloren ist. Bevor die grundlegenden Ideen und ihre Dynamiken beschrieben werden, setzte Torben daher zwei Diagramme, die die Dynamik von Sehen und Hören beschreiben; zuerst das Sehen:



Eine Wirklichkeit, wie sie das Sehen vermittelt, kennt zwei verschiedene Aspekte: den der Objekte und den der Strukturen. Objekte erscheinen als etwas abgeschlossenes mit Oberflächen, die kontinuierlich sind, das heißt, keine Lücken haben. Innen und Außen sind hier klar voneinander getrennt. Objekte ha-

ben darüber hinaus eine feste Position im Raum, die durch eine Perspektive vermittelt wird. Strukturen zeigen sich dagegen indirekt, durch ihre Wirkungen und die Veränderungen, die sie hervorrufen. Sie sind grundsätzlich nicht verortet, sondern im gesamten Raum verteilt. Daher haben sie auch keine Ränder, sodass für sie eine Unterscheidung zwischen innen und außen keinen Sinn macht.

Für das Hören gibt es keine Objekte; Hören hat immer mit Strukturen zu tun. Doch anders als beim Sehen, entwickeln sich Klänge und Rhythmen immer in der Zeit, sie lassen sich nicht als etwas Gleichzeitiges darstellen:



Auch wenn ein Klang aus gleichzeitig schwingenden Tönen besteht, kann er sich nur in der Zeit entwickeln. Die Resonanz macht einen Klang unscharf, weil er mit umso mehr einzelnen Tönen in Resonanz treten kann, je kürzer er klingt. Das unterscheidet ihn von seiner visuellen Entsprechung, der Farbe. Ein Rhythmus besteht nur in der Zeit; die Gleichzeitigkeit ist in ihm aufgehoben. Während ein Klang noch einen visuellen Aspekt in sich trägt – es wird ja manchmal von „Klangfarbe“ gesprochen – ist ein Rhythmus davon völlig frei.

Es kling hier schon an, dass Sehen und Hören irgendwie miteinander verbunden sind. Auch Sprache besteht ja als gesprochene und geschriebene Sprache aus beiden Wahrnehmungsaspekten, wobei das Gesprochene historisch wesentlich älter ist als das Geschriebene. Hier hat mit der Zeit eine Verlagerung stattgefunden: Bevor es geschriebene Sprachen gab, unterschieden sich die gesprochenen Sprache von Region zu Region erheblich, sodass sie jeweils nur recht kleine Kreise von Menschen erreichen konnte. Auch zeitlich war die Reichweite gesprochener Sprache auf Generationen begrenzt, die gleichzeitig lebten und miteinander sprachen. Schriftsprache dagegen hat nicht nur regional eine wesentlich größere Ausbreitung, sondern reicht auch zeitlich deutlich weiter, teilweise über Jahrtausende hinweg. Die Naturwissenschaften und die Mathematik erreichen durch eine zugespitzte Formalisierung ihrer Sprachen

eine Universalität, die weit über das Menschliche hinausgeht. Möglich wird dies, weil dabei das Sehen nicht in eine Konkurrenz zum Hören tritt, sondern es letztlich – in Teilaspekten – aufnimmt:

	sehen	hören	
	<i>außen</i>	<i>innen</i>	
Raum: außen	Form		
Raum: innen	Farbe	Klang	Zeit: gleichzeitig
		Rhythmus	Zeit: sequenziell
	<i>Bewegung</i>	<i>Wiederholung</i>	
	sehen	hören	

Der Raum ist also eher mit dem Sehen verbunden, die Zeit eher mit dem Hören, aber beides lässt sich nicht voneinander trennen: Es gibt Aspekte wie Klang und Farbe, die mit beidem verbunden sind – deswegen stellen sie in einem strengen Sinne auch keine physikalischen Größen dar. Hören und Sehen sind wie Filter, die der Wirklichkeit, die wir über sie wahrnehmen, eine Struktur geben. Diese Struktur ist geprägt von Raum und Zeit, aber auch von Materie, über die der Raum erst erfahrbar wird, und von Wiederholungen und Schwingungen, durch die Zeit erfahren werden kann. Schwingungen sind in der Physik mit Energie verbunden, mit einer Wirkung, die verschiedene Objekte im Raum beeinflusst, ohne selbst ein solches Objekt zu sein; sie ist potenziell im gesamten Raum verteilt und benötigt immer Zeit, um sich ausbreiten zu können.

Raum, Zeit, Materie und Energie sind grundlegende Größen in der Physik, die in den Theorien der modernen Physik neu konzipiert wurden. So zeigte die spezielle Relativitätstheorie, dass Raum und Zeit als zwei Aspekte eines Phänomens verstanden werden müssen, das in der Folge Raumzeit genannt wird. Der Zusammenhang zwischen beiden Aspekten wird durch die Lichtgeschwindigkeit hergestellt, die die maximale Geschwindigkeit ist, mit der Informationen übertragen werden können. Die allgemeine Relativitätstheorie geht noch weiter und zeigt, dass in ähnlicher Weise Materie und Energie zusammenhängen, also zwei Aspekte ein und desselben sind. Auch hier ist die Lichtgeschwindigkeit die Größe, die diesen Zusammenhang herstellt. Die allgemeine Relativi-

tätstheorie geht sogar noch weiter, indem sie zeigt, dass Materie als Krümmungen in der Raumzeit verstanden werden kann. Alle vier Größen sind also vor dem Hintergrund der Relativitätstheorie als vier Aspekte eines Phänomens zu verstehen. Dass sie als eigene Gegebenheiten wahrgenommen werden, liegt an der Art und Weise, wie Hören und Sehen die wahrgenommene Wirklichkeit vorstrukturiert. Sie sind im Grunde genommen Artefakte dieser Sinneswahrnehmungen.

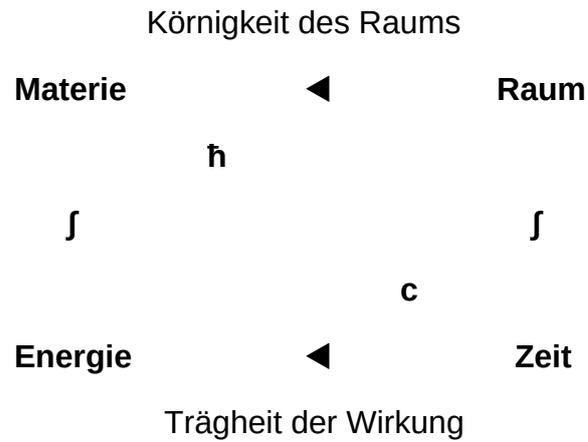
Neben der Relativitätstheorie zeigt auch die Quantentheorie, wie Aspekte der Wirklichkeit – und ihre entsprechenden physikalischen Größen – zusammenhängen. Hier geht es um den Teilchen- beziehungsweise Wellenaspekt von Materie und Energie. Der Teilchenaspekt ist derjenige, in dem das Objekt an einem bestimmten Ort im Raum erscheint, während der Wellenaspekt des Objekts sich im gesamten Raum verbreitet. Jedes Objekt hat immer beide Aspekte, wobei die Beobachtung entscheidet, welcher am Ende in Erscheinung tritt. Die Quantentheorie sagt aus, dass je genauer einer dieser Aspekte bestimmt wird, desto unschärfer wird der andere. Je genauer der Ort eines Teilchens bestimmt wird, desto unschärfer ist seine Geschwindigkeit. Schließlich hängen auch Energie und Zeit in einer Weise zusammen, die durch keine dieser beiden Theorien erklärt werden kann. Mit zunehmender Zeit bekommt Energie eine immer weniger geordnete Form; das heißt, eine Form, die sich immer weniger von einer rein statistischen Verteilung unterscheidet. Eine solche statistische Form der Energie wird auch Wärme genannt. Dieser Zusammenhang wird durch den Entropiesatz beschrieben, der vor der Relativitäts- und der Quantentheorie aufgestellt wurde. Torben sah in dem Entropiesatz die Zeit-Frequenz-Unschärfe, die sich aus der Quantentheorie ableiten lässt: Je kürzer eine Schwingung beobachtet wird, desto unschärfer erscheint ihre Frequenz, desto reichhaltiger sind die Resonanzen, die diese Schwingung anstoßen kann. Ist diese Zeit sehr lange, ist das Resonanzspektrum auch sehr reduziert; es gibt dann nur einen Zustand, in dem sich die Schwingung befinden kann, genauso wie die Energie, wenn sie nur noch als Wärme vorkommt.

Torben hatte sehr viel Geduld, um mir diese Zusammenhänge in der Physik zu erklären; es war ihm sehr wichtig, dass ich sie verstand. Dabei habe ich nicht nur einen spannenden Einblick in die moderne Physik erhalten, sondern auch viel über das Sehen und Hören und damit auch über den damit verbundenen Aspekt der Wirklichkeit gelernt, in der ich lebe.

Nach Torbens Ansicht gibt es zwei Bestrebungen, wie er es nannte, die die Welt charakterisieren: eine hin zu einem Abschluss und eine zur Umkehrung. Beide treten immer zusammen auf und bilden dabei die Symmetrien, die die Wirklichkeit strukturieren. Da auch das Erkennen der Welt auf diese Bestrebungen zurückzuführen ist, sind sie die Voraussetzung dafür, dass es so etwas wie Wirklichkeit überhaupt gibt, eine Welt, die erkannt werden kann und damit in der Lage ist, sich selbst zu erkennen. In Bezug auf die vier physikalischen Grundgrößen Materie oder Teilchen, Energie oder Wellen, Raum und Zeit ergibt sich damit folgendes Diagramm, in dem das Dreieck den Abschluss und die geschwungene Linie die Umkehrung bezeichnet:



Dabei werden die Umkehrungen von Materie und Energie (Teilchen und Welle) und die von Raum und Zeit von der Quantentheorie und der speziellen Relativitätstheorie beschrieben. Beide Umkehrungen sind mit einer Grenze verbunden, im ersten Fall der Unschärfe, die mit dem Planckschen Wirkungsquantum \hbar beziffert werden kann, im zweiten die maximale Geschwindigkeit, mit der Informationen übertragen werden können, die Lichtgeschwindigkeit. Um die Materie als Abschluss des Raums zu verstehen, führte Torben schwarze Löcher als Beispiele an: Hier ist die Materie soweit verdichtet, dass sie zum Raum wird, der sich hinter dem Ereignishorizont verbirgt. Bei dieser Verdichtung findet zugleich auch eine Umkehrung von Raum und Zeit statt: Hinter dem Ereignishorizont gibt es räumlich nur noch eine Richtung, nämlich ins Gravitationszentrum, Während die Zeit in diesem Schwerfeld aufhört, linear fortzuschreiten, und raumartig wird. Um die Energie als Abschluss der Zeit zu verstehen, erläuterte Torben, dass es in einer vollständig statistischen Verteilung der Energie keine Entwicklung und damit auch keine Zeit mehr gibt. Eine in diesem Sinne zu Energie verdichtete Zeit ist ein statistisches Rauschen. Auch dieser Abschluss ist mit einer Umkehr verbunden. Da eine solche zeitlose Energie maximal bestimmt ist, ist ihr Ort maximal unbestimmt. Mit der Zeit verschwindet zugleich auch der Raum. Mit diesen Überlegungen lässt sich das Diagramm noch weiter vervollständigen:



Der Raum muss also als etwas körniges verstanden werden; er ist nicht glatt wie ein Kontinuum. Genauso ist die Zeit grundsätzlich träge und damit so etwas wie Gleichzeitigkeit niemals möglich. Dieses Zusammenspiel von Abschluss und Umkehrung bestimmt die Grenzen des Beobachtbaren und Wahrnehmbaren: Es sind die Grenzen von Sehen und Hören als Strukturen, in denen sich so etwas wie eine Wirklichkeit darstellt, als eine Welt, die sich mit Hilfe dieser Strukturen als Filter selbst erkennt.

Diagramm 4: Ränder

Torben sagte, dass Ränder und Oberflächen die hartnäckigsten Illusionen sind, die es gibt. Sie sind aber nur etwas, was durch das Sehen vermittelt wird; in Wirklichkeit gibt es aber keine Ränder und auch keine Oberflächen. Ränder entstehen in einer Perspektive, die niemals jemand einnehmen kann, nämlich einer Perspektive von außen. Tatsächlich sehen Menschen alles immer nur von innen, sie sind immer Teil von dem dem, was sie wahrnehmen. Das bedeutet, dass alles immer nur aus einer spezifischen Perspektive heraus wahrgenommen werden kann und das Wahrgenommene immer eine Projektion ist; das gilt insbesondere für das Sehen. Jede Wirklichkeit immer nur eine Projektion und aus einer anderen Perspektive erscheint sie als eine andere Projektion. Wirklichkeit ist immer von der Perspektive abhängig, aus der sie wahrgenommen wird.

In der Mathematik gibt es einen ganzen Bereich, der sich mit Räumen beschäftigt, die aus einer Perspektive und damit als Projektion betrachtet werden, die projektive Geometrie. In ihr gibt es keine Unterscheidung zwischen innen und außen, weil Ränder durch die Projektion verschwinden. In der physikalischen Welt wird dieser Umstand deutlich bei Objekten, die grundsätzlich nur aus einer Perspektive beobachtet werden können, wie beispielsweise schwarze Löcher. Rein hypothetisch könnten sie auch von jenseits des Ereignishorizontes beobachtet werden, aber diese Beobachtungen können dann niemals den Ereignishorizont überschreiten und sozusagen nach außen gelangen. Vor diesem Hintergrund macht es keinen Sinn, zwischen einem Inneren und einem Äußeren eines schwarzen Lochs zu unterscheiden; der Ereignishorizont ist kein Rand. Er ist eher wie die Oberfläche einer Kleinschen Flasche oder eines Möbiusbandes: außen und innen zugleich. Was auch immer ihn überschreitet, befindet sich anschließend nicht irgendwo drinnen sondern wieder draußen – oder umgekehrt können wir nicht behaupten, uns außerhalb eines schwarzen Loches zu befinden, wir könnten genauso gut drinnen sein, draußen und drinnen zugleich.

Das betrifft aber nicht nur schwarze Löcher, sondern alles, alle Objekte. Nur da, wo es möglich ist, die Perspektive zu wechseln, wenn auch nur hypothetisch, kann die Illusion entstehen, die Dinge aus einer umfassenden Perspektive betrachten zu können, die sowohl Innen- als auch Außenperspektive bein-

haltet – und damit einen Rand. Aber das ist eine Illusion, die sich darin zeigt, dass nie beides zugleich beobachtet werden kann. Da, wo grundsätzlich, auch hypothetisch, nur eine Perspektive möglich ist, wird diese Illusion offensichtlich, etwa bei der Betrachtung des Universums oder von Elementarteilchen. Das, was in dieser Illusion als Rand erscheint, ist in Wirklichkeit eine grundsätzliche Begrenzung, die zugleich auch einen Widerstand bildet, der sich einem Perspektivwechsel entgegenstellt. In der physikalischen Welt lässt sich das in einem Diagramm darstellen. Mit c ist wieder die Lichtgeschwindigkeit als maximale Geschwindigkeit für Informationen bezeichnet, mit \hbar die Unschärfe von Teilchen- und Wellenaspekt.

makroskopisch:

Raum:	raumartig			zeitartig
			c	
Zeit:	zeitartig			raumartig

mikroskopisch:

Materie:	kompakt			wellenförmig
			\hbar	
Wirkung:	wellenförmig			kompakt

c und \hbar sind also Größen, die den Widerstand beschreiben, der bei einem Perspektivwechsel überwunden werden muss. Sie zeigen damit zugleich die Grenzen des Beobachtbaren auf, die Grenzen dessen, was durch die Wahrnehmung, hier dem Sehen und Hören, als Wirklichkeit in Erscheinung treten kann. Damit sind sie Größen, die für eine Umkehrung stehen und die grundlegenden Charakteristika einer Umkehrung zeigen: die Grenzen – oder den Horizont – des Wirklichen und den Widerstand bei einer Grenzüberschreitung, der auch dann auftritt, wenn die Überschreitung nur hypothetisch, also gedanklich, stattfindet.

Doch Sehen und Hören sind nicht alle Sinneswahrnehmungen, die eine Wirklichkeit erschaffen, die sich erfahren und erleben lässt. Sie sind lediglich diejenigen Sinneswahrnehmung, die sich in einem sprachlichen und damit auch naturwissenschaftlichen Rahmen beschreiben lassen. Was sich anhand dieser

Wahrnehmungen erkennen lässt, gilt aber genauso für die anderen, ob es das Riechen ist, Fühlen und Spüren – auch über individuelle Grenzen hinweg – oder die Körperwahrnehmungen.

Auch ein Individuum ist etwas, was sich nur aus einer Perspektive wahrnehmen lässt, entweder von innen oder von außen; auch hier macht die Unterscheidung von beidem keinen Sinn: Ein Individuum hat kein Inneres oder Äußeres, es hat keinen Rand, sondern erstreckt sich über die gesamte Welt, in der es lebt. Es beinhaltet diese Welt, wie die Welt es beinhaltet. Genauso verhält es sich mit dem Selbst, das wie Salz in Wasser in seiner Welt quasi aufgelöst ist. Erst das Spiegelbild als visuelle Projektion löst es aus der Welt heraus. Möglich ist es, wenn diese äußere Perspektive ein nachvollziehbare ist, etwa wenn sie über die Sprache sozial vermittelt wird: „Du bist Adrian“ - „Ja, das bin ich“. Doch niemand wird jemals die Grenze zwischen diesen Perspektiven überwinden können, um zu überprüfen, ob es wirklich so ist. Es gibt immer das „Du“ oder das „Ich“, nie beides – oder eben die Welt, in der alles ohne Rand oder Grenzen untrennbar miteinander verwoben ist und die vollständig in allem enthalten ist. In dieser Welt konnten Torben und ich uns direkt und unmittelbar begegnen, ohne Sprache, ohne Du oder Ich – und wir begegnen uns immer noch; das merke ich gerade jetzt, wo ich versuche, seine Gedanken nachzuvollziehen und aufzuschreiben. Ohne ihn wäre es mir nicht möglich, diese Aufgabe zu erledigen.

gleichförmigen, statistisch verteilten Zustand abspielt, sondern auch Gesetzmäßigkeiten entstehen. Eine solche Zeit, in der sich die Prinzipien Umkehrung und Abschluss verwirklichen, bildet die Voraussetzung für die Entstehung von Komplexität und Informationen, die sich zu Leben und Individuen verdichten. Die Verdichtung von Komplexität zu Leben bedeutet Abbilden: Das Lebewesen bildet dabei nicht nur seine Umwelt ab, sondern auch die in seiner DNA kodierten molekularen Informationen. Es besteht in dieser Abbildung, es ist nichts anderes als diese Abbildung. Komplexität und Information stehen in einem Verhältnis der Umkehrung zueinander, da ein Zuwachs an Information immer auch mit einer Reduktion der Komplexität verbunden ist. Information bedeutet ja, Teile eines komplexen Systems aus ihrem Kontext herauszulösen und damit aus etwas Umfassenden, was in der gesamten Welt verteilt besteht, etwas lokales werden zu lassen. Informationen verdichten sich so zu Individuen: Der Prozess des Herauslösen eines Selbst aus der Welt, wie Torben und ich ihn als Spätentwickler erlebt haben, spiegelt das Herauslösen einer Information aus der Komplexität einer Welt wider, die zu einem thermodynamischen Gleichgewicht strebt. Dabei ist die Individualisierung von Informationen immer auch mit einem Widerstand verbunden. Auf der Ebene der Teilchen wird dieser Widerstand durch die Unschärferelation beschrieben, auf der eines individuellen Lebewesens tritt er als Tod in Erscheinung. Dieser Widerstand und die Abbildung, die dem Leben zugrunde liegt, durchziehen die Welt als Phänomene, in denen Umkehrung und Abschluss in Erscheinung treten. Sie bilden eine sich selbst erkennende Welt, deren unherauslösbare Aspekte wir sind.

Nachwort

Was ich mit Torben erlebt habe, ist ein Weg zu einem Verständnis der Welt, in dem man sich selbst als diese Welt wahrnimmt, als diese Welt insgesamt, nicht nur als Teil von ihr. Es ist eine Welt, die den Drang hat, sich selbst zu erkennen, und genau dieser Drang ist es, was Torben als Abschluss und Umkehrung bezeichnet hat, als zwei Aspekte, die den Dynamiken dieser Welt zugrunde liegen. Weil es sie gibt, gibt es Wahrnehmung und Erkenntnis – und Leben als eine Äußerung des Drangs dieser Welt, sich selbst wahrzunehmen und zu erkennen. Die Art und Weise, wie Menschen zu sich selbst kommen – und sich dabei zugleich von sich selbst entfremden – verschließt die Erfahrung dieser Welt und verhindert ein Erleben, das sich selbst als nichts anderes als diese Welt erkennt. Daher ist der Weg zu einem solchen Verständnis auch ein Weg zu seinem Sein, das seine eigenen Lebensgrundlagen schafft, statt sie zu verbrauchen und zu zerstören, und wie ich hoffe, ein Weg zu einem zukünftigen und wirklichen In-der-Welt-Sein.



